Erwin Rude

Deutsche Vorgeschichte

im Schulunterricht

Erwin Rude Deutsche Vorgeschichte

Der Bücherschatz des Lehrers



Der Bücherschatz des Lehrers

Herausgegeben von Adolf Rude

Vorbereitungen und Unterrichtsbilder für den Geschichtsunterricht

1. Teil: Deutsche Vorgeschichte im Schulunterricht

Von

Erwin Rude



A. W. Zickfeldt, Verlag, Osterwieck/Harz, Berlin und Leipzig

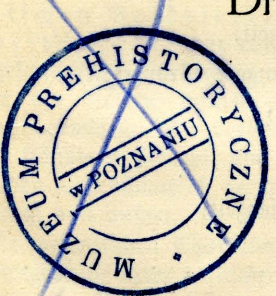
Vorbereitungen und Unterrichtsbilder für den Geschichtsunterricht
1. Teil

Deutsche Vorgeschichte im Schulunterricht

Einzelerzählungen – Unterrichtsentwürfe Tafelskizzen

Von

Dr. Erwin Rude





1 9 3 7

A. W. Zickfeldt, Verlag, Osterwieck/Harz, Berlin und Leipzig

Inhalt.

Einführung.

„Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung sind das Alte Testament des deutschen Volkes; und damit reicht die deutsche Vorgeschichte der Rassenkunde die Hand. Uns interessiert, im Unterschiede zum Forschen des 19. Jahrhunderts, nicht so sehr das, was man „Entwicklung" nannte, das, was veränderlich erschien im politischen und geschichtlichen Fluten der Jahrtausende, sondern uns interessiert heute mehr die Ewigkeit, die Ewigkeit des Bestandes jener Eigenschaften und jenes Charakters und jenes Blutes, das sich durch die Jahrtausende trotz aller Einflüsse und Entwicklungen erhalten hat." Diese Worte hat Alfred Rosenberg auf der 3. Reichstagung für Deutsche Vorgeschichte in Ulm am 18. Oktober 1936 gesprochen. Sie unterstellen unsere gesamte Geschichtswissenschaft in Forschung und Lehre einem neuen und ungemein fruchtbringenden Gesichtspunkt. Es gilt, unterhalb der verwirrend vielfältigen und ständig wechselnden Erscheinungen des geschichtlichen Lebens im eigentlichen Sinne die Substanz unseres Volkes wieder freizulegen als das, was im Wechsel beharrt. Dieses Beharrende, „Ewige", wie es Rosenberg nennt, aber erkennen wir in der heldischen Gesinnung der germanisch-deutschen Volksseele, die das Leben als Kampf und Arbeit bejaht. Ihr Wirken können wir in der Geschichte unentwegt als geschichtliche Wirklichkeit aufzeigen; aber sie ist, wie alles Wertvolle im Leben der Völker, immer auch von dunklen Mächten der Zerstörung bedroht gewesen. So verstehen wir die Geschichte unseres Volkes als einen ständigen Kampf um die Behauptung seiner adligen Art, seines gesunden Lebensmarkes gegen die Gefahren der Überfremdung und Erdrückung von außen, der Erweichung und Aushöhlung von innen.

Alle wesentlichen Charaktereigenschaften der Völker (wie der Einzelnen) sind Ergebnisse ihrer rassischen Veranlagung. Andere, von außen wirkende Kräfte, wie Boden, Klima und Nachbarn, vermögen die ursprünglichen Eigenschaften wohl zur Entfaltung, Steigerung oder Verkümmerung zu bringen, aber sie können sie nicht eigentlich verändern. Geschichte unter dem Gesichtspunkt des Beständigen, des „Ewigen" schreiben, heißt im Grunde also Rassengeschichte treiben. Und die Forderung des Führers aus seinem „Kampf", daß die Geschichte des deutschen Volkes, wie aller Völker, unter rassischem Gesichtspunkt neu zu deuten sei, findet auf diesem Wege die Möglichkeit ihrer Erfüllung.

Nur auf solche Weise wird die Geschichtsschreibung auch wieder den Anschluß an die drängenden Aufgaben der Gegenwart, an die „Politik" ge-

winnen, der ihr im Zeitalter liberalistischer Haltung unter einem lebensfremden Bildungs- und Wissenschaftsbegriff verlorengegangen war. Aufgabe der Politik aber, wie sie heute im nationalsozialistischen Deutschland verstanden und verwirklicht wird, ist im Grunde nichts anderes als die Erhaltung des Volkes. „Zum erstenmal vielleicht, seit es eine Menschheitsgeschichte gibt, ist in diesem Lande die Erkenntnis dahin gelenkt worden, daß von allen Aufgaben, die uns gestellt sind, die erhabenste und damit für den Menschen heiligste, die Erhaltung der von Gott gegebenen blutgebundenen Art ist" (Hitler, Reichstagsrede vom 30. 1. 1937). Eine politisch ausgerichtete Geschichtsforschung kann demnach nur eine solche sein, die dem politischen Führungsmenschen der Gegenwart für seinen Kampf um die Erhaltung des arteigenen Volkes die Waffen schmieden hilft.

Und gerade hierbei hat die Vorgeschichtswissenschaft eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Denn sie allein ist imstande, die ältesten Zeiten der Menschheitsgeschichte aufzudecken und zu zeigen, wie die Rassen entstanden sind und wie sich aus ihnen die Völker entwickelt haben. Diese frühste Geschichte ist noch ganz „anonym": ohne Namen, Einzelpersönlichkeiten, Helden. Immer steht das ganze Volk im Blickfeld des Betrachters. Wenn wir heute Dinge der Vorzeit aus der Erde heben, können wir nicht nach dem persönlichen Geschmack des Handwerkers forschen, der den Tonkrug formte, nicht nach den Lebensschicksalen des einzelnen Kämpfers, der das Bronzeschwert führte, sondern die Gegenstände stellen sich uns als Ausdruck einer überpersönlichen Gesinnung dar; wir schließen aus Werkstoff und Gestalt, Verzierungen und Zweckbestimmungen auf die Werktüchtigkeit, Schmuckfreudigkeit und Lebenshaltung des ganzen Kulturbezirks und damit des ganzen Volkes, dem sie entstammen. So rundet sich die Vielheit des Gegenständlichen zuletzt zur Einheit im Geistigen: in starken und ungebrochenen Farben leuchten aus dem Dunkel der Geschichte die Wesenszüge auf, die jenen frühen Völkern als Rassenmerkmale zugehören und durch die sie sich voneinander unterscheiden. Und sogleich beobachten wir diese völkischen Eigenschaften auch im Kampf, in der Auseinandersetzung mit den feindlichen Gewalten ihrer natürlichen und geschichtlichen Umgebung. Diese Eigenschaften aber und diese Widerstände bilden die Elemente, aus denen Geschichte erwachsen ist. Sie sind das Gleichbleibende, das „Ewige" im Fluß der Entwicklung. Sie vor allem will der politische Mensch der Gegenwart erkennen, und nach ihnen muß er greifen, wenn er eine Politik treiben will, die sich auf das Dauernde gründet und auf das Dauernde wieder abzielt.

Unter dieser — politischen — Zielstellung haben wir auch die deutsche Vorgeschichte in der Schule zu lehren. Wir müssen unsern Schülern zeigen, wie die nordische Rasse aus den urzeitlichen Jahrtausenden unter härtesten Auslesebedingungen zu der ihr eigenen Leistungshöhe heraufgewachsen ist und damit die Geschichte aller europäischen Völker maßgeblich beeinflußt und befruchtet hat; wie dann aus ihrer Wurzel — als reinster und kraftvollster Sproß — das Volk der Germanen erwuchs; und

wie zuletzt aus der germanischen Geschichte sich das deutsche Volk entwickelte, um sich in einer anderthalb Jahrtausende umfassenden, an Wechselfällen und Widerständen überreichen Geschichte seine artgemäße politische Form zu prägen. Das ist der erkenntnismäßige Leitgedanke, der alle Zeitalter von der Urzeit bis zur Gegenwart zusammenfaßt und auch Rassengeschichte und Volksgeschichte zu einer unauflöslichen Einheit verbindet.

Und daraus ergibt sich notwendig auch der erziehliche Gewinn. Wir wissen, daß die Germanen als einziges Volk aus der indogermanischen Völkerfamilie in der nordischen Urheimat seßhaft geblieben sind und sich daher nicht erheblich mit fremdrassigen Völkerschaften gemischt haben. Wir wissen auch, daß sich jede hochgezüchtete Rasse nach einem unumstößlichen Lebensgesetz dort am leistungsfähigsten darstellt, wo sie ihre reinste Ausprägung erfahren hat. Daraus leiten wir die Verpflichtung ab, das uns überkommene wertvolle rassische Erbgut in sorgfältige Pflege zu nehmen, um seine schöpferischen Fähigkeiten unserm Volke und der Menschheit auch für die Zukunft zu sichern.

Das ist die bedeutsame **politische Sinngebung,** die wir bei der Gestaltung unseres Vorgeschichtsunterrichts nie werden aus den Augen verlieren dürfen. Aus ihr ergeben sich dann ohne weiteres auch die Richtlinien für die Auswahl des vorgeschichtlichen Lehrstoffes. Unser Unterricht darf nicht in der Betrachtung bloßer Gerätformen, in rein kulturkundlichen Belehrungen stecken bleiben. Sicherlich ist es eine lohnende Aufgabe, bei passender Gelegenheit z. B. die Entwicklung des Beiles als eines der wichtigsten menschlichen Werkzeuge vom plumpen Faustkeil der Altsteinzeit über Kernbeil und Spalter der mittleren Steinzeit zur kunstgerecht durchbohrten und geschliffenen Axt der Jungsteinzeit und weiter durch die verschiedenen Formen der Bronzezeit bis zur Gestalt unserer heutigen eisernen Axt zu verfolgen, in der sich größtmögliche Einfachheit mit höchster Zweckmäßigkeit paart. Die Schüler lernen auf solche Weise begreifen, daß unsere heutigen Werkzeuge, mit denen wir so gedankenlos umgehen, gerade weil sie so schlicht aussehen, und die wir wegen dieser ihrer Schlichtheit leicht als von jeher gegebene und unveränderliche Gebrauchsgrundformen anzusehen geneigt sind, in Wirklichkeit das Ergebnis einer jahrhunderttausendelangen Entwicklung menschlichen Erfindergeistes und menschlicher Werktüchtigkeit sind. Und in den helleren Köpfen unserer Schüler wacht dann vielleicht ein ehrfürchtiges Staunen auf über die Weite der Menschheitsgeschichte und ihr lückenloses Gefüge, über die Bedeutung des Erbes auch in den geringen Dingen des Alltags und sein Verantwortungsgewicht für die Zukunft.

Wir wollen daher solche kulturkundlichen Betrachtungen zur Vorgeschichte in ihrer erziehlichen Bedeutung nicht gering veranschlagen. Auch aus unterrichtspraktischen Gründen werden wir sie nicht entbehren

können, weil ein bestimmtes Maß derartigen Wissens notwendig ist, um z. B. die Aufeinanderfolge der vorgeschichtlichen Zeitalter zu verstehen oder den nordischen Kreis in seiner kulturellen Besonderheit zu begreifen. Deshalb haben wir in den folgenden Unterrichtsbeispielen der Betrachtung von Waffen und Werkzeugen, von Wohnweisen und Bestattungssitten weitgehende Aufmerksamkeit geschenkt. Doch halten wir grundsätzlich daran fest, daß die kulturkundliche Betrachtungsweise nicht letztlich sinngebend für den Unterricht in der deutschen Vorgeschichte sein darf. Dahinter und darüber sehen wir stets das andere, höhere, politische Ziel, wie wir es oben gekennzeichnet haben.

Der vorgeschichtliche Lehrstoff wird deshalb wenigstens in seinen Grundzügen in allen deutschen Volksschulen ungefähr der gleiche sein müssen. Und eben diese Grundzüge haben wir in den folgenden Unterrichtserzählungen aufzuzeigen versucht. Von allem nicht unbedingt notwendigen Beiwerk ist dabei abgesehen worden. Daß unsere Volksschüler die jungsteinzeitlichen Kulturkreise von Walternienburg und Rössen auseinanderhalten, ist nicht nötig, vielleicht nicht einmal, daß sie den Westkreis vom Donaukreis unterscheiden können. Aber daß sie die gerade rassisch-völkische Entwicklungslinie der Germanen wenigstens durch die letzten drei Jahrtausende vor der Zeitwende verfolgen lernen, ist für die geschichtliche Unterbauung ihrer politischen Gegenwartsbildung von hervorragender Bedeutung.

Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser allgemeingültige vorgeschichtliche Lehrstoff in den verschiedenen deutschen Gauen nicht eine heimatkundliche Färbung erhalten soll. So wird im Südwesten unseres Vaterlandes die Pfahlbaukultur am Bodensee und im Federseemoor als Sonderschöpfung der nordischen Rasse unbedingt berücksichtigt werden müssen; und in den Schulen des deutschen Ostens wird man vielleicht die sogenannte kujawische Form des jungsteinzeitlichen Großsteingrabes oder die ostpommersche Gesichtsurnenkultur der frühen Eisenzeit zur Ergänzung heranziehen oder sogar zum Ausgangspunkt der Betrachtung machen. Aber solchen landschaftlich bestimmten Betrachtungen wird stets doch nur der Wert beizumessen sein, der dem heimatkundlich abgewandelten Geschichtsunterricht grundsätzlich zukommt: im besonderen das Allgemeine aufzuzeigen, durch die Geschichte der engeren Heimat anschauliches Verständnis zu wecken für die Gesamtgeschichte des großen deutschen Volkes.

Wenn in unserm Buche die deutsche Vorgeschichte nur bis zur Zeitwende behandelt ist und die Darstellung also mitten in der großgermanischen Zeit abbricht, so hat das seinen Grund lediglich darin, daß für die folgenden Abschnitte der germanischen Wanderzeit an guten Bearbeitungen für die Zwecke des Unterrichts kein Mangel ist. Auch setzt etwa um die Zeitwende, bei der Berührung der Germanen mit den Römern, die sogenannte „geschichtliche Zeit" ein, über die wir in steigendem Maße durch schriftliche Quellen unterrichtet sind. Die Darstellung wird also von hier ab andern Grundsätzen folgen müssen, als sie in unsern freien vorgeschichtlichen Erzählungen Anwendung gefunden haben.

Wir haben oben schon mehrfach an die **Fragen praktischer Unterrichtsgestaltung** gerührt, denen nun noch einige weitere Bemerkungen gewidmet sein sollen. Es gibt heute bereits eine Fülle von guten Anschauungsmitteln für den Unterricht in der deutschen Vorgeschichte: Bilderwerke, Wandbilder, Wandkarten, werkstoffgetreue Nachbildungen u. ä. Alle diese Hilfsmittel wird der Lehrer, soweit es seine Schulkasse erlaubt, im Unterricht höchst nutzbringend verwenden. Und doch bietet sich der Volksschule kaum eine andere Möglichkeit, einen erfolgversprechenden vorgeschichtlichen Unterricht zu erteilen, als mit Hilfe von lebendigen, anschaulichen und kindertümlichen Erzählungen. Alle sonstigen Anschauungsmittel und selbst Museumsbesuche, soweit solche auf dem Lande überhaupt zu ermöglichen sind, führen nur dann zu lohnenden Ergebnissen, wenn die dabei gesammelten Eindrücke nachträglich durch die plastisch gestaltende Lehrererzählung in geschichtliche Schau umgemünzt werden.

Aber an Schrifttum, das für diesen Zweck unmittelbar brauchbar wäre, fehlt es eigentlich noch. Es gibt zwar einige Jugendschriften, die künstlerisch und sachlich auf beachtlicher Höhe stehen (vgl. die Übersicht am Schluß des Buches); aber sie sind meist inhaltlich und sprachlich zu schwierig. Man muß sich einmal die tatsächlichen Unterrichtsverhältnisse der Volksschule vor Augen halten. In allen ein- bis zweiklassigen Landschulen — und das sind rund ¾ aller Volksschulen in Deutschland — ist im Geschichtsunterricht die gesamte Oberstufe, also das 5. bis 8. Schuljahr, zu einer Abteilung zusammengefaßt. Der Stoff, der geboten werden soll, muß also nach Gehalt und Form auch dem Verständnis zehn- bis elfjähriger Kinder angemessen sein, wenn man nicht auf deren Mitarbeit von vornherein verzichten will. Und erst bei der sachlichen Auswertung der Lehrererzählung kann man der unterschiedlichen geistigen Reife der einzelnen Altersstufen Rechnung tragen. Unsere vorgeschichtlichen Erzählungen müssen also inhaltlich wie sprachlich möglichst einfach gehalten sein.

Sie dürfen auch einen ziemlich beschränkten äußeren Umfang nicht überschreiten. Denn für den vorgeschichtlichen Lehrgang steht, bei den üblichen zwei Geschichtsstunden in jeder Woche, kaum mehr als ein Vierteljahr zur Verfügung, das sind höchstens 20 Stunden insgesamt. Deshalb muß jede einzelne Erzählung so inhaltreich sein, daß sie möglichst ein ganzes vorgeschichtliches Zeitalter kennzeichnet, dabei auch wieder im Umfang so beschränkt, daß sie in einer Stunde dargeboten und in einer zweiten auf den sachlichen Gehalt hin verarbeitet werden kann.

Es zeigt sich also, daß vorgeschichtliche Erzählungen, wenn sie allen diesen Anforderungen genügen sollen, ausdrücklich für die Zwecke der Volksschule erst geschaffen werden müssen. Die folgenden Geschichten wollen als ein erster derartiger Versuch aufgefaßt werden. Sie sind aus der Unterrichtspraxis erwachsen und daher, hoffentlich, auch den Bedürfnissen der Unterrichtswirklichkeit angepaßt. Ihre Unzulänglichkeit, deren sich der Verfasser selber am deutlichsten bewußt ist, möge man der Schwierigkeit

der gestellten Aufgabe zugute halten. Sie liegt vor allem darin begründet, daß sich Geschichte in frei erfundenen Erzählungen nie restlos einfangen läßt. Wenn das schon für neuere, bekannte Zeitabschnitte gilt, so in noch höherem Maße für jene fernen vorgeschichtlichen Zeitalter, über deren seelisch-geistige Haltung unser Wissen wohl immer Stückwerk bleiben wird. Ohne ein gerüttelt Maß nachschaffender Einbildungskraft wird es bei der Gestaltung unserer vorgeschichtlichen Erzählungen daher nicht abgehen. Um so mehr freilich muß die wissenschaftliche Forderung verpflichtend wirken, im Bereich wenigstens des geschichtlich Möglichen zu bleiben.

Im übrigen ist auf der Stufe der Verarbeitung dann noch hinreichend Gelegenheit, der Einbildungskraft in sachlicher Kleinarbeit wieder Zügel anzulegen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse aufzuzeigen, die den Geschichten zugrunde liegen. Winke hierfür sind den Erzählungen jedesmal angefügt worden. Um das Zurechtfinden zu erleichtern, sind den in der „Auswertung" aufgeführten Tatsachen Ziffern beigegeben, die auf die entsprechenden Druckzeilen der Erzählung verweisen. Aber unsere Geschichten bieten für die sachliche Auswertung wohl noch mehr Anhaltspunkte, als in den Vorschlägen für die Verarbeitung zum Ausdruck kommt. Was dabei über das Verständnis zehn- bis zwölfjähriger Kinder hinausführt und für die letzten Schuljahre berechnet ist, wird ohne weiteres erkennbar sein.

Für die Darbietung und Auswertung der Erzählungen hat sich in der Unterrichtspraxis folgendes Verfahren bereits als zweckmäßig erwiesen. Es sei darum hier kurz gekennzeichnet, selbstverständlich ohne daß damit einer bestimmten „Methode" das Wort geredet werden soll.

In einer ersten Stunde wird die Erzählung vom Lehrer verlesen, und zwar nicht in einem Zuge, sondern in 3 bis 4 kleineren Abschnitten. Am Ende jedes Abschnitts wird das Verständnis überprüft und Nichtverstandenes erklärt; wenn es ratsam erscheint, läßt man einen sprachgewandten Schüler das Gehörte noch einmal kurz zusammenfassen. Das Unterrichtsgespräch dieser ersten Stunde erstreckt sich noch nicht auf stoffliche Einzelheiten; die Aufmerksamkeit haftet zunächst ausschließlich an dem Handlungsverlauf, der eigentlichen „Geschichte", der ja erfahrungsgemäß zunächst die ganze ungetrübte Teilnahme der Kinder gehört. In der nächsten Stunde machen wir uns dann an die sachliche Auswertung der Erzählung. Es hat sich als nützlich erwiesen, hierfür schon in der ersten Stunde, in der die Geschichte verlesen wird, die Klasse in kleine Arbeitsgruppen einzuteilen, von denen jede eine andere Aufgabe erhält: Achtet darauf, wie die Menschen aussehen, von denen wir in der Geschichte hören; wie sie wohnen; wie sie sich ihre Nahrung beschaffen; was für Waffen und Werkzeuge sie benutzen; was wir über die Landschaft, die Pflanzen- und Tierwelt erfahren u. ä. Die Schüler machen sich dann, während die Erzählung verlesen wird, kurze Aufzeichnungen. Das beeinträchtigt erfahrungsgemäß ihre Teilnahme an der Geschichte selber nicht wesentlich, und man hat in der nächsten Stunde, wenn die Verarbeitung einsetzt, so-

fort eine Fülle von Ergebnissen zur Hand, und zwar gleich in der wünschenswerten Gliederung. Es wird sich dabei ganz von selbst ergeben, daß wir alles, was wir unserer Erzählung an Einzeltatsachen entnehmen, mit den entsprechenden Tatsachen der voraufgegangenen Geschichte vergleichen. So gewinnen die Schüler das notwendige Verständnis für die geschichtlichen Zusammenhänge und sehen doch gleichzeitig ein, daß es notwendig ist, auf Grund gewisser Unterscheidungsmerkmale den Fluß der Entwicklung wieder in mehrere Abschnitte, in vorgeschichtliche „Zeitalter" einzuteilen. Doch ist jede einzelne Erzählung selbständig und für sich verständlich. So kann man z. B., wenn es an Zeit fehlt, die ersten 4 Erzählungen über die ältere und mittlere Steinzeit fortlassen und gleich mit der Jungsteinzeit beginnen.

Am Schluß der Verarbeitung werden dann die Ergebnisse in einer Übersicht stichwortartig festgehalten, damit wir eine Stütze für das Gedächtnis haben. Unser Buch bringt auch hierfür die nötigen Beispiele.

An welcher Stelle der Darbietung oder Auswertung die vorhandenen Anschauungsmittel (Bilder, Karten u. ä.) einzuführen sind, läßt sich nur von Fall zu Fall entscheiden. In jeder Schule, auch der einfachsten Landschule, sollte wenigstens ein gutes bebildertes vorgeschichtliches Lehrbuch vorhanden sein, oder noch besser eins der neueren vorzüglichen Bilderwerke zur deutschen Vorgeschichte, das in der Klasse bei Bedarf in Umlauf gesetzt werden kann. In kleinen Klassen wird dieses Verfahren ausreichen, in größeren auf Schwierigkeiten stoßen. Da muß dann die Wandtafelzeichnung des Lehrers Ersatz schaffen, die immer eins der wirkungsvollsten Veranschaulichungsmittel bleiben wird. Wir haben deshalb unserm Buche eine Sammlung von Vorlagen für Wandtafelzeichnungen zur Vorgeschichte beigegeben, die absichtlich ganz einfach gehalten sind. Vielleicht können sie auch Anregungen für den Zeichen- und Werkunterricht geben.

Altsteinzeit.

1. Urk, der Urmensch.

(Ältere Altsteinzeit.)

Aus dem Haselnußbusch am Waldrande hob sich vorsichtig ein seltsames Gesicht. Gehörte es einem Menschen oder einem Tier? Wir hätten es kaum sagen können, hätten wir's selber gesehen. Aber dazu hätten wir wohl 100 000 Jahre eher auf die Welt gekommen sein müssen. Unter einer flachen Stirn und weitvorgewölbten Augenbrauenknochen spähten ein Paar große, runde Augen aufmerksam auf die Lichtung hinaus. Urk war es, der Häuptling der Pferdejäger von drunten aus dem Flußtal.

Er war mit ein paar jungen Männern seiner Horde schon am frühen Morgen den felsigen Hang heraufgestiegen, um nach seinen Wildfanggruben zu sehen. In drei Reihen dicht hintereinander zogen sie sich quer über den Grund des kleinen Wiesentals. Die Stelle hatte er selber ausgesucht. Denn hier trat der Wildwechsel aus dem dichten Walde heraus und lief zum großen Tal hinunter. Viel Schweiß hatte es gekostet, die Gruben mit Knüppeln und Steinen in den harten Boden zu wühlen, und viel List war nötig gewesen, sie mit dünnen Zweigen, Erde und Moos immer wieder so zuzudecken, daß das Wild die Falle nicht merkte. Dafür hatten sie auch schon manchen guten Fang darin getan. Riesenhirsche, Antilopen und Wildpferde mit zerschmettertem Genick hatten sie herausgeholt oder mit zerbrochenen Läufen darin zappelnd gefunden, so daß sie ihnen mit der Holzkeule oder dem Fauststein bloß noch den Schädel hatten einzuschlagen brauchen. Nun aber hatte sich schon lange nichts mehr darin gefangen.

Urk starrte zu den Gruben hinüber und wurde sehr schlechter Laune. Denn ihm knurrte der Magen. Wütend fletschte er die furchtbaren Zähne seines mächtig vorspringenden Maules. Dann trat er auf die Lichtung hinaus und winkte seine Begleiter heran. Mit kurzen Worten und Armbewegungen wies er sie an, den Rückweg über die Höhen zu nehmen, um nach frischen Wildpferdspuren zu suchen. Er selber wandte sich nach der andern Seite und trottete am Rande der Lichtung mißmutig zu Tale.

Plötzlich tat er einen Satz seitwärts ins Gebüsch hinein. Aus dem Waldrande gegenüber erscholl ein Schnauben und Brechen. Dann schob sich aus dem dichten Unterholz ein unförmiger Kopf heraus: auf breit vorspringendem Maul saßen zwei furchtbare Hörner, boshaft glühten dahinter

zwei kleine Augen zu Urk herüber. Der glitt eilig tiefer ins Gebüsch
35 hinein. Krachen und Splittern klang hinter ihm auf. Er stürzte voller
Schrecken davon. Einmal stolperte er über eine Baumwurzel und schlug
zu Boden. Der Steinkeil flog ihm aus der Faust ins dichte Gestrüpp
hinein. Er raffte sich auf und hastete besinnungslos weiter, bis sich das
Stampfen und Schnauben des Nashorns hinter ihm seitwärts im wilden
40 Walde verlor. Da stieg er langsamer, aufgeregt vor sich hin brummend,
den felsigen Hang zum Tal hinunter, bis er den Wohnplatz der Horde
erreicht hatte.

Auf einen Steinblock hockte er nieder und lehnte den Rücken an den
warmen Fels. Heiß brannte die hohe Sonne vom wolkenlosen Himmel
45 ihm auf die dunkle behaarte Haut. Die steile Kalksteinwand ihm zu
Häupten leuchtete in grellweißem Licht, und der Höhleneingang neben ihm
stach rabenschwarz dagegen ab. Vom fernen jenseitigen Talrande strich
ein warmer Wind herüber, kräuselte den blanken Spiegel der zahlreichen
Rinnsale des Flusses und kämmte die Schilfstengel am Ufer und die roten
50 und gelben Blütenteppiche von Sauerampfer und Trollblumen auf dem
sumpfigen Grunde. Aber Urk kniff ärgerlich die Augen zusammen. Sein
knurrender Magen meldete sich wieder. Er überlegte, ob er mit seiner
Horde das Tal verlassen sollte, um nach besseren Jagdgründen zu suchen.
Nur eine so gute Höhle wie diese würden sie wohl sobald nicht wieder
55 finden.

Da wurde er aus seinem Grübeln aufgestört: auf dem schmalen Pfade
an der Felswand entlang kamen plappernd ein paar Frauen heran, kleine
plumpe Gestalten, denen das dunkle Haar strähnig ums Gesicht hing.
Einen kurzen Fellschurz trugen sie auf den Hüften. Zweien von ihnen
60 hing ein Säugling, in ein Tierfell gewickelt, vor der Brust. Als sie vor
der Höhle ankamen, warfen sie die Bündel aus Wildpferddecken, die sie
am spitzen Grabstock über der Schulter trugen, auf den Boden und packten
aus: Kräuter und Wurzeln von Sauerampfer, Brennessel und Möhre
kamen zum Vorschein. Die Kinder drängten heran, und die Mütter steckten
65 ihnen ein paar Schnecken und fette Engerlinge zu, die sie als Leckerbissen
wohlgefällig schmatzend sogleich in den Mund schoben.

Urk auf seinem Stein wandte sich verächtlich ab; alle Tage zu Mittag
das fade grüne Gemüse, das den Bauch füllte und nicht satt machte, was
war das für ein erbärmlicher Fraß! Er erhob sich und ging um die Fels-
70 ecke herum, hinter der ein taktmäßiges Klopfen erschallte. Da saßen um
einen flachen Felsstein herum ein paar Männer und schlugen Stein auf
Stein. Sie rückten zusammen, als der Häuptling der Horde zu ihnen
trat. Urk ließ sich neben ihnen nieder, er wollte sich einen neuen Faust-
stein schlagen. Aus einem zusammengetragenen Haufen von Feuerstein-
75 knollen suchte er sich die passendste heraus, drehte sie lange prüfend in der
Hand, um ihre Form und Fügung zu begreifen; dann langte er nach einem
kantigen Handstein von felsiger Art und trieb mit sicheren Schlägen von
dem Feuersteinkern Span auf Span herunter. Allmählich formte sich der
unter seinen kundigen Fingern zu keilförmiger Gestalt. Immer wieder

umschloß ihn Urk mit der Hand, fühlte, wie er unter die Finger paßte, und 80
schlug hier und da noch ein hinderndes Stück herunter. Zuletzt drückte er am untern Ende viele kleine Splitter ab, bis das Ganze in eine grobe Spitze auslief.

Fast war er mit seiner Arbeit fertig, da tönte von fern ein langgezogener Schrei herüber. Gespannt blickten die Männer auf und sahen am Fuße 85
der Felswand einen Mann herangelaufen kommen. Urk erkannte ihn schon von weitem; es war Mo, einer von den jungen Jägern, die er am Morgen auf Wildsuche geschickt hatte. Erregt kam er herangestürmt. „Pferde", schrie er, „viele Pferde!" Und dabei spreizte er alle Finger nach oben, ballte die Fäuste und spreizte die Finger wieder und wieder. Das 90
sollte heißen, daß es s e h r viele Pferde waren, die er gesehen hatte.

Wie der Blitz waren die Männer hochgefahren und zur Höhle geeilt. Sie griffen nach Fauststeinen, Keulen und Stoßlanzen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren. Dann eilten sie davon, Mo als Führer voran. Sie schlugen einen kurzen Trab ein, den sie alle, ohne außer Atem zu kommen, 95
sehr lange durchhielten. Aus zwei benachbarten Höhlen, an denen sie vorüberkamen, schlossen sich die Jäger anderer Horden an. Nach einiger Zeit verlangsamten sie ihren Schritt; durch eine kleine Einsattelung stiegen sie seitwärts den felsigen Hang hinauf.

Auf der Höhe öffnete sich vor ihnen eine weite, grüne Matte, von ein- 100
zelnen Eichen und Haselnußbüschen durchsetzt, in der Ferne von finsterm Walde umkränzt. Vorsichtig pirschten sich die Männer durch das hohe Gras vorwärts. Auf einen Wink Mos gingen sie plötzlich in die Knie. Ihre scharfen Jägeraugen erkannten, noch viele Steinwürfe weit, eine stattliche Herde weidender Wildpferde. 105

Nun übernahm Urk die Leitung der Jagd. Er schickte Mo mit einem Teil der Männer seitlich hinaus, die in großem Bogen die Herde umfassen sollten. Er selber wartete mit den übrigen Leuten, bis von drüben, ganz aus der Ferne, der schrille Ruf eines großen Raubvogels herüberklang. Das war das verabredete Zeichen! Nun kroch auch Urk mit den 110
Seinen vorwärts, ganz langsam; die Jagdgier glühte ihnen aus den weit aufgerissenen Augen. Allmählich schloß sich der Ring um die weidende Herde, wurde enger und enger. Da stieß Urk einen rauhen Schrei aus. Die Tiere warfen ruckartig die Köpfe auf. Die Leithengste stampften unruhig den Boden, begannen erregt auf und ab zu galoppieren. Wieder 115
schrie Urk; da schnellten die Jäger vom Boden auf und drängten vorwärts. Die Herde zog sich zusammen, strebte von der Treiberkette fort und nach der offenen Seite ab. Nun erhoben die Männer ein lautes Gebrüll. Ihre Keulen und Lanzen schwingend, rasten sie vorwärts, hinter den Pferden her. Die polterten in wilder Flucht ab; der Boden donnerte 120
unter den vielen Hufen. Ein alter Leithengst war den anderen voraus, plötzlich riß er sich auf den Hinterbeinen hoch und warf sich seitwärts herum: vor ihm war das Land plötzlich zu Ende, jäh stürzte der felsige Hang zum Flußtal hinunter in die furchtbare Tiefe. Die vordersten der heranstürmenden Tiere erkannten die Gefahr, versuchten hellschreiend, seit- 125

wärts auszubrechen. Aber sie wurden von den blind im dichten Rudel folgenden Tieren mitgerissen. Eine kurze heftige Stauung entstand, dann trug der gewaltige Druck nach vorn die ganze Herde über den Rand des Abgrundes hinaus ins Leere und in die Tiefe. Einzelne Pferde nur hatten 130 sich aus dem Rudel zu lösen vermocht, rasten sinnlos vor Furcht zurück, rannten ein paar von den wild mit den Keulen um sich schlagenden Jägern über den Haufen und gewannen die freie Weite.

Das Brüllen der Männer aber steigerte sich zu wildem Siegesgeschrei. Dann strebten sie eilig auf dem Wege, den sie gekommen, zum großen 135 Tal hinunter und am Fuße der Felsenwand zurück. Sie spürten nichts von den Anstrengungen des langen Jagdzuges, immer erregter wurde ihr Lauf. Und dann stürzten sie gierig in die Masse der ineinandergeschmetterten Pferdeleiber hinein. Wo sich noch ein Körper regte, wo noch ein Huf zuckte, da krachte die schwere Holzkeule nieder. Vorbei die schlimme 140 Hungerzeit, hier lag Fleisch für viele, viele Tage! Die Jäger warfen sich über die Tierleiber und tranken aus den Wunden das warme strömende Blut. Dann trennten sie mit ihren scharfen Steinkeilen die großen Keulen ab, luden sie auf die Schultern und wanderten ihren Höhlen zu.

Die Weiber brachen in grelle Freudenschreie aus, als die Männer mit 145 so reicher Jagdbeute bei ihnen anlangten. Der glimmende Gluthaufe vor dem Höhleneingang wurde zu heller Flamme angefacht. Dahinein legten sie die Fleischstücke zum Braten oder drehten sie darüber am hölzernen Spieß. Längst schon war die Sonne hinter den blauen Bergen des jenseitigen Talrandes hinabgesunken, und vom Flusse her strichen kühl die 150 Nebel der Nacht heran. Aber immer noch hockten die Männer und Weiber und Kinder der Horde schmatzend ums flackernde Feuer und leckten sich die Finger und füllten sich die Bäuche bis zum Platzen. Aber als der helle Mond am Himmel stand, da erhoben sich die Männer und huben mit ihren kurzen, stampfenden Beinen und langen, schlenkernden Armen zu 155 tanzen an. Laut tönten dazu die dunklen Schreie der Weiber durch die Nacht. Sie lobten den guten Geist ihrer Horde, der ihnen so siegreiche Jagd und so schwere Beute geschenkt hatte.

Auswertung.

Wir sprechen zuerst über die **Menschen,** von denen in unserer Geschichte die Rede ist. Ihr Aussehen mutet uns sehr fremdartig an. Wir hören von ihrer niedrigen zurückweichenden Stirn[5]*), von vorstehenden Überaugenknochen[5], vorspringendem Maul mit starken Zähnen[24], von

*) Die Ziffern im Text verweisen auf die entsprechenden Zeilen der Erzählung.

dunkler behaarter Haut[46], dunklen Haaren[59], von langen Armen und kurzen Beinen[155]. Diese Menschen müssen recht plump ausgesehen haben, werden nicht sehr schnell, aber stark und ausdauernd gewesen sein[96]. Sie besaßen mit den sogenannten höheren Affen (z. B. den Schimpansen) wohl mehr Ähnlichkeit als mit dem heutigen Europäer (Abb. 3 u. 4). Es war eine ganz andere, uralte Menschenform.

Woher wissen wir heute noch etwas über sie? Durch Knochenfunde in sehr alten Erdschichten. Der erste Fund dieser Art kam 1856 zu Tage. In der Nähe von Düsseldorf, im Neandertal, fanden Steinbrucharbeiter in einer kleinen Höhle seltsame Knochen, darunter ein Schädeldach (Abb. 1). Professor Fuhlrott in Elberfeld deutete den Fund als Überreste eines Menschen aus unvordenklich alter Zeit. Im nächsten Jahre trug er seine Auffassung einer Versammlung von Naturforschern vor und wurde — verlacht. Namhafte Gelehrte meinten, daß es Knochen eines gichtkranken Greises oder eines blödsinnigen Einsiedlers mit Wasserkopf aus neuerer Zeit seien. Spätere Funde in Belgien und Frankreich (aus den achtziger und den folgenden Jahren) bestätigten dann doch Fuhlrotts Annahme.

Bis heute sind in Europa Reste von etwa 70 solcher Urmenschen gefunden worden, von Südfrankreich über Süd- und Mitteldeutschland (z. B. am Sirgenstein bei Tübingen, bei Taubach-Ehringsdorf in der Nähe von Weimar, Markkleeberg bei Leipzig u. a.) und Mähren bis nach Südrußland und zum Kaukasus hin. Alle diese Funde weisen gleiche Merkmale auf; es handelt sich also um eine in sich einheitliche Menschenform, um eine uralte „Menschenrasse". Man nennt sie, nach dem ersten Fundort, **„Neandertalrasse"**.

Um ihre Erforschung hat sich u. a. der Deutschschweizer Otto Hauser durch seine erfolgreiche Grabungstätigkeit in Südfrankreich (1908) besonders verdient gemacht. Er erzählt darüber sehr anschaulich in seinem Buch „Der Mensch vor 100 000 Jahren": „Ich kam spät abends müde und vom Regen durchnäßt zurück in mein bescheidenes Standquartier. Mein Pferdchen stand im Stall und freute sich des wohlverdienten Hafers. Da kommt ein radfahrender Arbeiter einer meiner Arbeitskolonnen und meldet, man habe kurz vor Feierabend einen Menschenknochen entdeckt, mitten in der frisch abgedeckten Kulturschicht. Kein Halten gibt's mehr. Was kümmert mich Regen und Müdigkeit! Ich nehme ein frisches Pferd, und hinaus geht's in die pechschwarze Nacht.

Den Traber fest in der Hand, die 5 km in kurzen Windungen zu Tal — mit Sturmlaternen zum Fundplatz — und wirklich! ein menschlicher Knochen — da noch einer — ein dritter! Ein neuer Satz im Lesebuch der Vorgeschichte! Die Schicht nie berührt, seit die alten Menschen jene Grotte vor mehr als 100 000 Jahren verließen!

Wie plagte mich die Neugier des Forschers, die Lust, zu sehen, zu finden! Ich wurde mir über die Bedeutung des großen Fundes sofort klar, obschon gar nicht vorauszusehen war, ob überhaupt ein vollständiges Skelett, ob auch ein Schädel vorhanden oder erhalten wäre. Es war das erstemal, daß aus einer völlig unberührten Schicht dieser weit zurückliegenden Epoche genau datierbare Menschenknochen zutage traten. War das Skelett erhalten, so bedeutete der Fund eine ungeheure Bereicherung der Wissenschaft vom Menschen.

Fast wagte ich nicht zu hoffen! Auf alle Fälle ließ ich bis tief in die Nacht über der Stelle Erde hoch anhäufen und sicherte so den bedeutsamen Fleck vor ungebetenen Eingriffen Dritter.

Mitten in der Nacht kehrte ich heim; den Fund wußte ich gesichert; seine Bedeutung blieb noch verborgen. Erst nach vielen Wochen bekam ich eine amtliche Ortskommission zusammen, die der weiteren Aufdeckung beiwohnen und prüfen sollte, ob noch mehr Skeletteile sich fänden und ob sie auch in ungestörter Lagerung sich zeigten.

Mit welcher Spannung ging ich in Gegenwart dieser Kommission daran, den Platz abzudecken, zu prüfen, ob auch ein Schädel da sei! Nach Lage der zuerst entdeckten Knochen berechnete ich die ungefähre Stelle, wo ein Schädel zu vermuten wäre, und richtig — es gelang mir, den oberen Teil des Schädeldachs zu finden und bloßzulegen. Wieviel vom Gesichtsskelett erhalten war, konnte ich nicht feststellen, weil mir sehr daran lag, den Schädel vorläufig ganz unberührt in seiner Schicht zu belassen.

Die ganze Situation nahm ich photographisch auf, ein Protokoll wurde abgefaßt; ohne daß ich die unteren Gesichtspartien erkundete, deckte ich sofort den Fund wieder zu und sicherte ihn auf alle mögliche Art.

Im März 1908 hatte ich die bedeutsame Entdeckung der ersten Knochen gemacht, 5 Wochen später das Vorhandensein des Schädels festgestellt, und bis August war es mir endlich gelungen, eine Sachverständigenkommission hervorragender deutscher Gelehrten zusammenzubekommen, die sich der Mühe unterzogen, nach Südwestfrankreich zu reisen und meine Befunde zu prüfen. Etwa 600 Einladungen hatte ich in alle Länder verschickt, leider waren es nur neun Herren aus Deutschland, die, obendrein noch mit viel Mißtrauen, herkamen; denn auch für sie war die Größe des Fundes unfaßbar.

An der Spitze der Kommission stand Professor Klaatsch. Eine merkwürdige Zufallsfügung war es, daß unter den anderen Herren auch Geheimrat Virchow an der Hebung teilnahm, der Sohn des großen Rudolf Virchow, der ehedem das Vorhandensein einer besonderen Neandertalrasse hartnäckig geleugnet hatte! Der Inhaber des Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Universität Berlin, Professor Kossinna, war mit dabei.

Heiß brannte die Augustsonne auf die Gruppe spannend wartender Gelehrten, keiner sprach ein Wort; es war ein unvergeßlich feierlicher Moment, als ich mit den Händen die Erde sacht abhob und das Schädeldach bloßlegte. Dann traf man die Vorbereitungen zur eigentlichen Hebung. Erst sollte geprüft werden, in welchem Umfang das Gesichtsskelett noch vorhanden wäre; denn die Augenregion, Kiefer- und Kinnpartie sind ausschlaggebend für die rassengeschichtliche Deutung solcher Funde.

Der Schädel erwies sich als sehr morsch und brüchig, es war gar nicht daran zu denken, ihn als Ganzes herauszubekommen. Ich schlug den „anatomischen Abbau" vor. Wie eine Leiche im Präpariersaal abgebaut wird, so sollte auch hier verfahren werden: jedes Stückchen, das man hob, konnte notiert und dann wieder zum Ganzen zusammengefügt werden.

Sorgfältig entblößte Klaatsch Teil um Teil des Gesichts: die Stirnregion wird frei, stark ausgeprägte Knochenwülste über den Augen werden sichtbar, und freudig erklärt der große Gelehrte: „Wenn auch die Kieferpartie, besonders der Unterkiefer, solche primitiven Merkmale zeigt, dann, lieber Herr Hauser, ist Ihre Annahme richtig, dann stehen wir vor dem bedeutendsten anthropologischen Fund, der je gemacht worden ist."

Und weiter ging das mühsame Werk. Das Schädeldach lag abgehoben, die Augen- und Nasenregion frei, die Zähne des Oberkiefers zeigten sich, und welche Prachtzähne in wunderbarer Erhaltung! Die Bezahnung des Unterkiefers hob sich vom Erdboden ab: wieder 16 wohlerhaltene Zähne und fest im Kiefer sitzend; ein Fingerstrich unter dem Unterkiefer — er löst sich — er liegt klar auf der Hand — ein Freudenruf des temperamentvollen großen Forschers, er umarmt mich: „Wir haben's gefunden, es ist Neandertal in seiner ganzen furchtbaren Massigkeit."

Der 12. August war doch ein gesegneter Tag.

Aber nicht nur das Skelett redete eine mächtige Sprache. Das Lesebuch der Erde offenbarte uns noch viel mehr! Alle Anzeichen sprachen dafür, daß die alte Höhlenhorde den 16—18jährigen Mann pietätvoll bestattet hatte. Wegzehrung in Form gebrannter Bisonkeulen, schöne Feuersteinwerkzeuge — die schönsten seiner Sippe — lagen bei der Hand, der Kopf des Toten war wie zum Schlaf auf eine Art Steinkissen gebettet: unverkennbare Zeichen absichtlicher Leichenbestattung. Eine Grabstätte aus grauferner Urzeit! Der Mensch selbst plump, mit noch tierähnlichem Ausdruck, mit stark hervorragenden Wülsten über den Augen, fliehender Stirn, schauerlich massigem Kiefer und ohne Kinn; kurz und gedrungen der Körper, und der Träger dieser Knochen noch ohne eigentliche Sprache — und doch schon regelrechte Bestattung. Nahrungsmitgabe ins stille Grab und dienliche Werkzeuge für seine Todesfahrt!

Robinson hat auf seiner Insel nicht so kümmerlich gelebt wie diese Urzeitmenschen, und doch dämmerte in diesen Schädeln die Vorstellung von einem Weiterleben nach dem Tode."

Die „Neandertaler" stellen die älteste in Europa deutlich nachweisbare Menschenrasse dar. Auch der bekannte Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg (1907 gehoben) (Abb. 2), der eine ganz besonders plumpe und urtümliche Form zeigt, steht der Neandertalrasse nahe. Überreste einer noch älteren Menschenform sind neuerdings in Asien gefunden worden, und zwar zuerst 1890 durch den französischen Arzt Dubois bei Trinil auf Java ein Schädeldach, und in neuster Zeit, 1929 und 1930, bei Peking in China noch zwei weitere Schädel. Alle drei weisen ziemlich übereinstimmende Formen auf; sie sind vorn und hinten stark abgeschrägt und im ganzen noch flacher als der Neandertalschädel. Sie unterscheiden sich kaum vom Schädel eines Menschenaffen (Gibbon), nur sind sie etwas größer. Diese Schädel stellen Überreste der ältesten Menschenrasse dar, die auf Erden jemals gelebt hat. Es müssen Menschen gewesen sein, die in Gestalt und Lebensweise dem Affen gewiß näherstanden als dem heutigen Menschen; „Affenmenschen" nennt sie daher die Wissenschaft. Aus einer ähnlichen urtümlichen Menschenrasse sind in Europa die Neandertaler hervorgegangen.

Was entnehmen wir unserer Erzählung nun über die **Lebensweise der Neandertalmenschen**? Sie lebten hordenweise zusammen[53, 97], wohl unter Führung des Stärksten oder Klügsten[7, 94], in Höhlen[46] oder auch im Freien. Sie waren noch nicht eigentlich seßhaft[53]. Zur Nahrung sammelten die Frauen wildwachsende Früchte, eßbare Blätter, Wurzeln, Kleintiere[64 f.]. Die Männer jagten mit Wildfanggruben[9] und Treiben über Felsabstürze[106 f.]. Ihr Aufenthalt war also abhängig vom vorhandenen Tierreichtum[53]. Sie lebten als (niedere) „Jäger und Sammler".

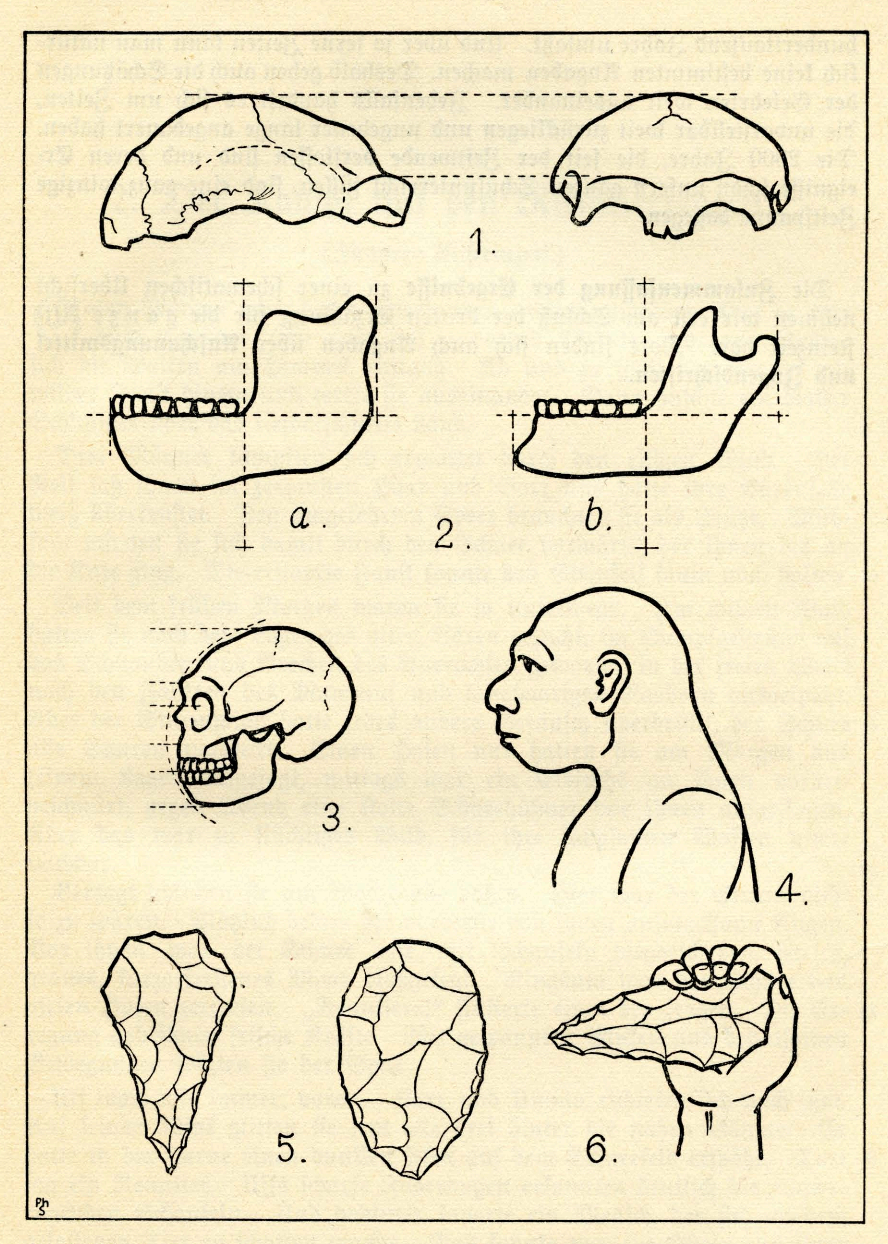
Ihre **Waffen und Werkzeuge** bestanden aus behauenem Feuerstein[71 f.]. Deshalb nennt man die ganze Zeit **„Steinzeit"**. Daneben gab es gewiß auch Werkzeuge aus Holz (Keulen, Lanzen)[20, 93], die nicht erhalten geblieben sind. Der Faustkeil[20] war Waffe und Werkzeug zugleich, einfache Ausgangsform einer langen Entwicklung zu immer kunstvolleren Werkzeugen späterer Zeitalter (Abb. 5 u. 6). Wie einfach ist die Gestalt eines solchen Faustkeils im Vergleich zu den vielgestaltig ausgeklügelten Werkzeugmaschinen der gegenwärtigen Menschheit! Und doch setzt seine Verfertigung bereits viel Erfindungskraft, Materialkenntnis und handwerkliche Geschicklichkeit voraus, wie es unsre Erzählung begreiflich zu machen versucht[74 f.]. So ist auch der Faustkeil in seiner einfachsten Form sicherlich nicht das Ergebnis einer raschen glücklichen Erfindung, sondern einer unendlich langen Entwicklung und ständigen Verbesserung. Gerade diese ersten tastenden Bemühungen der Menschheit um ein Werkzeug zur Erleichterung und Sicherung ihres Daseins müssen uns mit Bewunderung erfüllen. Denn mit dem behauenen Faustkeil erhob sich der Mensch zum erstenmal über das werkzeuglose Tier.

Aber auch das **Feuer** war dem Urmenschen schon bekannt[146]. Er fing es im Anfang wohl aus Blitzzündungen, Wald- und Steppenbränden ein und nährte es als kostbarsten Besitz. — Auf Regungen echten Menschentums deuten auch die Bemerkungen am Schluß der Erzählung über den Geisterglauben hin[156]. In der gleichen Richtung liegen die von Otto Hauser erwähnten Anzeichen absichtlicher Totenbestattung und Totenfürsorge. Nicht also nur in der Gestaltung seiner Gebrauchsgegenstände, auch in solchen einfachen Äußerungen seelischen Lebens tritt der Menschengeist in diesen äußerlich noch tierähnlichen Neandertalern seine weite Wanderung zu immer höheren Zielen an.

Wir stellen nun noch zusammen, was wir der Erzählung über die **Landschaft, Tier- und Pflanzenwelt** entnehmen. Von einem Flußtal[7] mit Kalksteinwänden[45] ist die Rede, von Höhlen, wie sie in solchen Gebieten durch Auswaschung ehemaliger Flüsse[49] entstanden sind. Die meisten altsteinzeitlichen Funde stammen daher aus höhlenreichen Kalkgebirgen (Südfrankreich, Schwäbischer Alb, Kroatien). — Die Tierwelt mutet fremdartig an: wir hören von einem Nashorn[39], von Riesenhirschen[17], Antilopen[18], Wildpferden[106 f.]. Daneben gab es noch Altelefanten und Flußpferde, also Tiere eines wärmeren Klimas. Tatsächlich lag die Durchschnittstemperatur zu jener Zeit um einige Grade höher als heute[44]. Sie rief auch einen üppigen Pflanzenwuchs hervor[49]; Urwald[102] war verbreitet. (Sollten die Schüler schon entsprechende erdkundliche Kenntnisse besitzen, so kann man hier den Begriff der „letzten Zwischeneiszeit" einführen. Sonst bieten die nächsten Erzählungen die nötigen Anhaltspunkte dafür.)

In welcher Zeit spielt nun unsre Geschichte? In der Erzählung ist es angedeutet: vor 100 000 Jahren[4]. Das kann natürlich nur eine ganz ungefähre Schätzung sein. Wahrscheinlich hat die Zeit, in der die Neandertalhorden weite Gebiete Europas durchzogen, mehrere

Tafel 1. **Ältere Altsteinzeit** (zur Erzählung: Urk, der Urmensch).



1. Schädeldach des Neandertalers. — 2. Unterkiefer von Mauer (a) im Vergleich mit einem heutigen Europäer (b). — 3. Schädel eines Neandertalers. — 4. Vermutliches Aussehen eines Neandertalers (ohne Behaarung). — 5. Faustkeile. — 6. Faustkeil in der Hand.

hunderttausend Jahre umfaßt. Und über so ferne Zeiten kann man natürlich keine bestimmten Angaben machen. Deshalb gehen auch die Schätzungen der Gelehrten weit auseinander. Jedenfalls handelt es sich um Zeiten, die unvorstellbar weit zurückliegen und ungeheuer lange angedauert haben. Die 2000 Jahre, die seit der Zeitwende verflossen sind und deren Ereignisse schon unsern ganzen Schulunterricht füllen, sind eine ganz winzige Zeitspanne dagegen.

Die **Zusammenfassung der Ergebnisse** zu einer schematischen Übersicht nehmen wir erst am Schluß der dritten Erzählung für die ganze Altsteinzeit vor. Dort finden sich auch Angaben über **Anschauungsmittel und Jugendschriften.**

2. Der Kampf mit den Renntierjägern.

(Jüngere Altsteinzeit.)

Gegen Morgen hatte das Schneetreiben endlich aufgehört. Aber es war auch tagsüber nicht recht hell geworden. Niedrig und grau schoben sich die Wolken am Himmel entlang. Ab und zu griff der Sturm mit wilder Faust hinein und zerrte sie auseinander. Dann huschte ein blasser Schimmer über das tiefverschneite Land. 5

Drei Männer kämpften sich ermattet durch den eisigen Wind. Der Reif saß ihnen im zerzausten Haar und Bart und hatte ihre Bärenfelle weiß überkrustet. Den umgekehrten Speer brauchten sie als Stütze. Mühsam tasteten sie sich damit durch den Schnee vorwärts, der ihnen bis an die Knie ging. Die erstarrte Faust konnte den Steinkeil kaum noch halten. 10

Seit dem frühen Morgen waren sie so unterwegs. Im wilden Wald hatten sie nach dem Lager des alten Bären gesucht, im Sumpfgestrüpp auf das Schnauben und Brechen des Auerochsen gewartet, in der freien Weite nach den Fährten des Mammut und langhaarigen Nashorn ausgespäht. Aber der Sturmwind hatte jedes andere Geräusch überbrüllt, der Schnee 15 alle Spuren zugedeckt. Einen Hasen nur hatten sie am Morgen aus seinem Lager aufgejagt, mittags war ein Eisfuchs an ihnen vorbeigeschnürt, gegen Abend eine Kette Schneehühner vor ihnen aufgeflogen. Aber das war zu flüchtiges Wild, für ihre langsamen Waffen unerreichbar. 20

Verzagt schlichen sie am Waldrande dahin. Hier war der Sturm nicht so zu spüren. Plötzlich bekam der vorderste von ihnen aufmerksame Augen. Vor ihnen war der Schnee wie mit Schaufeln weggeschoben, hartes, graues, kurzgefressenes Moos bloßgelegt. Ringsum war der Schnee von vielen Hufen zertreten. „Renntiere!" flüsterte einer der Jäger. Die Er- 25 regung gab ihnen frische Kräfte. Mit gespannten Blicken und behutsamen Bewegungen folgten sie der Spur.

Uff war, wie immer, voran. Karr und Ummo richteten sich nach ihm. Auf seinen Wink glitten sie jetzt alle drei hinter die nahen Bäume. Er hatte in der Ferne einen dunklen Fleck auf dem Schneefeld erspäht. Dort 30 lag ein Renntier. Uffs scharfe Jägeraugen erkannten deutlich die emporragenden Schaufeln. Und dahinter kauerte ein Mensch, der sich an dem gefallenen Tier zu schaffen machte. Das konnte nur ein Jäger aus ihrer Horde, aus der Horde der Bärentöter sein. Wilde Gier nach dem frischen Fleisch und warmen Tierblut überfiel sie. Schreiend und die Speere 35 schwingend eilten sie auf die Beute zu. Da fuhr der Mann da drüben

empor und riß eine lange gebogene Rute hoch. Ein schwirrender Ton erklang. Ummo griff sich mit der Hand an die Kehle. Eine dünne Gerte war ihm durch den Hals gefahren. Mit einem gurgelnden Schrei taumelte er zu Boden. Die andern beiden riß der Schreck zusammen. Das dort war gar kein Genosse ihrer Horde, das war ein Fremder, ein Feind, der ihnen die Beute nicht gönnen wollte! Sinnlos vor Wut sprangen sie durch den Schnee auf den Gegner los. Mit gewaltigem Anprall suchte Karr ihn umzurennen. Doch der Fremde war stark und gewandt wie ein böses Tier. Noch im Fallen riß er Karr seine scharfe Waffe durch die Kehle. Im gleichen Augenblick aber schmetterte Uff ihm seinen Faustkeil auf den Schädel, daß beide Männer ineinandergekrallt sterbend in den Schnee rollten.

Uff warf sich auf die Knie und riß den Fremden herum. Er zitterte vor Erregung. Noch nie war ein fremder Mann in die Jagdgründe seiner Horde eingedrungen. Er starrte den Unbekannten an und seine Augen weiteten sich vor Erstaunen. Der Tote hatte ein Gesicht, wie er es noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Mit scheuen Fingern betastete er die Stirn, die gerade und hoch über den Augen emporstrebte, die lange schmale Nase, das kräftige, vorstehende Kinn. Dann fiel sein Blick auf die Waffe, die dem Toten aus der Hand gefallen war. Wieder mußte er sich sehr wundern. Keiner von der Horde der Bärentöter hatte je solche Waffe besessen. Das war kein Faustkeil, wie sie ihn alle kannten; das war ein kunstvoll von der Steinknolle abgeschlagener schmaler Span, an der einen Seite durch viele kleine steile Abschläge zu einer langen scharfen Schneide hergerichtet. Ein gefährliches Ding; Karrs durchschnittene Kehle bezeugte das.

Uff sah zu ihm hinüber. Im gleichen Augenblick aber schnellte er hoch. Aus dem nahen Waldrand traten viele Männer ins Freie. Lauter fremde Jäger waren es, das erkannte Uff sogleich an ihrer engen Kleidung aus Renntierfellen, wie sie auch der Tote trug. In langen Sätzen floh er davon. Ein vielstimmiger Schrei klang hinter ihm auf. Er fühlte einen Schlag und Schmerz an der Schulter. Dann hatte er das schützende Gestrüpp erreicht. Hier kannte er jede Stelle. Rasch schlug er ein paar Haken, dann sprang er in die wohlbekannte Felsrinne hinein und sauste im stiebenden Schneestaub darin zu Tale. Unten raffte er sich auf und lief, keuchend vor Anstrengung, an der Felswand entlang, bis er die Höhle erreichte.

Mit einem langgezogenen Klageruf trat er in sie ein. Aus warmem Dunst und Qualm drängten ihm vom Feuer her die Leute der Horde entgegen. Als sie sahen, daß er allein und mit leeren Händen kam, erhoben sie ein lautes Jammergeschrei. Der alte Häuptling zog ihn neben sich auf einen Steinsitz nieder. Uff warf seinen schweren Pelz ab. Der Häuptling griff danach und riß aus ihm eine lange dünne Gerte heraus. Aufmerksam betrachtete er sie. An dem einen Ende saß ein flacher, spitz zugeschlagener Steinsplitter. Mit rötlichem Harz und einer herumgewickelten dünnen Tiersehne war er an der Gerte befestigt. „Die

fliegende Waffe der Renntierjäger!" rief Uff. Er sprang wieder auf. Schreiend und mit wilden Armbewegungen berichtete er von seinem Erlebnis, von Ummos und Karrs schnellem Tode. Die ganze Horde umdrängte ihn, begleitete seinen Bericht mit aufgeregten und klagenden Rufen.

Dann rief der Häuptling die Männer zur Beratung zusammen. Kein Zweifel, die fremden Jäger würden die Höhle finden. Dann gab es einen Kampf auf Leben und Tod. Ein paar der jungen Männer wurden zu den Nachbarhorden entsandt. Alle fanden sich noch in der Nacht in der Höhle der Bärentöter ein. Die war geräumig genug. Endlos zog sich ihr Spalt in das gähnende Dunkel des Berges hinein. An den Wänden entlang, auf Fellen und Haufen dürren Reisigs, lagerten sich die Weiber und ihre Kinder. Die Männer saßen in der Nähe des Eingangs, den Rücken gegen die Felswand gelehnt, Speer und Faustkeil neben sich.

Der Häuptling hockte wieder neben dem Feuer nieder. Sein Blick wanderte die Reihen der Männer entlang. Sorgenvoll schaute er drein. Die Schar seiner Jäger war klein geworden in der letzten Zeit. Viele hatten die bösen Geister sterben lassen, die unsichtbar Männern, Frauen und Kindern in den Schlund fuhren und die Leiber von innen her auffraßen, daß sie dünn und kraftlos wurden und der Atem krächzend ihnen aus dem Halse kam. Kein Zauber wollte dagegen helfen. Viele waren auch am Hunger zugrunde gegangen. Solange man denken konnte, waren die Winter immer länger und kälter, die Jagden auf das große Wild immer schlechter geworden. Manche der Nachbarhorden waren ganz ausgestorben, andere fortgezogen, in der Fremde bessere Jagdgründe zu suchen. Was übrig geblieben war, lag hier in der Höhle beisammen und wartete auf den schlimmen Morgen.

Der Alte erhob sich mühsam und trat vor die Höhle hinaus. Neben dem Eingang, hinter einem großen Stein verborgen, saß der Wächter, tief in sein Bärenfell vermummt. Über den Höhen jenseits des Tals dämmerte der graue Tag herauf. Lautlos fielen einzelne Schneeflocken. Der Bach im Grunde gurgelte unter seiner Eisdecke, die der Frost zerbrochen hatte.

Plötzlich fuhr der Häuptling zusammen. Ein klatschender Schlag war dicht neben ihm gegen die Felswand gefahren; eine zersplitterte Gerte fiel ihm vor die Füße. Aus dem Gestrüpp des Bachgrundes tauchten schattenhaft ein paar Männer empor. Immer größer wurde ihre Zahl. Schreiend klommen sie den steilen Hang herauf. Aus der Höhle quollen die Bärentöter hervor. Mit Speer und Faustkeil erwarteten sie den Ansturm der Feinde. Aber ein Hagel von fliegenden Gerten schlug ihnen entgegen. Viele von ihnen rollten getroffen in den Schnee. Dann waren die Feinde heran, schlanke, biegsame, flinkfüßige Gestalten. Der starke Uff warf den ersten mit einem Fußtritt über den Felsen hinab, schlug dem nächsten den Faustkeil ins Gesicht, faßte einen dritten um die Hüften und schmetterte ihn gegen die Felsenwand. Dann wurde er von hinten zu Boden gerissen, fühlte im wütenden Kampf einen scharfen Schmerz den Arm herauf. Zuletzt verlor er den Boden unter den Füßen und rollte

den Steilhang hinab. Im Gestrüpp des Bachgrundes raffte er sich wieder
130 auf. Aber der Kampf war oben schon zu Ende. Der Siegesruf der Feinde
jubelte von der Höhe herab.

Uff duckte sich wieder zusammen und kroch zwischen Binsen und Buschwerk den Bachlauf abwärts. Noch ein anderer Jäger seiner Horde gesellte sich zu ihm, verwundet und blutend wie er. Als sie am Talausgang an-
135 langten, mußten sie sich ausruhen. Sie hockten in den Schnee nieder und schauten in das Tal zurück, das, solange sie denken konnten, der Wohnsitz der Bärentöter gewesen war. Nach einer Weile wankten sie weiter. Ein eisiger Wind biß ihnen ins Gesicht. Dichtes Schneetreiben schlug hinter ihnen zusammen.

Auswertung.

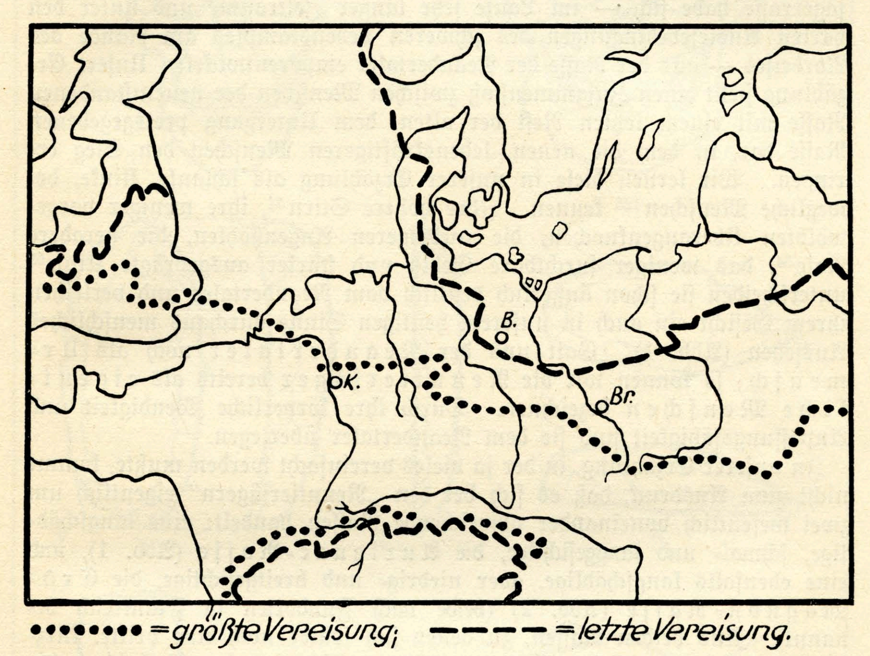
Die Auswertung erfolgt zweckmäßig derart, daß die Schüler die in der Erzählung geschilderten Witterungsverhältnisse, Pflanzen und Tiere, sowie die Menschen mit ihren Lebensgewohnheiten, Werkzeugen und Waffen mit denen der vorigen Geschichte vergleichen.

Eine **Witterungsverschlechterung** stellen wir zunächst fest[1 f.]. In der Erzählung ist angedeutet, daß es sich nicht um einen jahreszeitlichen Witterungsumschlag, sondern um einen Klimasturz handelt[103]. Eine kalte Zeit mit kurzen Sommern und langen Wintern ist heraufgezogen: die **Eiszeit**. Ihre Ursachen kennen wir nicht. Aber es scheint, als ob das Klima der Erde von jeher solchen langsamen und starken Schwankungen unterworfen gewesen ist.

Wir setzen voraus, daß den Schülern das Wichtigste über die Eiszeit schon vom Erdkundeunterricht her bekannt ist. Das mag dann hier kurz wiederholt werden. Dabei legen wir Wert auf die Feststellung, daß die Eiszeit keine in sich einheitliche Kälteperiode gewesen, sondern von zwei oder drei Zwischeneiszeiten („Wärmezeiten") unterbrochen worden ist. Die vorletzte Eiszeit war wohl die längste und strengste. In ihr erreichte der von Norden herandrängende skandinavische Gletscher den Rand der mitteldeutschen Gebirge und der von Süden herangleitende Alpengletscher etwa die Linie der heutigen Donau (s. Skizze 1). Was dazwischen lag, war sturmübertostes, unwirtliches Gebirgsland und bot menschlichen Lebewesen keine Daseinsmöglichkeiten. Als das Wetter dann langsam besser wurde und die Gletscher zurückwichen, da drangen, wahrscheinlich von Westen her, die ersten Menschen in Mitteldeutschland ein. Es sind die Neandertaler, die wir in der ersten Erzählung kennenlernten. Sie lebten also in der letzten Zwischeneiszeit, die eine Wärmezeit gewesen ist und deren Durchschnittstemperatur sogar wohl um einige Grade höher lag als unsere heutige. So hörten wir in der ersten Geschichte also auch von Tieren, die nur in

einem wärmeren (subtropischen) Klima leben können (Elefanten, Flußpferden, Antilopen u. a.).

Aber diese Wärmezeit mußte noch einmal einer neuen Kälteperiode weichen: die letzte Eiszeit zog über Europa und Deutschland herauf. Sie war nicht ganz so streng wie die voraufgegangene. Der Nordgletscher erreichte jetzt nur eine Linie, die etwa von der Weichsel bei Thorn (man nennt diese letzte Eiszeit in Norddeutschland daher auch die „Weichseleiszeit") an der Netze und Warthe entlang bis zur Oder und weiter mit



Skizze 1: Nordeuropa in der Eiszeit.

dem Finowbach bis zur Havel und Elbe zieht. Doch genügte der neue Kälteeinbruch vollauf, das freundlichere **Landschaftsbild** der Zwischeneiszeit wieder vollkommen zu verändern. Der dichte Wald, von weiten, mit Wild bevölkerten Grassteppen unterbrochen, ist vernichtet. Am Rande der Gletscher dehnt sich die unwirtliche Tundra, die sumpfige Moos- und Flechtensteppe [24].

Und auch die wärmeliebende **Tierwelt** der Zwischeneiszeit ist verschwunden. Dafür erscheinen andere Tiere, die sich mit dem langen und harten Eiszeitwinter abzufinden verstehen: Mammut [14], wollhaariges Nashorn [14], Auerochse [13], Renntier [25], Eisfuchs [17], Schneehase [16], Schneehuhn [18].

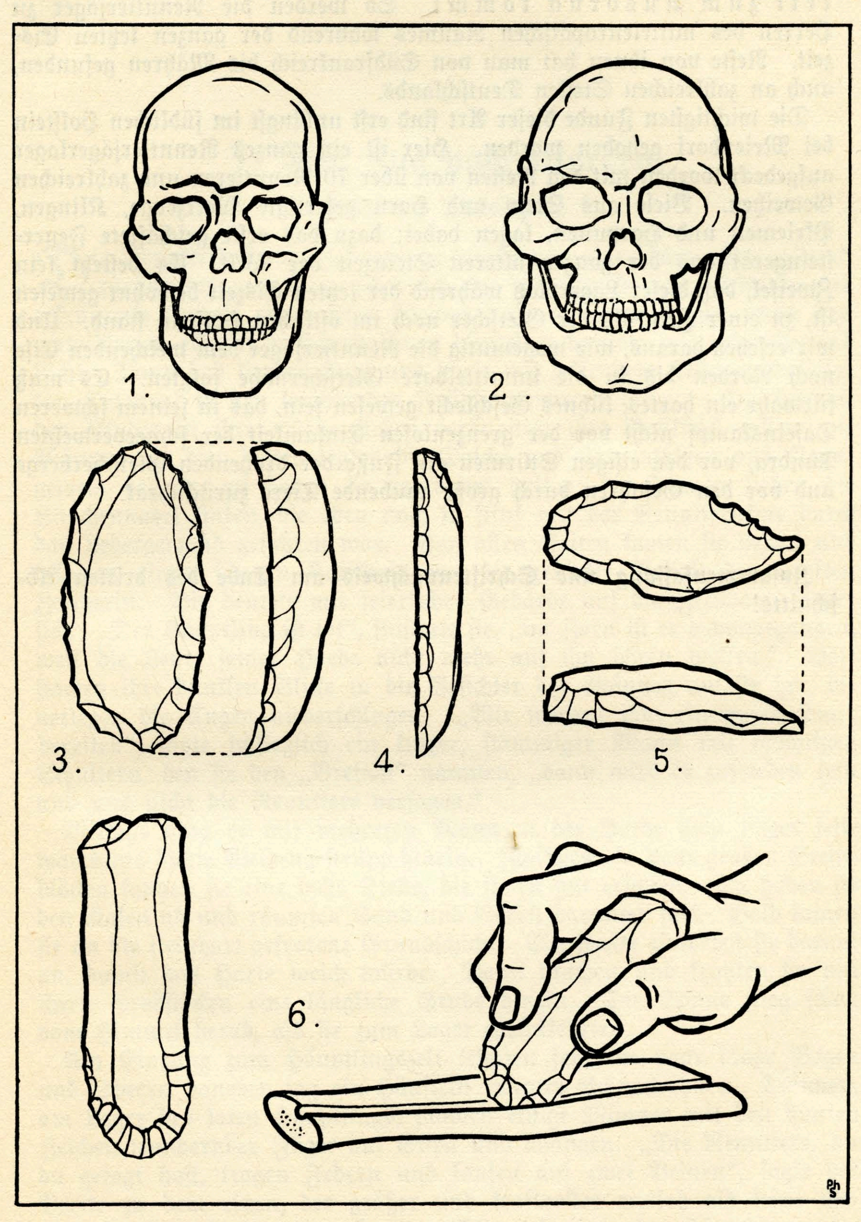
Aber auch der **Mensch** der letzten Zwischeneiszeit, der Neandertaler, ist dem veränderten, mörderischen Klima nicht gewachsen. Er erliegt der Kälte, dem Hunger [103], geht an Krankheiten zugrunde [99] und verschwindet

für immer aus der Menschheitsgeschichte. An seine Stelle tritt eine neue Menschenrasse, die der **„Renntierjäger"**[83] (von der Forschung auch **„Lößrasse"** genannt). Früher glaubte man, beide Rassen hätten nichts miteinander gemein; die Renntierjäger seien aus dem Osten eingewandert und hätten den Neandertaler verdrängt oder ausgerottet. Inzwischen aber sind so zahlreiche Überreste eiszeitlicher Menschen gefunden worden, die Übergangsstufen von den Neandertalern zu den Renntierjägern darstellen, daß die Annahme immer mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, die Renntierjägerrasse habe sich — im Laufe sehr langer Zeiträume und unter den harten Auslesebedingungen des schweren Lebenskampfes am Rande des Nordeises — aus der Rasse der Neandertaler emporentwickelt. Unsere Erzählung stellt einen Zusammenstoß zwischen Menschen der neuentstandenen Rasse mit einem letzten Rest der alten, dem Untergang preisgegebenen Rasse dar, in dem die neuen, lebenskräftigeren Menschen den Sieg erringen. Wir lernen diese in unserer Erzählung als schlanke, flinke, bewegliche Menschen[123] kennen. Ihre höhere Stirn[54], ihre weniger vorgewölbten Überaugenknochen, die niedrigeren Augenhöhlen, die geradere Nase[54], das weniger furchtbare Gebiß und stärker ausgeprägte Kinn[55] unterscheiden sie schon äußerlich deutlich vom Neandertaler und verleihen ihrem Gesicht ein auch in unserem heutigen Sinne durchaus menschliches Aussehen (Abb. 1). Galt uns der Neandertaler noch als Urmensch, so können wir die Renntierjäger bereits als eigentliche Menschen bezeichnen. Durch ihre körperliche Wendigkeit und Anpassungsfähigkeit sind sie dem Neandertaler überlegen.

In unserer Erzählung, in der ja vieles vereinfacht werden mußte, kommt nicht zum Ausdruck, daß es sich bei den „Renntierjägern" eigentlich um zwei wesentlich voneinander abweichende Rassen handelt: eine langschädlige, schmal- und langgesichtige, die Aurignac-Rasse (Abb. 1), und eine ebenfalls langschädlige, aber niedrig- und breitgesichtige, die Crô-Magnon-Rasse (Abb. 2) (beide nach Fundorten in Frankreich benannt). Aus beiden Rassen, zu denen sich später noch eine dritte, kurzköpfige, gesellt, hat sich während der letzten Eis- und der Nacheiszeit die nord- und mitteleuropäische Menschheit entwickelt.

Aus unserer Erzählung entnehmen wir ferner, daß auch die Waffen und Werkzeuge der Renntierjäger vollkommener sind als die der Neandertaler. An die Stelle des rohen Faustkeils tritt die sorgfältiger bearbeitete Klinge[58 f.] (Abb. 3 u. 4). Andre Formen wie Schaber (Abb. 6), Kratzer und Bohrer (Abb. 5) beweisen, daß die Renntierjäger mit wachsender Geschicklichkeit den Feuerstein ihren verschiedenartigen werktätigen Verrichtungen anzupassen verstanden. Mit Bogen und Pfeil (die in Wirklichkeit allerdings erst gegen Ende der Altsteinzeit in Gebrauch kommen) erfinden sie sich eine gefährliche Kampfwaffe und ihr wirkungsvollstes Jagdgerät[36 f., 79 f., 121]. Wir beobachten hier zum erstenmal, daß die Ungleichheit der Menschenrassen nicht nur in der äußeren Körpergestalt, sondern auch in der unterschiedlichen geistigen Begabung und Leistungsfähig-

Tafel 2. Jüngere Altsteinzeit (zur Erzählung: Der Kampf mit den Renntierjägern).



1. Schädel eines Renntierjägers der Aurignac-Rasse. — 2. Schädel eines Renntierjägers der Cro-Magnon-Rasse. — 3. Klingenkratzer. — 4. Spitze schmale Klinge. — 5. Stichel. — 6. Schaber und seine Handhabung.

keit zum Ausdruck kommt. So werden die Renntierjäger zu Herren des mitteleuropäischen Raumes während der ganzen letzten Eiszeit. Reste von ihnen hat man von Südfrankreich bis Mähren gefunden, auch an zahlreichen Stellen Deutschlands.

Die wichtigsten Funde dieser Art sind erst unlängst im südlichen Holstein bei Meiendorf gehoben worden. Hier ist ein ganzes Renntierjägerlager aufgedeckt worden mit den Resten von über 70 Renntieren und zahlreichen Geweihen. Viele aus Stein und Horn gefertigte Werkzeuge, Klingen, Pfriemen und Harpunen, lagen dabei; dazu das erste geschäftete Feuersteingerät aus der ganzen älteren Steinzeit der Welt. Es besteht kein Zweifel, daß dieser Lagerplatz während der letzten Eiszeit bewohnt gewesen ist, zu einer Zeit, als der Gletscher noch im östlichen Holstein stand. Und wir ersehen daraus, wie wagemutig die Renntierjäger dem weichenden Eise nach Norden bis in die unmittelbare Gletschernähe folgten. Es muß fürwahr ein hartes, kühnes Geschlecht gewesen sein, das in seinem schweren Daseinskampf nicht vor der grenzenlosen Einsamkeit der schneeverwehten Tundra, vor den eisigen Stürmen am Fuße der drohenden Gletscherberge und vor den Gefahren durch große raubende Tiere zurückschrak.

Zusammenfassung und Schriftennachweis am Ende des dritten Abschnitts!

3. Der Zug nach Norden.

(Ende der Altsteinzeit.)

Die Renntierdecke am Zelteingang wurde von einer dürren Runzelhand zurückgeschlagen. Dann schob sich aus dem Dunkel des Zeltinnern die gekrümmte Gestalt eines alten Weibes heraus. Ihre Augen unter den verwilderten eisgrauen Haarsträhnen blinzelten verstört und geblendet ins Licht. Dann hob sie den Kopf und schrie mit gellendem Krächzen dreimal den Totenruf in den leuchtenden Frühlingsmorgen hinein. Die spielenden Kinder in ihrer Nähe ließen verängstigt ihre Rollkiesel fallen; die Männer vor den Zelten legten die Dolche und Lanzenspitzen aus Renngeweih beiseite, an denen sie gearbeitet hatten; die Frauen ließen die Knochennadel sinken, die eben noch so flink mit der Renntiersehne durch das Ledergewand gefahren war. Von allen Seiten kamen sie herbei und bildeten einen scheuen Halbkreis um die gebückte Gestalt der uralten Zauberin. Die deutete mit feierlicher Gebärde auf die Zeltwand hinter sich. „Der Häuptling ist tot", flüsterte sie, „im Zorn ist er davongegangen, weil die Leute seiner Horde nicht mehr auf ihn hören wollen." Böse stachen ihre dunklen Blicke in die Gesichter der Männer um sie her, die verlegen die Augen niederschlugen. „Wir werden ihm ein gutes Lager bereiten", sagte schließlich ein kurzer, stämmiger Mann mit mächtigen Schultern, den sie den „Breiten" nannten, „dann wird er zufrieden sein und uns nicht die Renntiere verjagen."

Mittags ging er mit mehreren Männern der Horde vom Lager seitwärts ins dichte Weidengestrüpp hinein. Zwischen ein paar großen Steinblöcken fanden sie eine hohe Stelle, die ihnen gut erschien. Da hoben sie den Rasen ab und räumten Sand und Geröll darunter fort. Bald kamen sie an die steinhart gefrorene Grundschicht. Ein Feuer zündeten sie darauf an, damit das Harte weich würde. Dann brachen und kratzten sie mit ihren Grabstöcken eine längliche Grube hinein. Die Sonne stieg schon vom Himmel herab, als sie zum Lager zurückkehrten.

Am Eingang zum Häuptlingszelt lehnten jetzt ein paar lange Bogen und Speere, daneben lag ein Häuflein erlegter Schneehühner. Drinnen, am Lager des toten Häuptlings, standen einige Männer mit den bunten Zeichen wandernder Jäger auf Stirn und Wangen. „Die Renntiere, die du gejagt hast, tragen Federn und laufen auf zwei Beinen", sagte der Breite zu dem einen, der größer und kraftvoller aussah als seine Gefährten. Der überhörte den Spott. „Eilig habt ihr's, den Häuptling unter die Erde zu bringen", gab er ruhig zur Antwort; „drei Tage Totentänze der Männer und drei Nächte Totenklage der Weiber sind des Häuptlings

Recht.“ — „Gib uns auch den Totenschmaus dazu“, rief der Breite zurück,
„morgen müssen wir das Lager abbrechen, wenn wir nicht verhungern
40 wollen.“

Die alte Zauberin hatte zu Häupten des Toten gekauert. Nun humpelte
sie davon und trug aus der Zeltecke einen kleinen Lederbeutel herbei. Einen
Halsschmuck entnahm sie ihm: eine Schnur mit vielen aufgereihten Tier-
zähnen, kleinen bunten Schneckenhäusern und Muscheln. Auf diesen
45 Schmuck war der Häuptling sehr stolz gewesen. Denn die Schnecken und
Muscheln waren ferner Herkunft. Vor vielen Sommern hatte er sie von
fremden Jägern eingehandelt, die von weither über die hohen Schnee-
berge gekommen waren. Nun sollte er den Schmuck auch im Tode tragen.

Die Männer schlugen den Körper des Verstorbenen in eine Renntier-
50 haut und trugen ihn zum Lager hinaus. Die ganze Horde gab ihm das
Geleit. Draußen betteten sie den Leichnam in die Grube, indes die Weiber
ein langgezogenes Klagegeschrei anstimmten. Neben den Toten legten sie
seine besten Waffen: den Speer mit der kunstvoll geschlagenen langen,
flachen Steinspitze, Bogen und Pfeile mit scharfen steinernen Kerbspitzen
55 und eine Harpune aus Renntiergeweih mit spitzen Widerhaken daran.
Dann überdeckten sie alles wieder mit Sand und wälzten zuletzt schwere
Steinplatten darüber. „Damit die Wölfe ihn nicht ausscharren“, sagte der
Breite, der dabei am eifrigsten schaffte. „Damit er nicht wieder aufsteht
und nachts ums Lager schreit“, setzte er sorgenvoll für sich hinzu.

60 Am Abend, als groß und rot der Mond am Himmel heraufstieg, hockten
die Männer am lodernden Lagerfeuer zusammen. „Morgen ziehen wir
den Weg zurück, den wir gekommen sind“, sagte der Breite; „die Renntiere,
die wir suchen, stehen nicht vor uns, sondern hinter uns. Längst sind wir
an ihnen vorbeigelaufen.“ Der Große schüttelte den Kopf: „Der Häupt-
65 ling sagte bis zuletzt, daß wir sie v o r uns suchen müssen. Viele Sommer-
züge hat er geführt und kannte Land und Tiere besser als jeder andere.“
„Drei Tage und drei Nächte bist du der Horde vorausgelaufen und hast
nichts gefunden“, entgegnete der Breite böse; „da draußen stehen nicht die
Tiere, da steht das Eis. Unser Dörrfleisch geht zu Ende. Wir müssen um-
70 kehren. Sonst ziehen wir mit Weibern und Kindern in den Tod.“

Der Große starrte schweigend in die knisternden Flammen. Er über-
dachte den Sommerzug dieses Jahres, der so unglücklich verlaufen war
wie keiner zuvor. Sie waren aus ihrem Winterlager oben in den Wald-
tälern aufgebrochen wie alle Jahre, um bei weichendem Schnee den Renn-
75 tierherden zu folgen dem Lauf der großen Ströme nach. Aber als sie in
das flache Land hinunterstiegen, waren sie in einen schlimmen Schneesturm
geraten, der tagelang gewütet hatte. Viele Zelte hatte er fortgerissen;
Männer, Frauen und Kinder waren beim Suchen in der tosenden Gewalt
vom Lager abgeirrt und im eisigen Frost umgekommen. Dabei hatten sie
80 auch die Spuren der großen Renntierherden verloren und trotz allen
Suchens nicht wiederfinden können. Der Häuptling freilich hatte sich nicht
irremachen lassen. „Der Sommer kommt in diesem Jahre früher als
sonst“, hatte er gesagt, „die Renntiere sind weiter nach draußen gezogen.“

Aber er war schon alt und krank dazu. Viele der Leute hatten ihm nicht glauben wollen. Zuletzt war ihm die Horde nur noch widerwillig gefolgt. 85 Längst waren sie ja über die Stätten ihrer früheren Sommerlager hinaus. Ihr mitgeführter Vorrat an getrocknetem Renntierfleisch ging zu Ende, und von den großen Herden fehlte noch jede Spur. Auch er selber, der Große, hatte sie nicht gefunden, als er der Horde drei Tagemärsche vorausgezogen war. Aber den Mut hatte er deshalb nicht verloren. Kühn blitzten 90 auch jetzt seine Augen zu dem Breiten hinüber: „Ziehst du zurück, so ziehe ich voran. Mögen die Leute dem Führer folgen, dem sie vertrauen." „Einer von beiden führt in den Tod", knurrte der Breite zurück. Er erhob sich und ging mit schweren Schritten zu den Zelten hinüber ins Dunkle.

Am nächsten Morgen war das Lager von Unruhe und Lärm erfüllt. Die 95 Frauen zogen die Renntierdecken von den Zelten herunter und rollten sie zu Ballen ein. Die Männer hoben die langen Stangen aus und banden sie zu Bündeln zusammen. Alles kleine Gerät kam in die Lederbeutel: Schaber und Kratzer aus Stein, Stichel und Bohrer aus Bein und Horn, wie die Frauen sie für ihre Arbeit an Fell und Leder brauchten. Noch 100 achtsamer wurden die Steinmesser der Männer und die Harpunen aus Renngeweih behandelt und die vielen kleinen Kerbspitzen für die Pfeile, mühsame Steinschlagarbeit aus langer Winterzeit. Sorgenvoll sahen die Frauen nach den letzten Stücken gedörrten Renntierfleisches, die sie in die Vorratssäcke packten. Jeder schaffte an seiner Traglast, wie sie ihm durch 105 die Gewohnheit der langen Wanderzeit aufgebürdet war.

Etwas abseits von der Menge stand der Große inmitten einer kleinen Schar und richtete bedachtsam sein Wandergepäck. Nicht viele Jäger waren zu ihm getreten, alles aber jüngere, kräftige Männer, dazu ein paar junge Frauen, die zu ihnen hielten. Zwei von ihnen trugen kleine Kinder im 110 Tragesack auf dem Rücken. Kurz vor dem Aufbruch trat die alte Zauberin an den Großen heran. „Trag dies auf dem Leibe", flüsterte sie ihm zu, „ein guter Jagdzauber wohnt darin." Sie steckte ihm eine längliche beinerne Platte zu, auf der die Gestalt eines äsenden Renntiers eingeritzt war. Die Augen des Großen leuchteten vor Freude, als er sah, wie gut 115 die Zeichnung auf der kleinen Knochenplatte war. Tiere, so genau wie im Leben, hatte nur der Lahme in Bein und Stein ritzen können, ehe ihn der große Schneesturm verschlug. Sorgsam verwahrte er das Täfelchen in seiner Felljacke. „Ihr werdet gute Jagd haben", raunte die Alte ihm noch zu, „aber meine Füße sind zu alt und müde geworden, um mit euch zu ziehn." 120 Sie humpelte zur großen Horde zurück, die sich langsam zum Zuge ordnete.

Der Große aber wandte sich und schritt, seinen Leuten voran, in entgegengesetzter Richtung von dannen. Er wußte: morgens mußte man die Sonne zur Rechten haben, das war für jeden Sommerzug die unumstößliche Regel. Ein hellblauer Frühlingshimmel leuchtete über dem unend- 125 lichen Land. Rotdrosseln und Blaukehlchen schwirrten aus dem Birken- und Weidengestrüpp vor ihren Füßen auf. An den Südhängen der Hügel breiteten sich die gelben und roten Teppiche von Trollblumen und Pestwurz der Sonne entgegen. Rüstig schritt die kleine Schar aus. Der

130 Große war ihr ein kundiger Führer. Wo in den Gründen Sumpfdotter-
blumen und weißer Hahnenfuß und leuchtendgrüne Bleichmoospolster
mooriges Gebiet anzeigten, da wählte er frühzeitig den Weg seitwärts
herum. So kamen sie gut vorwärts. Als sie abends hinter schnell auf-
gebauten Windschirmen ihr kleines Lagerfeuer entzündeten, da freuten sich
135 alle über ihren guten Tagesmarsch. Die große Horde war immer viel
langsamer gewesen.

Die Männer redeten davon, ob sie wohl morgen schon Renntiere sehen
würden, oder ob sie dazu bis ans große Eis ziehen müßten. Keiner von
ihnen hatte es je geschaut. Nur der Häuptling hatte oft davon gesprochen,
140 daß er einmal als junger Mann auf einem Zuge der Jäger bis an den
Rand des großen Eises gekommen sei. Aber der Eisgott sei über ihren
Anblick erzürnt gewesen und habe ihnen mächtige Eisblöcke entgegen-
geschleudert. Da hätten sie drei Steinmänner errichtet und mit Speeren
und Fellen geschmückt, um ihn zu versöhnen, und seien eilends zum
145 Sommerlager zurückgekehrt.

Von solchen und andern alten Geschichten der Horde sprachen die
Männer. Dann wickelten sie sich in ihre Renntierfelle und legten sich zur
Ruhe. Einsam stand ihr kleines sinkendes Feuer unter dem grenzenlosen
Himmel der nordischen Nacht.

150 Am nächsten Tage änderte sich die Landschaft um sie her. Die weiten
Flächen von Weiden- und Birkengestrüpp hörten allmählich auf; nur ver-
einzelt saßen, geduckt vom eisigen Hauch des langen Winters, niedere
Büsche noch in schützenden Mulden. Zuletzt blieben auch die zurück.
Endlos dehnte sich die schweigende Tundra. Die Füße der Wanderer
155 rauschten durch das dürre Kraut von Rosmarienheide und Rausch- und
Preißelbeere, knirschten über das graue Polster der Renntierflechte. Kahle
Sandrücken schoben sich heran, von mächtigen Steinblöcken umlagert.
Immer aufmerksamer mußte der Große führen, daß er Blänken und
tückische Sumpfstellen in den Gründen vermied oder über Schwemm-
160 sande und Rinnsale rasch einen Übergang fand. Als er bei der Mittags-
rast ein Stück seitwärts herauseilte, um den weiteren Weg zu erkunden,
fand er auf einer Sanddüne die erste Fährte eines schreitenden Renntiers.
Sie war erst wenige Tage alt. Er sagte seinen Leuten nichts davon, trieb
aber hastig zum Aufbruch.

165 Am nächsten Morgen war er wieder als erster auf den Beinen. Die
Sonne war noch nicht zu sehen. Er ging suchend ein paar Bogenschüsse
weit ins dämmrige Land hinein. Plötzlich hockte er nieder: wieder sah er
vor sich den breitgespaltenen Fährteneindruck eines Renntiers und dahinter
noch einen und dann noch sehr viele. Mit klopfendem Herzen folgte er
170 dem breiten Zuge der Fährten den nächsten Höhenrücken hinauf, und von
oben erkannte er, im Nebel des jenseitigen Grundes, das Gewimmel eines
stattlichen Rudels äsender Renntiere. In freudiger Erregung wandte sich
der Große zur Rückkehr. Da sah er in seiner Nähe einen seltsamen Stein-
haufen in die Luft ragen. Sorgsam war Block auf Block gefügt zu einer
175 wuchtigen Säule. Verwitterte Stangen ragten daraus hervor, zer-

schlissenes, ausgefahltes Lederzeug raschelte daran im Winde. Ein Speerwurf weiter aber stand eine gleiche Säule und dahinter eine dritte. Dem Großen fielen die Geschichten vom Lagerfeuer ein, und plötzlich wußte er: die Steinmänner des toten Häuptlings! Der Schreck warf ihn auf die Knie. An dieser Stelle hatten vor vielen, vielen Sommern die Jäger 180 seiner Horde am Rande des großen Eises gestanden! Scheu blickte der Große sich um. Aber er sah nichts, was er hätte zu fürchten brauchen. Weit noch schwang sich die Steppe vor ihm über graue Kuppen und grüne Senken in die blaue Ferne. Der erzürnte Gott hatte sein großes Eis zurückziehen müssen und das Land für die Jäger freigegeben! 185

Freudig sprang der Große auf die Füße. Ihm zur Rechten war die Sonne aufgegangen; ein frischer Wind stieß ihm in den Rücken, eine Kette wilder Gänse zog schreiend über ihm in die lichte Weite. Da lachte der Große und breitete die Arme aus: da draußen war Platz für viele, viele Sommerlager. Das sollten hinfort die neuen Jagdgründe seiner Horde 190 sein!

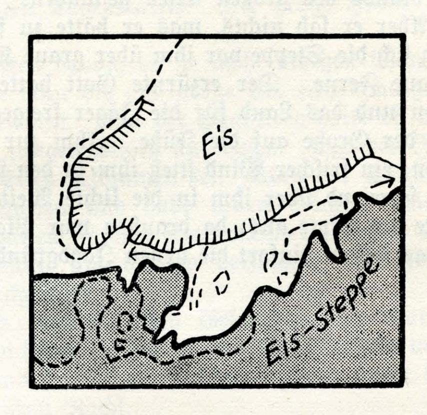
Auswertung.

Abermals ein **Klimaumschwung,** diesmal aber zum besseren [125 f.]! Der große nordische Gletscher [138 f.] weicht endlich zurück, gibt den mitteleuropäischen Lebensraum, den späteren deutschen Volksboden, auch in seinen nördlichen Teilen frei und diesmal endgültig [184].

Die neueste erdgeschichtliche Forschung hat mit einiger Sicherheit berechnen können, wann das etwa gewesen ist: „Der schwedische Geologe de Geer hat den Rückzug des Eises im Norden Schritt für Schritt verfolgt, indem er an den hohen Ufern der an der Ostküste Schwedens mündenden Flüsse die Absetzungen eines jeden Schmelzjahres von Schonen bis weit nach dem Norden hinauf beobachtete und so wie bei den Jahresringen eines Baumes zählte. Er kam zu dem Ergebnis, daß das Eis rund 5000 Jahre gebraucht habe, um sich von Schonen bis dahin, wo es jetzt noch steht, zurückzuziehen. Für den früheren Rückzug aus der Gegend von Leipzig bis Schonen veranschlagte er 4000 Jahre. Das wären zusammen 9000 Jahre, die das ganze Abschmelzen gedauert hätte. De Geer nimmt dann ferner an, daß mit dem vollendeten Rücktritt des letzten Eises das Neolithikum, die jüngere Steinzeit, um 3000 v. Chr. einsetzte, so daß das Abschmelzen der Würm-Eiszeit um 12 000 v. Chr. begonnen hätte." (Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl., S. 5.)

Wir haben uns in unserer Erzählung den skandinavischen Gletscher etwa an der südlichen Ostseeküste, die freilich damals ein gutes Stück weiter draußen lag als heute, oder im südlichen Schweden stehend zu denken (s. Skizze 2). Legen wir die Berechnungen de Geers zugrunde, dann dürfen wir die Vor-

gänge unserer Erzählung etwa in die Zeit von 10000 bis 8000 v. Zw. ansetzen. Zu Beginn der Nacheiszeit also spielt sich „der Zug nach Norden" ab. Tausende von Jahren sind vergangen, seit die letzte, die „Weichsel-Würmeiszeit" über Mitteleuropa hereinbrach und die neue Rasse der Renntierjäger entstand.



Skizze 2: Die Ostseeküste um 8000 v. Zw.
(Nach v. Bülow).

Entsprechend hat sich das **Landschaftsbild** inzwischen geändert. Unfreundlich genug sieht es freilich immer noch aus. Am Rande des Gletschers breitet sich weithin die Tundra aus, die graue Froststeppe[154], die nur im Sommer an der Oberfläche auftaut[25] und auf ihrem rohen Boden nur Flechten und Moosen[156], anspruchslosen Gräsern und Blütenpflanzen[128 f.] kärgliche Daseinsmöglichkeiten bietet. Weiter landeinwärts wird der Pflanzenwuchs etwas reichlicher; an die Stelle der Tundra tritt die nordische Grassteppe, in der auch die ersten Vorposten des Waldes zu finden sind. In geschützten Mulden ducken sich Zwergbirken, haben niedrige Weiden und Kieferndickichte Fuß gefaßt[22, 126, 151]. Und gegen die deutschen Mittelgebirge hin wird der Baumwuchs allmählich höher und reichlicher, beginnt die eigentliche Baumsteppe. Es ist der Eindruck, den heute noch der Reisende in Sibirien erhält, wenn er von der Küste des nördlichen Eismeeres bis zur Taiga, dem Steppenwalde, südwärts zieht.

Auch die **Tierwelt** hat sich den veränderten Lebensbedingungen anpassen müssen. Die bezeichnendsten Tiere der Kältezeit sind ausgestorben, das Mammut, der Moschusochse, das wollhaarige Nashorn für immer verschwunden. Die Tiere der Steppe und des Waldes beherrschen die Landschaft: Wildpferd und Hirsch, Ur und Wolf, Lemming und Schneehuhn[30]. Das wichtigste Tier dieser Zeit aber ist das Renntier[32 u. a.]. Es ist auf die Renntierflechte[156] angewiesen, die nur in der Froststeppe gedeiht; daher folgen seine großen Rudel dem weichenden Eise immer weiter nach Norden[83].

Und den ziehenden Renntierrudeln folgt der **Mensch**, den wir schon in der voraufgegangenen Erzählung als Vertreter einer neuen Rasse kennenlernten und geradezu als „Renntierjäger" bezeichneten. Er ist — wie der Lappe in Nordskandinavien heute noch — ganz vom Renntier abhängig, das ihm alles gibt, was er zum Leben braucht: das Fleisch zur Nahrung[104], die Haut zu Zeltdecken[1, 96] und zur Kleidung[11], die Knochen und das Geweih zu Waffen[8] und Werkzeugen[99]. So zahlreich und verschiedenartig sind die Formen dieser aus Horn und Knochen gefertigten Speerspitzen[8] und Dolche[8], Harpunen[55] (Abb. 3) und Haken, Bohrer[99] und Nadeln[10], daß sie den Feuerstein aus seiner beherrschenden Stellung als Werkzeugstoff fast zu verdrängen scheinen. Man hat deshalb die ganze Zeit geradezu als „Horn- und Knochenzeit" bezeichnet. Doch haben daneben die aus Stein gehauenen Waffen und Werkzeuge immer noch ihre bedeutsame Rolle weitergespielt[99]. Speerspitzen[53] (Abb. 2), Stichel und Schaber[99], sowie Kerb- und Stielspitzen für die Pfeile[102] (Abb. 1) sind die kennzeichnendsten Steinformen für diese frühnacheiszeitliche Kulturstufe, die man in Frankreich „Magdalénien", in Deutschland nach einem Fundort bei Schaffhausen „Stufe von Thayngen" nennt. Sie bildet den Ausgang der älteren Steinzeit überhaupt.

Die hohe Kunstfertigkeit, ja der entwickelte Kunstsinn der Renntierjäger, für die unsere Erzählung nur Andeutungen bietet[113 f.] (Abb. 4), kommt vor allem in den überraschenden Felszeichnungen zum Ausdruck, die in den Höhlen Südfrankreichs und Nordspaniens entdeckt worden sind. Sie stellen ausschließlich die großen jagdbaren Tiere der letzten Eiszeit dar und sind z. T. mit einer derart verblüffenden Treffsicherheit dem Leben abgelauscht, daß man sie lange für Fälschungen aus neuerer Zeit hielt (Abb. 5 u. 6).

Verworn hat die erstaunliche Naturwahrheit dieser Felszeichnungen zu erklären versucht. Er weist darauf hin, daß die urzeitlichen Jäger ein Tier deshalb so leibhaftig und bis in die Einzelheiten getreu nachzuzeichnen verstanden, weil sie nur eben das wiedergaben, was sich ihrem scharfen Auge auf zahllosen Jagdzügen eingeprägt hatte. Das verstandesmäßige Denken hatte sich bei ihnen noch nicht derart verselbständigt, daß es die unmittelbare Verbindung vom Auge zur Hand hätte stören können. Das Kind dagegen — und ähnlich der Naturmensch unserer heutigen Zeit — zeichnet nicht, was es sieht, sondern was es weiß, also etwa ein Pferd mit wenigen kärglichen Strichen und meist jeder wahrhaft sinnlichen Anschauung zuwider als blassen Ausdruck seiner Gedanken. Die Bilder der Höhlenzeichner stehen demnach auf einer entwicklungsgeschichtlich früheren Stufe.

Solche Höhlenzeichnungen sind bisher in Deutschland noch nicht entdeckt worden. Aber man hat zahlreiche Funde mit schönen lebenswahren Tierschnitzereien auf Knochen und Horn geborgen, die von nicht geringerer Darstellungskunst zeugen[114]. Vielleicht haben die urzeitlichen Künstler mit ihren Tierbildern glückbringenden Jagdzauber einfangen wollen. Derartiges ist auch in unserer Erzählung angedeutet[113].

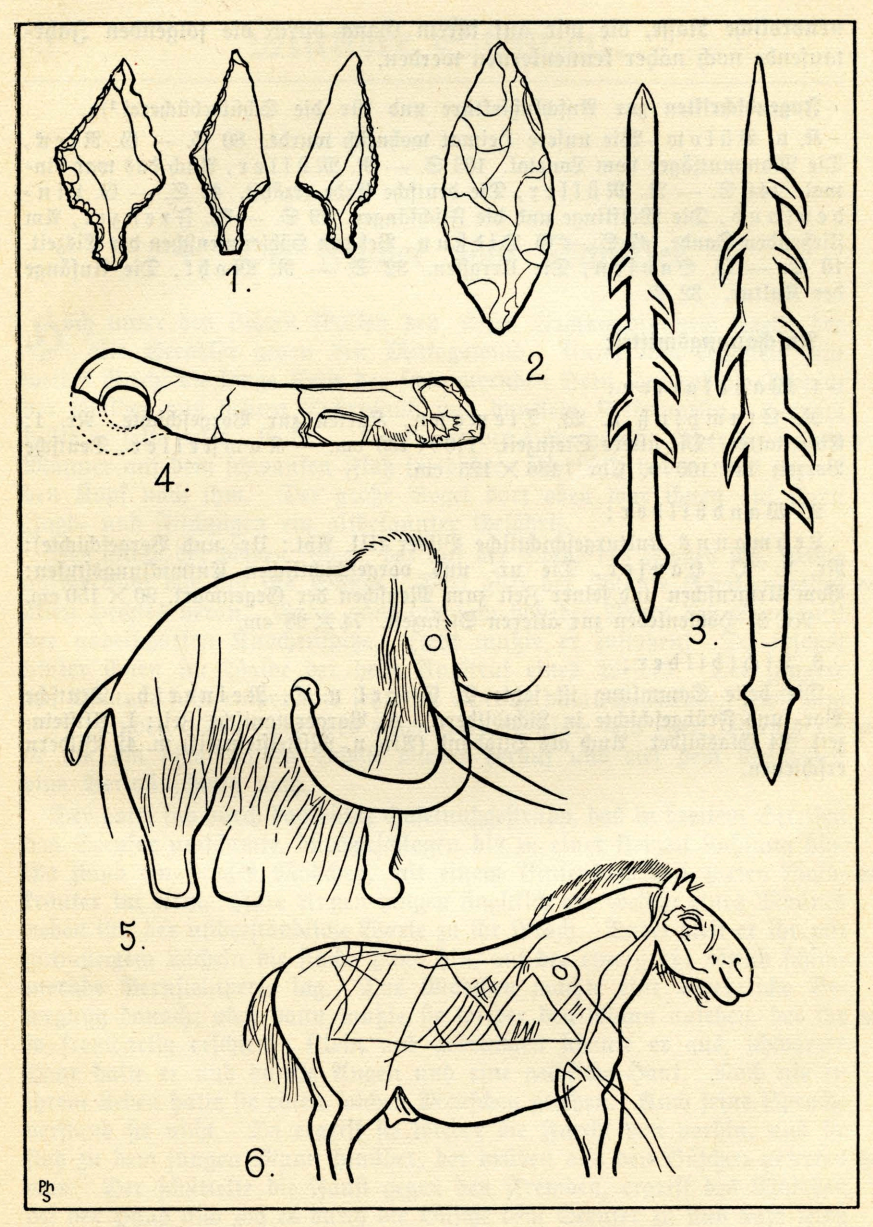
Was entnehmen wir unsrer Geschichte sonst noch über die **Lebensverhältnisse** der Renntierjäger? Sie befinden sich auf dem Sommerzuge[72], d. h. auf dem Zuge der ganzen Horde aus dem Winterlager in südlicheren Gegenden (etwa in den Tälern der deutschen Mittelgebirge)[73] zu dem sommerlichen Jagdlager in nördlichen Gebieten (vielleicht in Südholstein oder Westpommern)[75]. Das Leben dieser ziehenden Jäger war von vielen Gefahren umlauert, war in diesen unwirtlichen Gegenden ein ständiger Kampf: ein Kampf gegen die Unbilden des unberechenbaren Wetters[76], gegen gefährliche Großtiere, gegen Hunger und Krankheiten[69, 87]. In diesem Kampf mußte zugrunde gehen, wer schwach und krank[117], zaghaft und schwerbeweglichen Geistes war[67 f.]. Die Gesunden und Starken, Kühnen und Gewandten aber behaupteten sich[186 f.], und so erwuchs am Rande des weichenden Eises[181] aus den ehemaligen Renntierjägern des Südlandes eine neue Menschenrasse, die im bleichenden Licht der nördlichen Breiten nicht nur allmählich heller an Haut, Haaren und Augen wurde, sondern sich auch durch eine fortgesetzte Erbauslese zu einer starken, kühnen und erfindungsreichen Menschenrasse erneuerte. Es ist die

Übersicht:

Die Altsteinzeit.

	Erdgeschichte	Zahlen	Landschaft, Pflanzen und Tiere	Menschen	Lebensweise
Ältere Stufe	Letzte Zwischeneiszeit (Wärmezeit).		Baumsteppe u. Urwald. — Altelefant, Nashorn, Nilpferd, Riesenhirsch, Antilope, Wildpferd.	Neandertaler (Urmensch).	Schweifende (niedere) Jäger u. Sammler. Waffen und Werkzeuge aus behauenem Feuerstein (Faustkeile).
Jüngere Stufe	Letzte Eiszeit.	Ende etwa 8000 v. Zw.	Im eisfreien Gebiet Moos- und Flechtensteppe (Tundra). — Mammut, wollhaar. Nashorn, Auerochse, Renntier, Eisfuchs, Schneehase, Schneehuhn.	Renntierjäger (eigentlicher Mensch): Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse.	Schweifende (höhere) Jäger u. Sammler. — Waffen und Werkzeuge aus behauenem Feuerstein (Klingen, Stichel, Schaber, Pfeilspitzen) und Knochen oder Horn (Speerspitzen, Dolche, Harpunen, Bohrer, Nadeln).

Tafel 3. **Ausgang der Altsteinzeit** (zur Erzählung: Der Zug nach Norden).



1. Gestielte Pfeilspitzen 1/1. — 2. Lorbeerblatt-Speerspitze. — 3. Harpunenspitzen 1/2. — 4. In Knochen geritztes Renntier. — 5. Mammut (Höhlenfelszeichnung). — 6. Wildpferd (Höhlenfelszeichnung).

urnordische Rasse, die wir auf ihrem Gang durch die folgenden Jahrtausende noch näher kennenlernen werden.

Jugendschriften zur Anschlußlektüre und für die Schülerbücherei[1]):

K. v. Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde. 80 S. — G. Rieck, Die Mammutjäger vom Lonetal. 103 S. — R. Müller, Auch das war einmal. 144 S. — R. Müller, Die deutsche Erde erzählt. 47 S. — G. Lindenlaub, Die Wölflinge und die Fischfänger. 29 S. — W. Frenzel, Am fließenden Sande. 47 S. — G. Didßun, Bei den Höhlenmenschen der Eiszeit. 10 S. — O. Hausen, Die Urrassen. 32 S. — R. Mohl, Die Anfänge der Kultur. 32 S.

Anschauungsmittel:

1. Wandkarten:

R. Stampfuß u. W. Tiemann, Karten zur Vorgeschichte. Nr. 1: Eiszeitalter. Die ältere Steinzeit. 110 × 133 cm. — Kumsteller, Deutsche Vorzeit bis 100 v. Chr. 186 × 125 cm.

2. Wandbilder:

Lehmanns Kulturgeschichtliche Bilder (III. Abt.: Ur- und Vorgeschichte): Nr. 1. O. Hauser, Die ur- und vorgeschichtlichen Entwicklungsstufen: Vom Urmenschen und seiner Zeit zum Menschen der Gegenwart. 90 × 150 cm. — Nr. 2. Höhlenleben zur älteren Steinzeit. 74 × 98 cm.

3. Lichtbilder:

Die beste Sammlung ist jetzt: C. Engel u. H. Reinerth, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. A. Vorgermanische Zeit: I. Altsteinzeit. 24 Glasbilder. Auch als Bildband (Alt- u. Mittelsteinzeit) m. 42 Bildern erschienen.

[1]) Genaueres Verzeichnis mit Verlag, Preisangabe usw. am Schluß des Buches!

Mittlere Steinzeit.

4. Die Fischer vom Schilfsee.

Hoch unter den lichten Wolken des tiefen Sommerhimmels segelte der alte Seeadler gegen den Mittagswind. Unter ihm leuchtete sein weites Reich: die lange Kette der schimmernden Seen, der endlose Teppich der Wälder aus hellem Eichenlaub und dunklem Kieferngrün. Herrisch bellte er sein tiefes „Krau — krau" aus der Höhe herab. Aber die beiden 5 Männer auf dem schwanken Floß im dichten Uferschilf hoben nicht einmal den Kopf nach ihm. Der große Vogel dort oben war ihnen auf ihren Jagd- und Fischzügen ein altbekannter Gefährte.

Der ältere der beiden Jäger, der auf der Spitze des Floßes saß, spähte aufmerksam vor sich ins Wasser. Dort glitt der schlanke Schatten eines 10 alten Hechtes heran. Ganz, ganz langsam hob der Mann den Speer mit der nadelscharfen Knochenspitze. Jetzt mußte er zustoßen! Da erscholl hinter ihnen im Walde der helle Angstruf eines Weibes. Der jüngere der Männer fuhr empor und setzte im Sprung vom schaukelnden Floß zum Ufer hinüber. Der Speer des Alten aber verfehlte sein Ziel. Zornig riß 15 er ihn am schwirrenden Schaft wieder herauf und rief dem Gefährten eine Verwünschung nach.

Der hatte sich durch das dichte Haselnußgestrüpp, das in breitem Streifen das Seeufer umsäumte, durchgeschlagen bis zu einer kleinen Lichtung hin. Da stand ein junges Mädchen, mit einem Binsenkorb voll zarter Wald- 20 kräuter im Arm. Ihre Augen hingen ängstlich am Gesicht eines Mannes neben ihr, der unverständliche Worte zu ihr sprach. Dabei hielt er ihr mit gutmütigem Lächeln die flache Hand hin, auf der eine große rötlich schimmernde Bernsteinperle lag. Das Mädchen machte eine begehrliche Bewegung danach; aber dann mußte sie wieder den Mann ansehen, der ihr 25 so fremdartig erschien. Klein und gedrungen schaute er aus, schwarzes Haar hatte er und dunkle Augen und eine gelbliche Haut. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen solchen Menschen gesehen. Auch seine Sprache verstand sie nicht. Da ergriff sie wieder die Furcht von vorhin, und sie floh zu dem jungen Mann hinüber, der drüben aus den Büschen getreten 30 war. Der schüttelte die Faust gegen den Fremden, ergriff das Mädchen bei der Hand und zog es durch die Büsche dem Seeufer zu und aufs Floß hinauf.

„Die Dunklen sind wieder im Lande, Vater", sagte er zu dem, der wartend auf der Spitze des Floßes saß. Der packte gerade sein Jagdgerät 35

zusammen und prüfte mit behutsamen Fingern seine Speerspitze. Vorsichtig fuhr sein Daumen an den vielen kleinen Steinschneiden entlang, die kunstvoll an den beiden Längskanten der Knochenspitze eingesetzt waren. „Ich habe ihre Spuren schon im Sande gesehen“, gab er ruhig zur Antwort. — „Wir wollen sie aus ihren Hütten herausräuchern“, rief der Junge ergrimmt, „sie sind hinter unsern Frauen her!“ — „Es sind friedliche Leute, tüchtige Fischer und Jäger“, erwiderte der Alte bedächtig, „schon im vorigen Sommer saßen sie drüben im Rohrsumpf, und es hat niemals Streit mit ihnen gegeben.“ Der Junge entgegnete nichts. Er ergriff eine lange Stange und stakte mit starken, zornigen Stößen das Floß aus dem Schilfgewirr ins Freie.

Als sie um die Ecke der Bucht bogen, erscholl vom jenseitigen Seeufer der Lärm geschäftigen Lebens herüber. Dort ragten auf einer hellen Sanddüne zahlreiche Dächer schilfgedeckter Rundhütten empor. Als das Floß anlegte, sprangen ihnen freudig kläffend ein paar graue Spitzhunde entgegen. Nackte Kinder liefen schreiend herzu, um die Angekommenen zu begrüßen und nach ihrem Fang zu sehen. Das junge Mädchen sprang leichtfüßig an Land. Ihr helles Haar hüpfte ihr auf der weißen Schulter. Der junge Mann reichte ihr den Binsenkorb hinüber, in den er aus seiner Holzmulde eine Handvoll Fische geworfen hatte. Lachend nickte sie ihm zu und eilte den Hang hinauf.

Auch die Männer nahmen ihre Speere, Harpunen und Angeln über die Schulter und schritten den Hütten zu. Überall waren die Leute eifrig bei der Arbeit. Denn erst vor wenigen Tagen hatte die Horde hier auf ihrem gewohnten Sommerwohnplatz wieder Einzug gehalten. Der Schilfsee mit seinem Reichtum an Fischen und Wassergeflügel bot in der hellen Jahreszeit ein freieres und leichteres Wohnen als das Winterlager landeinwärts zwischen den undurchdringlichen Wäldern. Aber nun galt es, die Hütten erst wieder wohnlich herzurichten. Mit Rohr und Schilfbündeln flickten die Männer die undicht gewordenen Dächer aus. Junge Burschen trugen aus dem Walde Arme voll Birken- und Kiefernrinde herbei, mit denen die Frauen sorglich den Boden der rundlichen Wohngruben auslegten.

Vor der stattlichsten Hütte in der Mitte der Siedlung, der man ansah, daß es die Häuptlingshütte war, machten Vater und Sohn halt. Eine ältere Frau kniete vor der niederen Tür und briet in einem kleinen Herdfeuer Fische zum Mittagsmahl. Hajo, der junge, zeigte der Mutter den Fang vom Vormittag. Es waren lauter kleinere Fische, wie man sie mit der Angel fängt. Der Fischspeer hatte keine Arbeit bekommen. Dann hockten sie zum Essen nieder. Dem Alten schienen die dünnen Barsche und Plötze nicht recht zu schmecken. Er sprach davon, daß er gegen Abend mit Pfeil und Bogen zur Entenjagd auf den See hinaus wollte.

Als sie gegessen hatten, ging die Frau zum Dörrplatz hinter der Siedlung, um die frischgefangenen Fische zu den andern, die dort schon im Winde schaukelten, auf die Leine zu ziehen. Die Männer aber streckten sich im Schatten der Hütte zum Mittagsschlaf nieder. Der lange Fischzug in der heißen Vormittagssonne hatte sie müde gemacht. Aber schon nach

kurzer Zeit sprang Hajo wieder auf die Füße. Das große Werk, das er vorhatte, duldete kein langes Faulenzen. Er ging in die Hütte und holte sich aus der Werkzeugecke sein neues Beil. Liebevoll betrachtete er es unter der Tür. Mühsame Arbeit vieler Wintertage steckte darin. Aus dem Geweih eines starken Hirsches hatte er ein Mittelstück der Stange mit einer daransitzenden Augsprosse herausgesägt. Das längere Stangenstück hatte er zum Beilstiel hergerichtet, in die Augsprosse unten ein Loch eingemeißelt. Da hinein hatte er, genau passend, die Spitze einer abgespaltenen dicken Feuersteinscheibe gefügt, von der die eine Kante als scharfe Schneide diente. Nur unter Mithilfe des erfahrenen Vaters hatte er das Spaltbeil fertig gebracht; aber nun war es auch sein kostbarster Besitz, als Werkzeug und Waffe gleich gut zu gebrauchen. Stolz schwang er es in der Hand und ging davon.

Aber schon vor einer der nächsten Hütten gab es einen Aufenthalt. Dort kniete ja Alfa, sein hellhaariges Mädchen vom Vormittag, mit ihrer Mutter bei fleißigem Werk. Und da mußte er doch eine Weile zuschauen, wie die Frauen so eifrig schafften. Alfa hockte hinter einem Holztrog voll zähem Ton und knetete feinen weißen Seeufersand hinein. Die Alte hatte einen großen flachen Stein vor sich. Einen Tonklumpen klatschte sie darauf, in den sie mit dem Ellbogen eine Vertiefung drückte. Den so entstandenen Wulst strich sie mit der rechten Hand von innen her empor, während die flache Linke von außen gegendrückte. Allmählich entstand ein dickwandiges, beutelförmiges, nach unten spitz zulaufendes Gefäß, dessen Wand die Frau mit einem flachen Stein zu glätten begann. Bewundernd folgte Hajo dem geschickten Spiel ihrer Finger. Alle Wohnhütten versorgte diese Frau mit ihren Töpfen, die ihr keiner so gut nachzumachen verstand. Landfremd hatte sie sich mit ihrer Tochter im vorigen Sommer zur Horde gefunden. Keiner wußte, woher sie kam. Aber man hatte sie um ihrer Kunst willen geduldet, mit der sie sich und die Tochter zu ernähren verstand. Hajo rief beiden Frauen ein freundliches Wort zu und ging weiter. An der Hüttenwand hing auf Pfählen schon eine ganze Reihe von fertigen Töpfen, die in der Sonne trocknen sollten. Sie mußten dann noch im Torffeuer gebrannt werden.

Am Rande der kleinen Siedlung machte Hajo halt. Hier war die Stelle, wo er sich seine eigne Hütte errichten wollte. Die flache, längliche Grube, über zwei Mannslängen im Durchmesser, war schon ausgehoben. Ringsherum mußten nun die Stangen für die Wände eingesetzt werden, die mit Reisig durchflochten und dick mit Rohr und Schilf überdacht werden sollten. Eine Anzahl junger Eichen- und Kiefernstämmchen hatte sich Hajo dazu in den letzten Tagen aus dem Walde geholt. Fröhlich machte er sich nun an sein Werk, um sie zu entasten und zu behauen. Es sollte eine gute Hütte werden. Alfa sollte stolz darauf sein, wenn er sie hier als sein Weib einführte. Freilich — und seine Mienen verdüsterten sich — sein Vater wollte von dem Mädchen nicht viel wissen. Sie war in den Augen des Häuptlings immer noch die arme Hergelaufene. Mit grimmigem Schwung hieb Hajo das Beil in den Eichenstamm, daß

die Splitter flogen. Aber dabei stellte sich auch bald seine gute Laune wieder ein. Es machte ihm Freude, mit dem scharfen Beil zu arbeiten,
130 das so gut in seinen Händen lag. Bald troff ihm der Schweiß vom Gesicht, rann ihm am bloßen Oberkörper herab, den die Frühsommersonne schon gebräunt hatte. Fleißig schaffte er bis in den sinkenden Abend. Dann schulterte er sein Beil und machte sich am Ufer entlang auf den Rückweg. Das Wetter war inzwischen umgeschlagen. Der Wind blies böig aus
135 der Schlechtwetterseite. Der See sah dunkel und böse aus und trug kurze Schaumkämme.

Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß das Wetter noch schlechter geworden war. Regenschauer liefen über den See, der schwere Wellen ans Ufer warf. An Fischen oder Jagen war nicht zu denken. Hajo ging mit
140 seinem Beil wieder zu seiner Baustelle hinaus. Ein paar Hüttenstangen fehlten ihm noch, und er verlor sich auf der Suche nach passenden Stämmen im regennassen Walde. Als er, mit einem Eichenbäumchen auf der Schulter, zurückkam, erscholl von den Hütten her wildes Hundegebell. Erst achtete er nicht darauf. Aber die Hunde gaben so wütenden Standlaut,
145 als ob sie einen Bären oder einen Keiler verbellten. Da wurde er doch neugierig und eilte, hinüberzuschauen.

Der Lärm der Hunde kam von Alfas Hütte her. Sie stand mit ihrer Mutter vor der Tür. Neben den Frauen aber stand der dunkle Fremde und redete mit vielen Armbewegungen auf sie ein. Ringsum die Hunde
150 aber waren wie rasend. Da sprang Hajo herzu, scheuchte die Tiere und fragte die Frauen, was es gäbe. „Der Häuptling hat sie an den Fremden verkauft", klagte die Mutter, „und nun soll sie mit ihm gehen." Hajo starrte dem Dunklen haßerfüllt in die Augen; dann rannte er zur Hütte des Vaters hinüber, den er vor dem Eingang traf. „Was hast du getan?"
155 schrie er ihn an. Der Alte hob gleichmütig den Kopf: „Der Dunkle sagte, daß sie im Rohrsumpf Mangel an Frauen hätten, da gab ich ihm das fremde Mädchen mit. Dieses hier zahlte er mir als Preis." Stolz hielt er Hajo einen Gegenstand hin, über den auch dieser sich wundern mußte. Um eine glatte Speerspitze in der Mitte stand ein Kranz von sechs andern
160 knöchernen Speerspitzen, von denen jede außen einen Widerhaken trug. „Diesem Speer kann kein Hecht entrinnen", sagte der Alte. Seine Augen funkelten vor Freude.

Da klang hinter ihnen angstvoll klagendes Geschrei auf. Hajo fuhr herum. Der Dunkle hatte Alfa am Arm ergriffen und zog sie hinter sich
165 her nach dem Seeufer hinunter. Das Mädchen schauderte vor ihm zurück. Mit ihrem freien Arm deckte sie die Augen, und ihr Geschrei klang kläglich und verzweifelt zu den Hütten zurück, vor denen sich die Leute drängten. In Hajo kochte ein heißer Zorn auf. Mit dem Beil in der Faust setzte er den beiden nach. Der Dunkle ließ das Mädchen fahren und hob den
170 Arm wie zur Abwehr. Da fuhr ihm das spaltende Beil in die Schläfe, daß er lautlos in sich zusammensank. Hajo aber ergriff Alfa bei der Hand und eilte mit ihr dem nahen Walde zu. Sie liefen so lange, bis das Geschrei der Leute hinter ihnen verklungen war und nur noch das

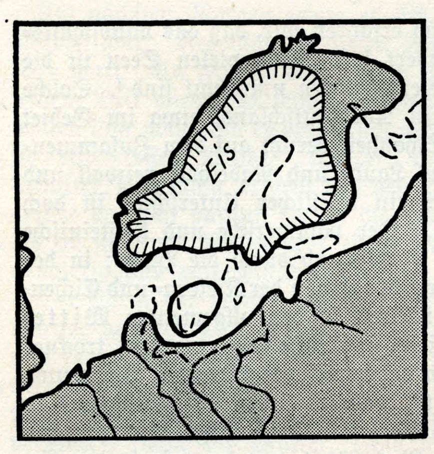
dunkle Brausen der hohen Baumkronen über ihnen stand. Dann gingen sie langsamer, gingen tapfer ihrem neuen Leben entgegen, das ungewiß 175 zwischen fernen Wäldern und fremden Seen lag.

Auswertung.

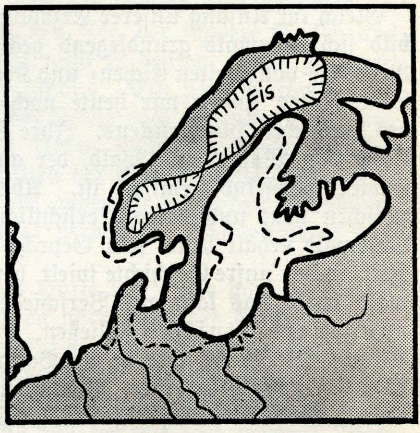
Gleich im Anfang unserer Erzählung erfahren wir, daß das **Landschaftsbild** sich abermals grundlegend geändert hat. Von vielen Seen ist die Rede, die von weiten Eichen- und Kiefernwäldern umrahmt sind[4]. Solche Landschaften finden wir heute noch in Norddeutschland, etwa im Gebiet des Baltischen Höhenrückens. Ihre Schönheit beruht auf dem Zusammenklang von Wasser und Wald, der aus Laub- und Nadelholz reizvoll und immer wechselnd gemischt ist. Aber ein deutlicher Unterschied ist doch zwischen heut und damals ersichtlich. Der pommersche und holsteinische Laubwald erhält heute sein Gepräge vorwiegend durch die Buche; in der Zeit, in der unsre Geschichte spielt, herrscht dagegen der Kiefern- und Eichenwald vor. Das läßt auf Verschiedenheiten in den allgemeinen Witterungsverhältnissen schließen. Kiefer und Eiche lieben warmes, trocknes Klima. Die Buche aber ist ein Baum der gemäßigten feuchten Witterung. Wir leben heute in einer „Buchenzeit", während unsre Erzählung uns in eine „Kiefern-Eichenzeit" zurückversetzt. Diese liegt also zwischen unserer Buchenzeit und jener frühen Nacheiszeit, von der wir in der Erzählung „Der Zug nach Norden" hörten. Nach dem Rückzug des Gletschers war Norddeutschland zunächst ein ödes Steppenland, in das gerade die ersten Kümmerformen von Kiefer und Birke ihren Einzug hielten. Als das Klima etwas günstiger wurde, wuchs dichter Kiefern-Birkenwald (nach Art der sibirischen Taiga) über das Land. Diese „Kiefernzeit" umspannt etwa die Zeit von 12000 bis 8000 v. Zw. Mit fortschreitender Klimabesserung dringt dann der Eichenmischwald in Nordeuropa ein, der danach etwa 5 Jahrtausende hindurch seine Herrschaft übt, um dann langsam vom Buchenwald verdrängt zu werden.

Für die Oberstufe kann man diese Waldzeiten zu den entsprechenden **erdgeschichtlichen Zeitabschnitten** in Beziehung setzen, wie sie vielleicht im Erdkundeunterricht Erwähnung gefunden haben. Nach dem Rückzug des skandinavischen Gletschers aus Norddeutschland war die Ostsee ein salziger Meeresarm, der über das heutige Südschweden und Finnland mit dem offnen Meere in Verbindung stand. Es ist die sogenannte „Yoldia-Zeit" (nach der Salzmeermuschel Yoldia arctica benannt) (Skizze 3); sie entspricht der Tundren- und Kiefernzeit Norddeutschlands, reicht also etwa bis ins 8. Jahrtausend v. Zw. Als die vom ungeheuren Gletscherdruck befreiten Ostseerandgebiete sich dann zu heben begannen, wurde die Ostsee zu einem Süßwasserbinnensee. Man nennt diese Zeit „Anzylus-Zeit"

(nach der Süßwasserschnecke Ancylus lakustris, die als häufig vorkommende Versteinerung diesen erdgeschichtlichen Abschnitt kennzeichnet) (Skizze 4). Es ist dies die schon oben erwähnte warme und trockene Schönwetterzeit, in der der Eichenmischwald die Herrschaft gewinnt (etwa von 7000 bis 3000 v. Zw.). Eine nun wieder einsetzende allmähliche Senkung der südwestlichen Ostseeküste leitet schließlich einen dritten nacheiszeitlichen Abschnitt ein, die „Litorina-Zeit" (nach der Strandschnecke Litorina benannt). Land und Wasser kommen allmählich ins Gleichgewicht, ein Zustand, der im wesentlichen heute noch anhält.



Skizze 3:
Yoldia-Zeit: Die Ostsee, ein salziger Meeresarm



Skizze 4:
Anzylus-Zeit: Die Ostsee, ein Süßwasserbinnensee

Aus solchen Überlegungen ziehen wir den Schluß, daß unsere Erzählung in der Eichenzeit (erdgeschichtlich gesehen: in der Anzylus-Zeit) spielt, also etwa um das Jahr 5000 v. Zw.

Die **Tiere** der Tundra sind verschwunden. Das Renntier ist endgültig in polare Gegenden abgewandert. Wir hören nunmehr von den großen Tieren des wilden Waldes, vom Hirsch [86], Bär und Wildschwein, denen sich, aus Knochenfunden nachweisbar, Elch und Ur, aber auch Reh, Fuchs, Marder, Hase und Biber gesellen. Die weiten Binnenseen bevölkern Wasservögel [61] der uns heute noch vertrauten Arten: wilde Schwäne, Gänse, Enten [76], Möwen, Reiher u. a. Der stolze Seeadler war damals sicherlich nicht so selten, wie er es leider in der Gegenwart geworden ist.

In dieser Umgebung also lebten die **Menschen**, über deren Lebensweise wir unsrer Erzählung mancherlei entnehmen können. Immer noch muß die Jagd ihnen den Hauptanteil ihrer Nahrung liefern. Für ihre Kulturstufe besonders kennzeichnend sind winzige dreieckige Feuersteinsplitter (Mikrolithen), die in manchen Gegenden in erstaunlicher Menge gefunden worden sind (Abb. 1). Lange hat man sie sich nicht recht erklären können. Heute weiß man, daß sie als Steinschneiden seitlich in

Speerspitzen eingesetzt gewesen sind [37] (Abb. 2) oder auch als Pfeilspitzen Verwendung gefunden haben. Daß diese auch großen Tieren gefährlich werden konnten, beweist das Skelett eines Auerochsen, das man vor 30 Jahren in einem Sumpf auf der dänischen Insel Falster fand. Die eine Rippe zeigte eine verheilte Wunde, in der noch eine abgebrochene Pfeilspitze steckte. Das Tier muß an seiner Verwundung eingegangen sein. — Als Anwohner des offenen Meeres und der zahlreichen Binnengewässer lernten unsre Nacheiszeitmenschen bald auch den Fischfang. Zahlreiche Fanggeräte aus Knochen und Horn, wie sie in der Erzählung erwähnt sind, bezeugen das: Fischspeere verschiedenster Gestalt [11], Harpunen [158], Angelhaken [57] (Abb. 3 a—c). Daneben tritt die Werkzeuggestaltung aus Feuerstein wohl etwas zurück, verliert aber nicht ihre Bedeutung. Gerade diese Zeit hat eine Werkzeugform entwickelt, die in den folgenden Jahrtausenden eine ständig steigende Bedeutung gewonnen hat: das Beil. Es tritt in der frühen Nacheiszeit als einfache Hirschhornhacke (Abb. 6) auf und wird dann allmählich zum „Spaltbeil" (Abb. 5) weitergebildet, das aus Feuerstein geschlagen und in Holz oder Geweih geschäftet wurde. In dieser Form lernen wir es auch in der Erzählung kennen [84 f.] (Abb. 7). Eine Abart ist das sogenannte „Kernbeil" (Abb. 4), das aus einer allseitig zugehauenen Feuersteinknolle gewonnen wurde. Solche Beile stellten recht leistungsfähige Werkzeuge dar. „Versuche haben gezeigt, daß man mit diesem Gerät recht gut und schnell arbeiten kann. Der dänische Kammerherr Sehestedt ließ nämlich im Garten seines Gutes ein Blockhaus aufführen und bei dem Bau nur Steingeräte verwenden. In zehn Stunden konnte man mit derselben Axt 26 Fichten mittlerer Dicke fällen, der Äste berauben und zum Bauplatze schleppen. In 81 Tagen war das Haus fertig. — Wenn die Axt längere Zeit gebraucht war, mußte sie nachgeschärft werden. Das geschah durch erneutes Behauen und Zuschleifen der Schneide. Auf diese Weise wurden die Beile immer kleiner, je länger sie im Gebrauche waren." (Schwantes, Deutschlands Urgeschichte, S. 72 f.)

Wir stellen also fest: immer noch wird der Stein auch in dieser Zeit behauen; die Werkzeugformen haben sich seit der Altsteinzeit gewandelt, die Werkweise ist dieselbe geblieben. Man könnte daher diese ganze Zeitspanne mit gutem Grunde noch der Altsteinzeit zurechnen, wie dies auch vielfach geschehen ist.

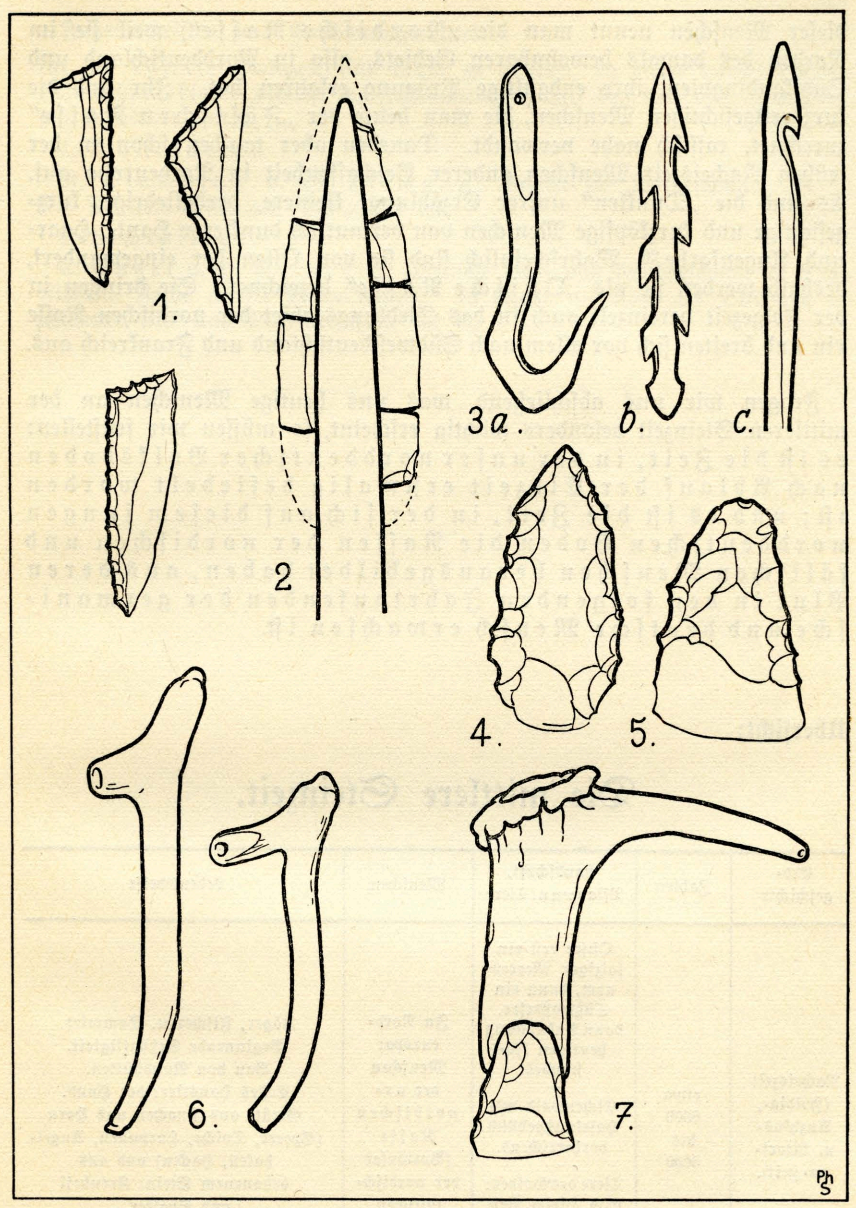
Und doch wirkt auch vieles in den Lebensgewohnheiten unserer nacheiszeitlichen Jäger und Fischer wieder neu und fortschrittlich. Noch sind sie nicht ganz seßhaft geworden. Aber sie haben doch schon feste Winter- und Sommerwohnplätze [60] und haben gelernt, sich regelrechte Hütten zu bauen. Im Duvenseer Moor in Holstein sind die Reste solcher frühsten menschlichen Wohnbauten aufgedeckt worden. Neuerdings hat H. Reinerth bei seiner aufschlußreichen Grabungstätigkeit im Federseemoor in Oberschwaben die Wohnweise der mittelsteinzeitlichen Menschen genauer untersucht. Er fand zahlreiche längliche Wohngruben, etwa 2 Handbreit in die Erde eingetieft und 3½ × 2 m im Durchmesser. Darüber ist ein aus

Stangen, Reisig und Schilf hergestellter zeltartiger Oberbau anzunehmen, wie ihn unsere Erzählung schildert [115 f.] — Als erstes Haustier zähmten sich die nordischen Fischer und Jäger den Hund [50]. Auch einfaches Tongeschirr lernten sie herzustellen [98 f.]. (Es ist allerdings erst in einem späteren Abschnitt der Mittelsteinzeit, der sogen. „Muschelhaufen-Kultur", feststellbar.) Das sind alles Künste, wie sie freischweifende Jägerhorden nicht zuwege bringen: Fertigkeiten, die bereits auf beginnende Seßhaftigkeit schließen lassen. So unterscheidet sich diese Zeit doch auch wieder deutlich von der voraufgegangenen „Altsteinzeit". Man pflegt sie deshalb als einen besondern vorgeschichtlichen Abschnitt zu betrachten und nennt sie die **„Mittlere Steinzeit"**. Sie umfaßt für Norddeutschland etwa die Zeit von 8000 bis 3000 **v. Ztw.**

In diesen langen nacheiszeitlichen Jahrtausenden haben sich die Menschen und ihre Lebensformen begreiflicherweise fortgesetzt verändert. Die Urgeschichtsforschung hat diesen Wandel deutlich an Hand von Funden in den verschiedensten Gebieten Nordeuropas feststellen können. So kennzeichnet die sogenannte „Lyngby-Kultur" in Nordjütland die frühste Stufe, etwa um 8000 v. Ztw. (späte Kiefernzeit), die „Maglemose-Kultur" auf Seeland die mittlere Stufe, etwa von 7000 bis 5000 (Eichenzeit), und die „Muschelhaufen-Kultur" in Ost- und Nordjütland die spätere Stufe, etwa von 5000 bis 3000 (späte Eichenzeit). Unsere Erzählung spielt im mittleren Abschnitt der mittleren Steinzeit, veranschaulicht also die Maglemose-Kultur. Diese ist nicht nur in den großen Mooren der dänischen Inseln, sondern auch in Norddeutschland, z. B. im Duvenseer Moor bei Lauenburg in Holstein und bei Fernewerder a. d. Havel, aufgedeckt worden. Und hier also, im Seengebiet Holsteins oder Brandenburgs, haben wir auch den Schauplatz unserer Erzählung zu suchen.

Was für **Menschen** aber sind es gewesen, deren Lebensweise unsre Geschichte veranschaulichen will? Sehr zahlreich sind die Schädel nicht, die uns aus der mittleren Eiszeit erhalten geblieben sind. In den kalkarmen Schwemmsanden Norddeutschlands sind sie meist vergangen. Der älteste Schädel mit nordischen Formen, der bisher gefunden worden ist (der Schädel von Stangenäs in Südschweden), stammt aus der Zeit um 6000 v. Ztw. Ihm stehen zeitlich nahe die Schädel vom Pritzerber See in der Mark Brandenburg, die gleichfalls schon alle Merkmale nordischer Rassenprägung zeigen. Wir haben in den Angehörigen dieser sogen. „urnordischen Rasse" die Nachkommen jener „Renntierjäger" zu sehen, deren Zug nach Norden uns in der voraufgegangenen Erzählung geschildert worden ist. Als langschädlige, teils langschmalgesichtige, teils kurzbreitgesichtige Menschen haben wir sie dort kennen gelernt. Im bleichenden Licht des Nordens erfuhren sie eine Aufhellung an Haut, Haaren und Augen [53], wurden im schweren Kampf ums Dasein am Rande des weichenden Nordgletschers schon früh ein hartes, kühnes, erfindungsreiches Geschlecht. Die spätere langschmalgesichtige Gruppe

Tafel 4. **Mittlere Steinzeit** (zur Erzählung: Die Fischer vom Schilfsee).



1. Kleine Steingeräte (Mikrolithen) 1/1 und 2. ihre Verwendung in einer Speerspitze. — 3. Horn- und Knochengeräte: a) Angelhaken, b) Harpunenspitze, c) Speerspitze mit Widerhaken 1/3. — 4. Kernbeil 1/3. — 5. Spalter 1/3. — 6. Beile aus Renntiergeweih 1/10. — 7. In Geweih geschäftetes Feuersteinstück von der Form eines Spalters.

dieser Menschen nennt man die „Nordische Rasse“, weil sie im Norden des damals bewohnbaren Gebiets, also in Norddeutschland und Südskandinavien, ihre endgültige Prägung erfahren hat. Ihr sind die kurzbreitgesichtigen Menschen, die man heute der „Fälischen Rasse“ zurechnet, rassisch nahe verwandt. Daneben aber tauchen schon in der frühen Nacheiszeit Menschen anderer Beschaffenheit in Nordeuropa auf. Es sind die „Dunklen“ unsrer Erzählung: kleinere, derbgliedrige, kurzgesichtige und kurzköpfige Menschen von vermutlich dunklerer Haut-, Haar- und Augenfarbe[26]. Wahrscheinlich sind sie von Osten her eingewandert, deshalb werden sie als „Ostische Rasse“ bezeichnet. Sie dringen in der Folgezeit vereinzelt auch in das Siedlungsgebiet der nordischen Rasse ein und breiten sich vor allem nach Südwestdeutschland und Frankreich aus.

Fragen wir uns abschließend, was uns heutige Menschen an der mittleren Steinzeit besonders wichtig erscheint, so müssen wir feststellen: es ist die Zeit, in der unser norddeutscher Volksboden nach Ablauf der Eiszeit erstmalig besiedelt worden ist; und es ist die Zeit, in der sich auf diesem jungen norddeutschen Boden die Rassen der nordischen und fälischen Menschen herausgebildet haben, aus deren Blut in den folgenden Jahrtausenden der germanische und deutsche Mensch erwachsen ist.

Übersicht:

Die mittlere Steinzeit.

Erdgeschichte	Zahlen	Landschaft, Pflanzen u. Tiere	Menschen	Lebensweise
Nacheiszeit (Yoldia-, Anzylus- u. Litorina-Zeit).	etwa 8000 bis 3000	Ostsee erst ein salziger Meeresarm, dann ein Süßwassersee, dann Anbahnung heutigen Zustandes. — Eichenwald mit Haselnußgebüsch vorherrschend. — Tiere des Waldes: Elch, Hirsch, Reh, Wildschwein, Ur, Bär, Wolf, Fuchs, Marder, Hase, Biber. — Wassergeflügel. Fischreichtum.	In Nordeuropa: Menschen der urnordischen Rasse (Vorläufer der nordisch-fälischen Rasse).	Jäger, Fischer u. Sammler. Beginnende Seßhaftigkeit. Bau von Rundhütten. Erstes Haustier: der Hund. Geräte aus Knochen und Horn (Speere, Dolche, Harpunen, Angelhaken, Hacken) und aus behauenem Stein: Kernbeil und Spalter. Erste Tongefäße.

Jugendschriften und Anschauungsmittel

für die Mittlere Steinzeit sind kaum zu nennen, da dieser vorgeschichtliche Zeitabschnitt bisher zumeist im Zusammenhang mit der Alt- oder Jungsteinzeit behandelt wurde.

1. Wandkarte:

R. Stampfuß u. W. Tiemann, Karten zur Vorgeschichte. Nr. 2: Die Mittlere Steinzeit. 110 × 133 cm.

2. Lichtbilder:

C. Engel u. H. Reinerth, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. Reihe A, II: Mittelsteinzeit. 18 Glasb. — Auch als Bildband erschienen: Alt- und Mittelsteinzeit. 42 B.

Jungsteinzeit.

---

5. Bei den großen Steingräbern.

(Ältere Jungsteinzeit.)

Wenn der alte Ranja im Rat der Männer redete, schwiegen die andern. Er saß im Versammlungshaus am Ehrenplatz, auf der Bank des Ältesten, der Tür gegenüber. Aufrecht und stattlich saß er da. Der weiße Bart wallte ihm über die mächtige Brust bis zum Gürtel. Keiner im Dorf wußte, wie alt er war; er hätte es selber nicht sagen können. Aber seine hellen Augen funkelten aus dem Faltengesicht wie die eines jungen.

„Zu eng geworden sind Äcker und Weiden für unsere Kinder und Kindeskinder", sprach der alte Ranja; „wer von uns weiß noch Rat, wenn unsere Söhne Land von uns fordern? Unedel aber ist es, auf dem Hofe des Erben geduldet zu werden und Knechtsdienste zu tun." — „Sie sollen den Wald roden, der hinter den Wiesen steht", sagte bedächtig einer aus dem Rate, ein schwerer Mann mit mächtigen Schultern, dem die verarbeiteten Fäuste wie Felsbrocken auf den Knien lagen. Ranja schüttelte das Haupt: „Hart ist der Dienst in fremdem Hause, härter der Kampf der Äxte gegen den wilden Eichenwald. Aber hinter den Wäldern liegt offnes Land, durch das noch niemals ein Pflug gegangen ist. Dort soll unser junges Volk, wenn das Frühjahr kommt, die erste Furche ziehn."

Auf der Bank der Männer herrschte Schweigen. Dann sagte der, der vorhin gesprochen hatte: „Gut ist, zu sitzen auf dem Hof der Väter, im Kreis der Sippe, bei den Gräbern der Ahnen. Aber unsicher ist der Weg durch die großen Wälder in die Fremde. Auch wissen wir nicht, ob das Volk, das drüben wohnt, unsre Leute annehmen wird." Ranjas Faust spannte sich um den Griff des steinernen Beils, das er als Sinnbild der Gottheit während der Beratung auf den Knien hielt. Seine Stimme klang tief und dröhnend wie der Ruf des Urstiers, der aus dem Walde schreit: „Von den Vätern hörten wir, daß ihre Ahnen einst in dieses Land gezogen kamen, als der Menschen drüben, auf den Inseln im Ostmeer, zu viele wurden. Herr sind sie hier geworden über das eingesessene Volk, das seitab zwischen Seen und Sümpfen haust. Jungen Acker brachen sie um, neue Höfe bauten sie auf. So ist die traurige Fremde ihren Kindern zur lieben Heimat geworden."

Die Männer verharrten regungslos. Ihre Gedanken wanderten, langsam und schwer, aus der Vergangenheit ihrer Väter der Zukunft ihrer Söhne zu. Der Alte erriet, was ihnen Sorge machte. „Nicht als Bettler

sollen unsre Kinder außer Landes gehn. Wer zur Landnahme auszieht, dem teilt der Brauch der Väter zu, was zu des Lebens Notdurft gehört: von Schweinen und Schafen und Rindern ein Paar zur Zucht; Saatgut von Hirse, Gerste und Weizen; Samen von Bohnen, Erbsen und Linsen; Waffen und Werkzeuge; Krüge und Schüsseln; Wolle und Lein. Werben soll jeder um ein Mädchen aus der Gemeinde, das sich ihm nicht verweigern darf." Die Männer nickten Beifall. Ranja erhob sich und stieß das Beil in die Lederschlaufe, die ihm vom Gürtel hing. Die Versammlung war geschlossen. Die Männer traten ins Freie.

Über den Dorfplatz trieb der Wind schon herbstbuntes Laub. Aber die Luft war weich und warm, der Himmel leuchtete noch in einem tiefen, sommerlichen Blau.

Ranja schritt seinem Hofe zu, der neben dem Versammlungshause lag. Über den geflochtenen Zaun lugte das Gewinkel strohgedeckter Hütten. Vor dem Wohnhause, unter der offnen Vorhalle, lehnte Guda am Pfosten, des Hofes Herrin. Ihre Linke hielt den Spinnrocken mit schimmerndem Flachs, ihre Rechte strich fleißig den Faden, an dem die Spindel mit dem Wirtel lustig sich drehte. Lächelnd nickte sie dem Gatten zum Willkomm. Ihr schmales Gesicht schien noch jung. Schwer lag die lichte Flechtenkrone ihr über der weißen Stirn, vom Maschenwerk des geknüpften Netzes kaum gehalten. Ein Fremder hätte in ihr eher die Tochter als die Frau des Dorfältesten vermutet.

Ranja ließ sich neben ihr auf dem steinernen Sitz an der Haustür nieder. Sein Gesicht war ernst. Forschend gingen Gudas Blicke zu ihm hinüber. Aber sie zögerte zu fragen, weil ihr vor der Antwort bangte. Ranja schaute eine Weile dem flinken Spiel ihrer Finger zu. Endlich sagte er: „Fleißig werden unsre Frauen im Dorf in diesem Winter noch spinnen und weben müssen zu neuen Röcken und Mänteln. Noch vor der Frühjahrsbestellung soll unsere junge Mannschaft auf Landsuche ziehn. So ist's im Rat der Männer beschlossen worden." Guda senkte den Kopf wieder über ihre Arbeit. Aber sie sah nicht mehr, was sie tat. Ihre Augen waren dunkel vor Kummer. „Es sind noch immer alle satt geworden bei uns", erwiderte sie leise, „und die Ernte dieses Sommers ist gut gewesen." „So wird auch Saatkorn übrig sein für neue Äcker hinter den Wäldern", gab Ranja zur Antwort; „unsere Hütten werden zu eng für die Lebenden und unsere Gräber zu eng für die Toten. Neue Wohnungen muß ich schaffen für die, die kommen, und für die, die gehn. Und wer alt ist wie ich, dessen Werk will nicht warten."

Hinter dem Hofzaun klangen helle Stimmen auf. Zwei dunkle Wolfshunde schossen zur Pforte herein und sprangen mit freudigem Gebell an Ranja empor. Drei Männer betraten den Hof. Zwei von ihnen schleppten auf der Schulter an starkem Ast einen schweren Keiler. Leichtfüßig schritt der dritte, jüngere, neben ihnen einher, mit den Speeren und Bogen der Jäger beladen. Vor dem Hause luden die beiden Träger ihre Beute ab und wischten sich den Schweiß von der Stirn. Sie sahen dem Vater ähnlich, aus dessen erster Ehe sie stammten, hatten seine hohe wuchtige Gestalt, sein

kurzes, breites Gesicht mit den tiefliegenden Augen unter der steilen Stirn und dem kraftvollen Kinn unter schmalen Lippen. „Der Schwarze da war schon über mir“, lachte der eine und zeigte auf das erlegte Tier; „schlimm hätte die Jagd ausgehen können, wenn ihm nicht Hannos Speer 85 zur rechten Zeit ins Gebrech gefahren wäre.“ Der Alte nickte wohlgefällig zu dem Jungen hinüber. Der überhörte das Lob. „Im Dorf erzählen sie“, sagte er eifrig, „daß im Frühjahr sich die jungen Leute zur Ausfahrt rüsten sollen. Unsern Hof erben die Brüder. Ich will mir den meinen in der Fremde suchen!“ Fordernd schaute Hanno den Vater an, bittend zur 90 Mutter hinüber, deren Ebenbild er war. Frei und stolz stand er da; in seinem schmalen, kühnen Gesicht strahlten die hellen Augen. Da erhob sich der Alte und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Wenn der alte Ranja die Söhne des Dorfes außer Landes schickt, kann er den eignen Sohn nicht halten.“ —

95 Wenige Tage später erging an die Hintersassen in der Runde der Ruf, sich zur Arbeit bei den Höfen der Bauern einzufinden. Ungern folgten sie der Aufforderung; aber sie wagten sich denen nicht zu widersetzen, die Herren des Landes waren. Zu den alten Eichen am Waldrand führte man sie. Dort stand der alte Ranja und wollte ein neues Steingrab 100 bauen. Ein stolzes Haus für die Toten sollte es werden, größer als alle älteren in der Runde. Viele seines Geschlechts sollten darin einst Wohnung finden. Zögernd gingen die Leute aus den Fischerdörfern ans Werk, dessen Sinn sie nicht verstanden. Sie selber legten ihre Verstorbenen einzeln in die Erde und packten Steine darauf, damit die Toten nicht wieder- 105 kehrten.

Es wurde eine schwere Arbeit! Die großen, flachen Steine, die gebraucht wurden, mußten von weit hergeholt werden. Auf Holzschwellen, mit Hilfe starker Hebebäume, wurden sie auf dem hartgefrorenen Boden fortbewegt. Das ging langsam genug. Ranja erkannte, daß sie den Winter 110 über zu tun haben würden. Umso härter übte er die Aufsicht. Er wies die Arbeiter an, wie sie zuerst die Kammer zu bauen hätten. Auf jeder Längsseite wurden drei mächtige Steinblöcke aufgerichtet, auf jeder schmalen Seite deren eine. Die Lücken wurden mit kleineren Steinen gefüllt. Dann führten Tag für Tag die Rindergespanne der Bauern 115 Ladungen voll Sand heran. Ein breiter Hügel wuchs rings an der Kammer hoch, bis er den oberen Rand der Steinwände erreicht hatte. Die schwerste Arbeit stand noch bevor. Auf der Böschung des Grabhügels mußten nun die drei riesigen Steinplatten hinaufgewuchtet werden, mit denen die Kammer oben geschlossen wurde. Dann wölbte sich der Erdhügel auch über 120 die Decksteine hinweg. Von seitwärts her aber war ein Zugang zur Kammer ausgespart worden, den kleinere Steinplatten stützten. Zuletzt wurde das Ganze von einer Steinsetzung umkränzt, die dem rinnenden Sande Halt gebieten sollte.

Der Alte wachte über allem. Bei jedem Wetter stand er draußen an der 125 Baustelle; sein weißer Bart wehte im Winde. Oft, wenn die Arbeiter bei sinkender Dämmerung die Baustelle verlassen hatten, saß er noch lange

einsam auf dem Hügel und redete mit Bäumen und Wolken wie mit Lebendigem. Kehrte er dann bei Dunkelheit auf den Hof zurück, war er schweigsam. Seine Leute gingen ihm scheu aus dem Wege. Aber sie sahen, daß er alle Tage älter und müder wurde. — 130

Haus und Hof hielt durch den Winter Frau Guda in sorglicher Hut. Sie ließ sich ihren Schmerz über den bevorstehenden Abschied von ihrem Einzigen nicht merken und schritt tapfer durch ihren tätigen Tag. Hatte sie morgens den Rundgang durch die Wirtschaft beendet, so gesellte sie sich zu der alten Magd, die jetzt Tag für Tag neben der Haustür saß und Tongefäße formte. Dann griff sie mit ihren schlanken Händen auch selber in die fette, graue Erde und strich sich einen schmalen Tonstreifen von fast Armeslänge zurecht, den sie zuletzt zu einem Ring zusammenbog. Vorsichtig setzte sie ihn auf den andern Tonring auf, den sie Tags zuvor gebaut hatte und der inzwischen betrocknet war. An der Fuge strich sie behutsam Kante über Kante. So wuchs, vom flachen Boden aus, der Krug Tag um Tag ringförmig aufwärts. Langwierig war solche Töpferkunst, die viele Tage an einem Kruge schaffte. Aber nur auf diese Weise entstanden jene ebenmäßig geformten, dünnwandigen Gefäße mit der kantigen Schulter und dem hohen trichterförmigen Halse, die auch für das Auge eine Freude waren. Kopfschüttelnd sah von der Seite her die alte Magd dem Schaffen ihrer Herrin zu. Ihre groben Finger wollten sich solcher neuen Kunst nicht mehr bequemen; sie formte ihre schlichten Tassen und Kragenfläschchen zwischen Daumen und Zeigefinger, wie sie es von Jugend auf gewohnt war. Und auch die Verzierung der Gefäße überließ sie der Hausfrau, die mit spitzem Stäbchen viele kleine, tiefe Stiche zu senkrechten Streifen und hübschen Zickzackbändern ordnete und mühelos immer neue Muster ersann. 135 140 145 150

Zuweilen aber überkam es Guda mitten im Werk, daß sie ihre Hände sinken ließ und wie verloren zu ihren Stiefsöhnen hinüberschaute, die am Wohnhause das Strohdach flickten oder den Lehmbewurf am Flechtwerk zwischen den Pfosten der Hauswand ausbesserten oder einem Hakenpflug eine neue Holzschar anfügten. 155

Dann erhob sie sich jäh und ging zum Werkzeugschuppen hinüber, wo auch Hanno fleißig bei der Arbeit saß. Glücklich hielt er der Mutter ein neues Steinbeil entgegen, das ihm endlich einmal ganz nach Wunsch gelungen war. So mußte es aussehen, so trugen es die Männer im Dorf: aus hartem Feuerstein geschlagen, lang und schmal, mit dickem Nacken und scharfer Schneide. Eifrig rieb er es auf flachem Felsstein über feuchtem, feinem Sand, um ihm auf allen Seiten einen schönen glänzenden Schliff zu geben. Schwierig war die Arbeit am spröden Stein. Er hatte sie bisher andern überlassen. Jetzt aber mühte er sich ernsthaft um sie. Er wußte: in der Fremde würde er sie brauchen können. 160 165

Schweigsam stand Guda und sah auf den Geschäftigen herab. Dann strich sie ihm mit leichter Hand über das helle Haar und kehrte zum Hause zurück. In der Ecke des Wohnraumes, nahe der Tür, stand der hohe Webstuhl, und hier war jetzt tagsüber ihr liebster Platz, wenn nicht andre 170

häusliche Verrichtungen sie riefen. Aufmerksam prüfte sie den begonnenen Teppich und freute sich, wie schön das farbige Zackenmuster auf dem
175 dunkleren Grunde stand. Dann griff sie nach dem Webeschiffchen voll gefärbter Wolle und schickte es mit geübten Griffen durch die Kettenfäden auf die Reise. Zuweilen hielt sie inne, um nach der Suppe zu sehen, die in den Töpfen drüben, in der Mitte des Raumes, auf dem Steinplattenherde kochte. Die Männer sollten ihr Essen haben, wenn sie mit-
180 tags von der Arbeit kamen. Sonst blieb sie still und unverdrossen bei ihrem Werk und wehrte ihren Gedanken, wenn sie bange dem nahen Trennungstage zueilten. Was ihre Hände hier wirkten, sollte der Sohn als letztes Zeichen ihrer Liebe mit sich in die Fremde führen. —

Dann waren auch die letzten Wochen vorüber. Noch war es früh im
185 Jahr, aber die Sonne schien nach kurzem Winter schon wieder mit wärmender Kraft. Da fuhren, auf dem Landwege zwischen den Höfen, auf starken Rädern die schweren Wagen auf, hochbeladen mit Wandergut. Am Ende des Zuges aber plagten sich scheltende Burschen um das blökende und quiekende Gewimmel der Tiere.

190 Hanno stand im Hoftor zwischen Eltern und Brüdern, ihm zur Seite sein junges Weib, hochgewachsen und hellhaarig wie er. Der alte Ranja, auf seinen Stab gestützt, straffte seinen mächtigen Körper zur alten Höhe. Ernst sah er dem scheidenden Sohn in die Augen: „Mit Pflug und Beil kämpft man um neue Erde. Und wer den Pflug führt und das Beil, muß
195 vorwärts schauen und nicht zurück!“ Er hielt inne, schwankte plötzlich und fiel schwer in die Arme seiner Söhne. Entsetzt sprang Hanno herzu. Aber der Alte schüttelte das Haupt und winkte heftig, wie zornig, mit der Rechten.

Da knarrten hinter ihnen die Räder, da wirbelte der Staub, da klangen
200 die Rufe der Treiber. Hanno ergriff die Hand seines jungen Weibes und reihte sich ein. „Vorwärts — nicht zurück!“ Schwer legten sich die langhörnigen Rinder ins Joch. Leichtfüßig und schlank schritt junges Volk ihnen zur Seite.

Auswertung.

In eine ganz neue Welt führt uns die Erzählung ein. Nicht mehr von den unsteten Jägern und Fischern, wie wir sie noch in der mittleren Steinzeit kennen lernten, ist jetzt die Rede, sondern von **seßhaften Bauern**, die mit ihrer Scholle verwachsen sind. Sie sitzen auf ihren Höfen[47], die sich haufenförmig zum Dorf zusammenfügen[186]. An dem freien Platz in der Mitte[44] steht das Versammlungshaus[47] und der Hof des Dorfältesten[47]. Solche großzügige Planung nordischer Dorfanlagen ist z. B. durch die Ausgrabungen von Aichbühl und Riedschachen durch Prof. H. Reinerth er-

wiesen. Jedes Gehöft, manchmal auch das ganze Dorf, ist von einem Flechtzaun[48] umgeben, zum Schutze gegen raubende Tiere. Zwischen kleineren Wirtschaftsgebäuden[48] erhebt sich das stattlichere Wohnhaus[49]. Pfosten tragen das hohe Satteldach aus Stroh[156], die Fächer zwischen den Pfosten sind mit Flechtwerk ausgefüllt[156], das außen und innen einen Lehmbewurf trägt (das Wort „Wand" leitet sich ja von „winden" ab). In der Mitte des Wohnraums steht der niedere Herd aus Steinplatten[178], rundum läuft die Bank zum Sitzen und Schlafen. An die Schmalseite des Hauses schließt sich die von Pfosten gestützte offene Vorhalle an[49], beliebtester Aufenthaltsraum in der langen warmen Jahreszeit. Das Ganze stellt die Urform des rechteckigen nordischen Hauses dar (Abb. 5), die ein Jahrtausend später durch die Wanderungen der Nordleute in fast alle Länder Europas getragen wird. Überall hat sie schöpferisch gewirkt. Auf dem Balkan hat sich aus ihr als edelste Blüte die Form des griechischen Tempels entwickelt.

Die Lebens- und Arbeitsweise dieser Vorzeitbauern mutet uns heutige Menschen schon recht vertraut an. Sie bestellen ihren Acker mit dem hölzernen Haken- oder Sohlenpflug[157] (Abb. 2). Solche Pflüge sind in letzter Zeit mehrfach zutage gefördert worden. Am bekanntesten ist der Pflug von Walle bei Aurich, dessen Alter auf wenigstens 5000 Jahre errechnet worden ist. Damit ist der Beweis erbracht, daß der Pflug, und damit die Pflugkultur überhaupt, ein bodenständiges Erzeugnis nordischen Bauerntums ist und nicht, wie vielfach behauptet wurde, ein Einfuhrartikel aus Vorderasien.

Weizen, Gerste und Hirse[38] werden als Feldfrüchte gewonnen[68]. Die Arbeit mit dem Pfluge ist Sache der Männer, während die Frauen mit der Hacke das Gartenland bestellen. Bohnen, Erbsen und Linsen[38] werden in der Erzählung als gärtnerische Erzeugnisse erwähnt. — Neben dem Ackerbau spielte die Zucht von Schweinen, Schafen, Rindern und Ziegen eine bedeutende Rolle[37]. Der Hund[73], als frühestes Haustier, war schon in der mittleren Steinzeit gezähmt.

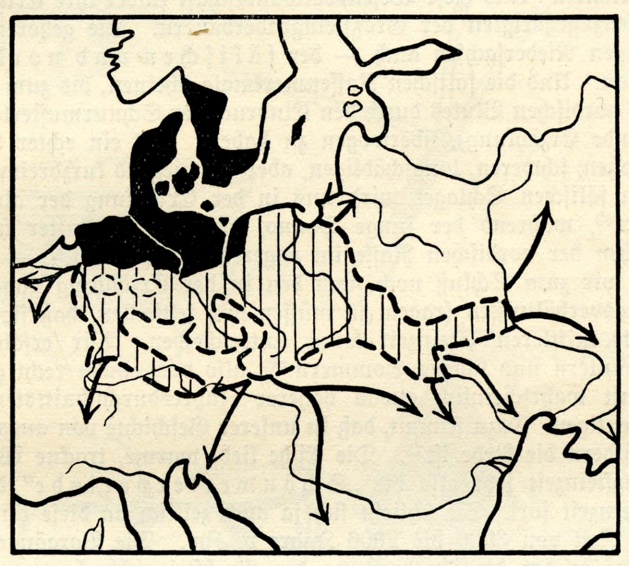
Alle diese vorgeschichtlichen Bauernhöfe bilden kleine Eigenwirtschaften, in denen die Menschen alles selber herstellen, was sie zum Leben brauchen. Flachs und Wolle werden zu Garn gesponnen[39] und auf dem senkrechten Webstuhl zu Kleiderstoffen und Teppichen verarbeitet[172]. Das zeugt von einer ungemein gesteigerten menschlichen Erfindungskraft. Und diesen Fortschritt im Handwerklichen stellen wir auf fast allen Gebieten fest. Die Tongefäße z. B. werden nicht mehr in den einfachen mittelsteinzeitlichen Formen, sondern jetzt auch durch das leistungsfähigere Verfahren des ringförmigen Aufbaus, des sogenannten „Aufwulstens", hergestellt[136 f.]. Überraschend vielgestaltige, zweckvolle und schöne Gefäßformen entstehen auf diese Weise. „Trichterrandbecher"[145] und „Kragenfläschchen"[148] sind die Leitformen nordischer Töpferkunst. Diese ist auch durch eine nur ihr eigentümliche Verzierungsweise gekennzeichnet: viele kleine, tiefe Stiche, mit einem spitzen Werkzeug eingekerbt, sind zu abwechslungsreichen Mustern von vorwiegend senkrechter Linienführung geordnet[150].

Durch diese „T i e f s t i c h k e r a m i k" (Abb. 3) unterscheidet sich der nordische Lebenskreis deutlich von den benachbarten Kreisen, in denen andere Verzierungsweisen üblich waren: dem schnurkeramischen Kreise in Thüringen, sowie dem westischen, ostischen und nordostischen Kreise.

Als Werkstoff für Hausgeräte und Waffen spielt neben dem Holz auch noch der Stein, vornehmlich der Feuerstein, die wichtigste Rolle. Wir befinden uns also immer noch in der S t e i n z e i t. Das Beil, Werkzeug und Waffe zugleich, ist aus der einfachen Ausgangsform, wie wir sie in der mittleren Steinzeit kennenlernten, inzwischen weiterentwickelt worden. Es tritt in unserer Erzählung in der Gestalt des nordischen dicknackigen, bereits geschliffenen[164] Flintbeils auf[161], wie es für die sogen. „Ganggräberzeit" die Regel bildet (Abb. 1). Diese K u n s t d e s S t e i n s c h l i f f s ist also ebenfalls eine Errungenschaft jungsteinzeitlichen Bauerntums. In der Werkzeuggestaltung der folgenden Zeit erwies sie eine ständig steigende Bedeutung. Man nennt deshalb dieses neue Zeitalter des geschliffenen Steins die **„Jüngere Steinzeit"** und unterscheidet sie damit von der mittleren und Altsteinzeit, in der der Stein stets nur behauen wurde. Aber diese Bezeichnung, die sich nur von einer einzelnen, freilich besonders wichtigen, Werkweise herleitet, ist nicht sehr glücklich gewählt. Viel wesentlicher ist, d a ß d e r n o r d i s c h e M e n s c h s i c h i n d i e s e r Z e i t v o m n o c h u n s t e t e n J ä g e r u n d F i s c h e r z u m s e ß h a f t e n B a u e r n w a n d e l t u n d, z u m e r s t e n m a l i n d e r M e n s c h h e i t s g e s c h i c h t e, w e i t e S t r e c k e n N o r d d e u t s c h l a n d s u n t e r d e n P f l u g n i m m t.

Die eindrucksvollsten Zeugen dieses frühen nordischen Bauerntums, vor denen auch wir heutigen Menschen noch in Bewunderung und Ehrfurcht stehen, sind die über weite Teile Nordeuropas und insbesondere Norddeutschlands verbreiteten G r o ß s t e i n g r ä b e r[95 f.], „Hünengräber", wie sie der Volksmund nennt. Und diese großen Steingräber erzählen uns auch mancherlei über die **Herkunft der nordischen Bauern.** Die ursprüngliche und einfachste Form der Gräber, in der nur e i n großer Deckstein auf kleineren tragenden Blöcken ruht, findet sich nämlich in Südskandinavien und auf den dänischen Inseln. Hier also haben wir das Ausgangs-, das eigentliche Kerngebiet der nordischen Großsteingräberleute zu suchen. Viele ihrer Lebensgewohnheiten lassen sich folgerichtig aus der Kultur der mittelsteinzeitlichen Muschelhaufenleute ableiten. Andere Gebräuche, vor allem die Art ihrer Totenbestattung unter großen Steingräbern, wirken doch wieder neu und arteigen. Deshalb ist vermutet worden, daß die Großsteingräberleute vielleicht von Westen her, zur See, eingewandert sind. Sie legten sich als bäuerliche Adelsschicht auf die eingesessene Bevölkerung, auf die ihnen rassisch verwandten Nachkommen der Muschelhaufenleute, und verschmolzen in der Folgezeit mit ihnen zu einem Volke. Als sich später bei ihnen Landmangel einstellte, besiedelten sie auch die Ostküste Jütlands[26 f.], weiterhin ganz Schleswig-Holstein und schließlich in immer größerem Ausgriff weite Gebiete Norddeutschlands (s. Skizze 5). Hier überall finden wir ihre großen Erbbegräbnisse, von der Zuidersee

über die Odermündung hinaus bis nach Westpreußen und südwärts bis ins Anhaltische hinein. Nicht überall sind die Formen der Gräber dieselben, gemeinsam ist ihnen jedoch, daß sie im Laufe der Zeit immer größere Ausmaße annahmen (Abb. 4). Es gibt Kammern mit 18 Wandsteinpaaren an den Längsseiten, die fast 30 m lang sind! Alle waren sie wohl ursprünglich von einem Erdhügel bedeckt, der im Laufe der Jahrtausende meist weggewaschen worden ist. Für ganze Geschlechterfolgen waren diese Erbbegräbnisse berechnet[101] und wie für die Ewigkeit gebaut — ein Beweis dafür, wie jene steinzeitlichen Bauern bereits in Sippenverbänden dachten und wie bodenverwurzelt sie sich fühlten.



Skizze 5: Ausbreitung der nordischen Großsteingräberleute (Heimat- und neuerworbenes Gebiet)

So haben wir uns ihre Landnahme auch nicht als Züge heimatloser Abenteurer zu denken, sondern als ein zusammenhängendes Weitersiedeln bodenverbundener Bauernschaften vom Mutterboden aus. Dann aber wurden die auswandernden Scharen nordischer Jungmannen kühner und unternehmungsfreudiger. In immer weitere Gebiete stießen sie vor: über Nordwestdeutschland bis nach Holland, nach Mitteldeutschland, Ostdeutschland und Polen, ja bis in den Balkan hinein (s. Skizze 5). Zum ersten Male trugen sie nordisches Blut und nordische Gesittung in jene fernen Gebiete und siedelten dort als adlige Bauern über fremden Völkern[28]. Die große nordische Völkerwanderung nimmt damit ihren Anfang; sie findet ihre Fortsetzung in den noch ausgedehnteren Wanderungen der nordischen Schnurmusterleute am Ende der Jungsteinzeit (von denen wir in der nächsten Erzählung hören). In allen diesen Wanderungen kommt

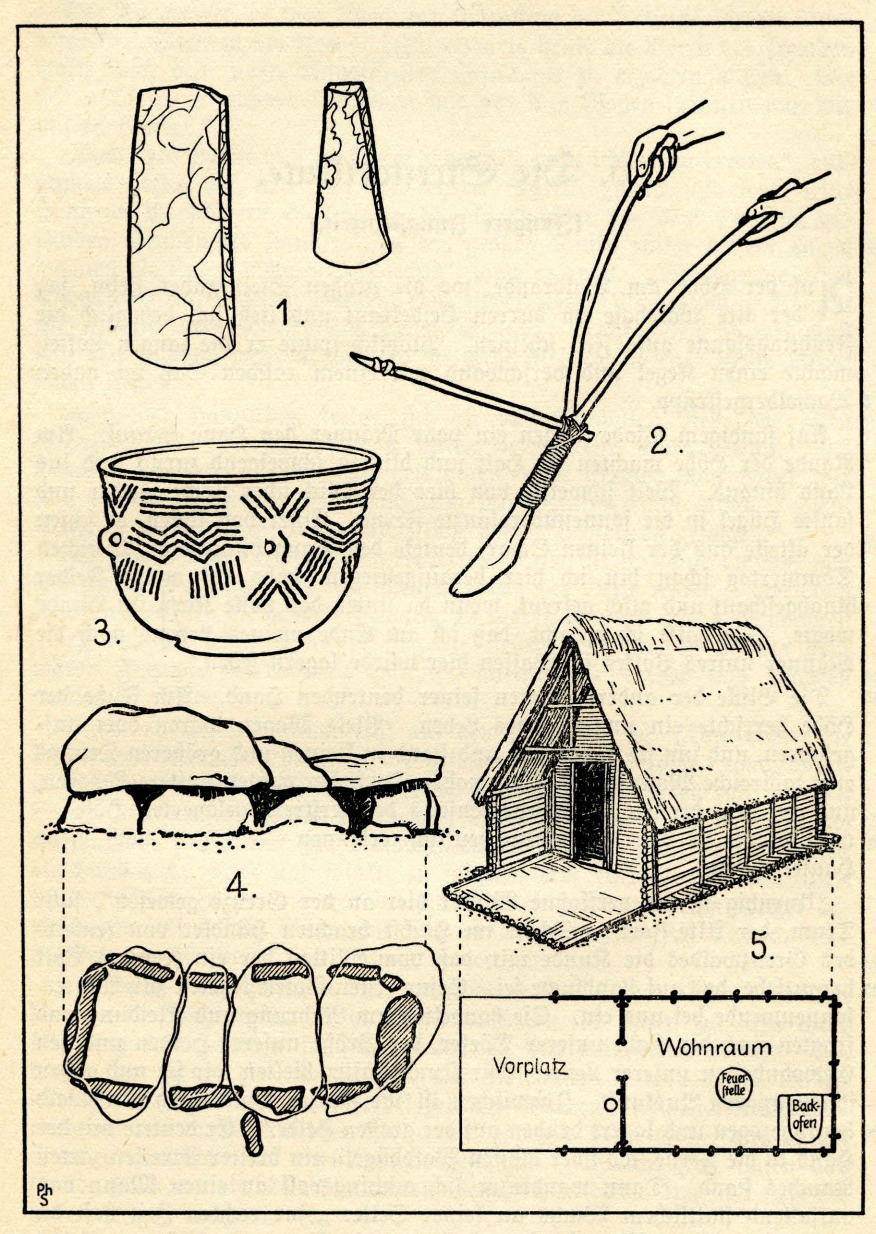
der eine hervorstechende Wesenszug der Nordleute zum Ausdruck: der kühne Unternehmungsgeist, der Trieb in die lockende Ferne. Zu ihm bildet ihr anderer Wesenszug, ihre Schollenverbundenheit, das Verhaftetsein mit dem ererbten Boden der Väter, einen auffallenden Gegensatz. Aus den Spannungen zwischen beiden Eigenschaften, zwischen Beharrung und Ausgriff, erwächst das Schicksal der germanisch-deutschen Geschichte.

Aber es scheint, als wenn in der frühen Jungsteinzeit, in der unsere Erzählung spielt, die bäuerliche Gebundenheit an den Boden der Heimat bei den Nordleuten noch überwiegt. Mit den alten kernigen Bauerngeschlechtern des heutigen Niedersachsens haben die Großsteingräberleute viel Ähnlichkeit. Und diese Wesensverwandtschaft findet ihre Erklärung in der **Rassenzugehörigkeit** der Großsteingräberbauern. Sie gehören — wie die heutigen Niedersachsen auch — der fälischen und nordischen Rasse an. Und die fälischen Rassenmerkmale scheinen, bis zum Zustrom weiteren nordischen Blutes durch den Einbruch der Schnurmusterleute (vgl. die folgende Erzählung), überwogen zu haben. Als ein echter Vertreter dieser großen, schweren, langschädligen, aber vorwiegend kurzbreitgesichtigen Menschen fälischen Schlages wird uns in der Erzählung der alte Ranja geschildert[80], während der junge Hanno, von seiner Mutter her[53], die Kennzeichen der nordischen Rasse im engeren Sinne trägt[90]. —

Wenn wir zum Schluß noch nach den in der Erzählung angedeuteten **Witterungsverhältnissen** fragen, so müssen wir feststellen, daß sie sich von denen der mittleren Steinzeit kaum unterscheiden. Wir erfahren von kurzen Wintern und langen Sommern[185], also von einem recht günstigen Klima mit wahrscheinlich etwas höherer Jahresdurchschnittstemperatur als der heutigen. Dazu stimmt, daß in unserer Geschichte von ausgedehnten Eichenwäldern die Rede ist[15]. Die Eiche liebt warme, trockne Witterung. Die Jungsteinzeit setzt also die „Schönwetterperiode" der mittleren Steinzeit fort. Sie schließt sich ja auch zeitlich an diese an, umfaßt etwa die Zeit von 3000 bis 2000 Jahre v. Zw. Die Vorgänge unserer Erzählung, in der die Ausbreitung der Großsteingräberleute noch nicht über Schleswig-Holstein hinausgediehen ist, wären demnach in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Zw. anzusetzen.

Zusammenfassung, sowie **Nachweis von Schrifttum und Anschauungsmitteln** für die ganze Jungsteinzeit am Schluß des nächsten Abschnitts!

Tafel 5. **Ältere Jungsteinzeit** (zur Erzählung: Bei den großen Steingräbern).



1. Formen nordischer Feuersteinbeile 1/6. — 2. Hakenpflug. — 3. Norddeutsches Gefäß mit Tiefstichmuster. — 4. Hünengrab und Grundriß. — 5. Nordisches Haus und Grundriß.

6. Die Streitaxtleute.

(Jüngere Jungsteinzeit.)

Auf der Höhe am Waldrande, wo die großen Steingräber stehn, saß der alte Waldhase im dürren Heidekraut und ließ sich behaglich die Frühlingssonne aufs Fell scheinen. Plötzlich spitzte er die langen Löffel, machte einen Kegel und verschwand mit einem raschen Satz im nahen Wacholdergestrüpp.

Auf sandigem Pfade stiegen ein paar Männer den Hang herauf. Am Rande der Höhe machten sie Halt und blickten schweigend zurück und ins Land hinaus. Weit schweifte von hier der Blick über flache Felder und sanfte Hügel in die sonnenüberglänzte Ferne. Einer von ihnen, er schien der älteste aus der kleinen Schar, deutete den Hang hinunter: „Manchen Sommertag schon bin ich hier heraufgestiegen, habe auf meine Felder hinabgeschaut und mich gefreut, wenn da unten das volle Korn im Winde wogte. Nie hätte ich gedacht, daß ich am Ende meines Lebens noch die Männer unsres Volkes in Waffen hier würde lagern sehen."

Die Blicke der andern folgten seiner deutenden Hand. Am Fuße der Höhe herrschte ein ungewohntes Leben. Viele Wagen waren dort aufgefahren, und um sie herum saß und stand in kleinen und größeren Trupps eine zahlreiche Mannschaft. Vom nahen Dorfe her nahten weitere Scharen, und auf dem breiten Sandwege jenseits der zerstreut gelagerten Höfe — man konnte es von hier oben deutlich erkennen — zogen noch neue Haufen heran.

„Unruhig ist der verfloßne Winter hier an der Grenze gewesen", fuhr Trum, der Alte, fort. „Schon im Herbst brachten Händler von jenseits des Grenzwaldes die Kunde mit, daß vom Mittag her ein fremdes Volk heranziehe, das auf Landsuche sei. Seine ersten Boten kehrten zur Wintersonnenwende bei uns ein. Sie handelten um Nahrung und Kleidung und fragten nach der Zahl unserer Dörfer, der Größe unserer Herden und den Gewohnheiten unserer Leute. Für Kundschafter hielten wir sie und gaben ihnen ungern Auskunft. Inzwischen ist ihr ganzes Volk durch den Wald herangezogen und lagert drüben auf der großen Heide." Er deutete mit der Hand in die Ferne, wo über blauen Waldhügeln ein breiter Streifen zarten Rauches stand. Dann wandte er sich achtungsvoll an einen Mann von auffallend stattlichem Wuchs an seiner Seite: „Zur rechten Zeit hast du unsere bewaffnete Mannschaft aufgeboten, die Grenze zu schützen. Leicht hätte es mir sonst geschehen können, daß ich in diesem Frühjahr als Knecht unter fremden Herren mein eigen Land bestellte."

Der Angeredete, es war Aggo, der Häuptling der Fälinge, schaute unter bewölkter Stirn in die Ferne: „Ich erwarte heute die Boten des fremden Volks, von dem unsre Kundschafter Seltsames zu erzählen wissen. Sie sollen Pferde zu zähmen verstehen und vor ihre Wagen spannen wie wir unsere Rinder.“ 40

„Was ihre Boten uns zu sagen haben, ist nicht schwer zu erraten“, entgegnete heftig der Alte. Er trat einige Schritte zurück und legte seine Hand an die schwere Steinplatte, die als Wächter vor dem Eingang des runden Grabhügels stand. „In der großen Stube unter diesem Hügel 45 wohnen die Toten meines Geschlechts“, sagte er ernst. „Solange die alten Eichen dort unten neben meinem Hofe stehen, lebten sie als adlige Bauern und Älteste ihres Dorfes auf freiem Grunde. Nicht sollen sie mir einst hier den Zugang wehren, weil ich ihr Erbe in hergelaufener Leute Hände fallen ließ!“ 50

Aggo, der Häuptling, freute sich an der eifervollen Rede des alten Grenzbauern. Da schollen von unten verworrene Rufe herauf. Bewegung war dort in die Leute gekommen; viele strebten vom Lager weg dem nahen Dorfe zu. Der Häuptling blickte aufmerksam hinab. Dann schritt er rasch den Pfad hinunter, von seinen Begleitern gefolgt. 55

Als sie sich dem Ortsausgang näherten, trafen sie auf eine Gruppe von Männern, vor denen alle mit scheuem Gruß zur Seite traten. Zwei von ihnen waren den Heimischen bekannt; es waren Bauern aus dem nächsten Dorf, das die Wächter an die Grenze stellte. Die beiden andern aber waren Fremde. Erhobenen Hauptes schritten sie einher und schauten 60 wenig zur Seite.

Einer der Geleitsmänner trat auf den Häuptling zu: „Wir haben die Boten des fremden Volkes zu dir geführt, wie uns befohlen war, damit sie dir ihre Botschaft sagen.“ — „Der Spruch der Fremden soll vor den Ohren des ganzen Volkes erklingen“, erwiderte Aggo; „ich entbiete alle 65 waffenfähigen Männer zur Ratsversammlung.“ Er hob vor den Boten die Hand zum Gruß und winkte zu folgen. Auf eine Gruppe von alten Linden schritt er zu, die mit breiten Kronen einen niederen Hügel beschatteten. Auf dem steinernen Sitz darunter ließ er sich nieder. Die Ältesten der nächsten Dörfer traten hinter ihn. 70

Im freien Ring zwischen dem andrängenden Volk der Krieger standen die fremden Gesandten. Aller Augen wandten sich ihnen zu. In ihrer Kleidung unterschieden sie sich wenig von den heimischen Leuten. Sie trugen das gleiche einfache Gewand aus gebleichtem Linnen, dessen Enden über der Schulter von einer Nadel gehalten wurden, den gleichen Mantel- 75 umhang aus dunkelgefärbter Wolle, die gleichen Lederschuhe, aus einem Stück geschnitten und mit Riemen geschnürt. Schlicht floß ihnen das blonde Haar um die edelgeschnittenen Gesichter, in denen frei und stolz die hellen Augen wachten.

Aggo zog sein Steinbeil aus dem Gürtel und legte es über die Knie. 80 Da verstummte das Gemurmel in der Runde. Dann begann, auf einen Wink des Häuptlings, einer der fremden Boten zu reden. Aber es zeigte

sich, daß er in einer andern Zunge sprach. Voll und wohlklingend flossen seine Worte dahin. Doch die Leute ringsum verstanden nicht, was er 85 sagte. Mißtrauisch starrten sie den Sprecher an. Keiner von ihnen hatte jemals eine fremde Sprache vernommen.

Als der Bote geendet hatte, öffnete er einen Lederbeutel, den er über der Schulter trug, und entnahm ihm einen Gegenstand, den er dem Häuptling mit freundlicher Gebärde überreichte. Aggo konnte sein Erstaunen 90 über die Gabe nicht verbergen. Was er in der Hand hielt, war eine steinerne Axt von so vorzüglicher Arbeit, wie er sie noch nicht gesehen hatte. Länglich war sie, fast wie ein kleines Boot geformt. Auf der einen Seite lief sie zu einer scharfen Schneide, auf der andern in eine runde Hammerfläche aus. Der harte dunkle Felsstein, aus dem sie geschlagen 95 war, schimmerte, vielkantig, in spiegelndem Schliff. Das Wunderbarste an ihr aber war, daß der hölzerne Stiel unverrückbar fest in einem runden Loch saß, und dieses Loch war durch die Axt hindurchgetrieben wie durch ein weiches Lindenbrett! Aggos Finger spannten sich um den Griff der herrlichen Waffe; nach schmetterndem Schwung und sausendem Wurf 100 schmeckte sie seiner Faust. Sein Blick kehrte zu den Fremdlingen zurück, die in erwartungsvollem Schweigen verharrten. Waffenlos waren sie gekommen, wie um zu zeigen, daß sie nicht den Streit brachten. Aber wie sie da standen, die schlanken, hochgewachsenen Körper stolz und lässig beherrscht, sah man ihnen an, daß sie eine Waffe wie diese, wenn es nottat, 105 wohl zu brauchen verstanden.

„Mit anderer Zunge reden die Boten des fremden Volkes", wandte sich der Häuptling an die Versammlung. „Wenn unter uns einer ist, der sich auf ihre Sprache versteht, so trete er vor, damit er uns ihre Rede deute." Aus dem Kreise der Umstehenden löste sich ein behender, dunkel-110 haariger Mann. Den Leuten der Grenzdörfer war er bekannt. In jüngeren Jahren war er als Händler mit Bernstein und Salz durchs Land gezogen. Man wußte, daß er manches Mal auch die Fahrt durch die großen Grenzwälder gewagt hatte und mit der Zunge fremder Völker zu reden verstand.

115 „Diese Männer sagen", rief er mit erhobener Stimme, „daß sie Frieden bringen und Frieden suchen. Ihr Volk hat die alten Wohnsitze vor den Bergen im Mittag verlassen, weil die Weideplätze für ihre großen Herden zu eng geworden waren. Mit Weibern und Kindern, Vieh und Wagen bitten sie um Aufnahme in unser Land. Auf den Höhen zwischen unsern 120 Feldern wollen sie ihre Höfe erbauen und ihre Herden weiden und keinen von seinem Eigentum verdrängen. Diese Waffe dort bringen sie dem Häuptling zum Geschenk."

„Ihr habt gehört, Krieger unsres Volkes, was die Boten des fremden Volkes von uns fordern", wandte sich Aggo an die Versammlung; „sagt 125 eure Meinung, damit wir ihnen Antwort geben." Trum, der Grenzbauer, sprang in den Ring: „Wer den Wolf in die Hürde läßt, läßt ihn in die Herde! Wollt ihr eure Äcker verschenken und zu Hofgängern unter fremden Herren werden? Wer ein freier Bauer ist, weiß seine Antwort!"

Beifall erscholl in der Runde. Zornige Rufe wurden laut. Einzelne der Umstehenden schüttelten ihre Fäuste, hoben ihre Steinbeile gegen die 130 Fremden. Der Häuptling wehrte der Unruhe: „Friede im Ring!“ Er erhob sich und legte das Geschenk in die Hand der Boten zurück: „Sagt eurem Volk, daß wir uns ihre Streitäxte im Kampf der Männer auf der Grenzheide holen werden!“ Der Händler gab die Worte an die Fremden weiter. Die steckten die Waffe mit unbewegten Gesichtern ein, wandten 135 sich und schritten gelassen von hinnen. —

Wenige Tage später standen sich auf der Heide am Grenzwald die Heere zum Entscheidungskampf gegenüber. Aggo hatte erkannt, daß die Krieger der Streitaxtleute nicht so zahlreich waren wie seine eigenen. Darauf baute er seinen Plan. Er stellte seine Mannschaft nur wenige Glieder 140 tief, aber in breiter Front auf und verstärkte die Flügel. So gedachte er, das kleinere Heer der Feinde von beiden Seiten zu umfassen und von allen Seiten her zu zerschlagen. Er selber trat in die Mitte, wo er den schwersten Ansturm erwartete.

Von drüben klangen schon die ersten Kampfrufe der Feinde herüber, 145 hell und scharf wie Raubvogelschreie. Da gab auch Aggo das Zeichen zum Angriff. Langsam und wuchtig rückten die dichtgeschloßnen Reihen der Fälinge vor; dumpfbrüllend zog ihr Schlachtgesang ihnen vorauf. Schon waren sie den Gegnern so nahe, daß Aggo nach dem Heerführer drüben zu suchen begann, den er zum Zweikampf zu stellen gedachte. Plötzlich 150 stutzte er: der Haufe der Feinde geriet in Bewegung, teilte sich nach beiden Seiten auseinander. Und durch die Gasse in der Mitte stürmten von Pferden gezogene Streitwagen heran, niedrige, zweirädrige, auf denen die Lenker hellschreiend ihre gefährlichen Streitäxte schwangen. Die Fälinge hatten keine Zeit, dem furchtbaren Anprall auszuweichen, der 155 gerade auf ihre Mitte zielte. Aggo warf sich ohne Zögern dem vordersten Wagen entgegen, in dessen Lenker er den feindlichen Führer vermutete. Er fiel den anstürmenden Pferden in die Zügel, daß sie hoch aufbäumten. Der Wagen dahinter geriet ins Schleudern. Aggo sah, daß sein Gegner, weit vorgebeugt, zu wuchtigem Schlage ausholte. Grimmig sprang er 160 ihn von unten an. Da schlug der stürzende Wagen beide zu Boden, und über sie weg rasten zermalmend die nächsten Wagen in unaufhaltsamem Stoß mitten in die enggekeilten Reihen der Fälinge hinein. Die sahen ihren Häuptling gefallen, ihre Reihen durchbrochen und durch die schnellen Wagen von hinten her umfaßt und auseinandergerissen. Da sank ihnen 165 langsam der Mut. Immer matter wurde ihr Widerstand. Wer von ihnen nicht unter den Streitaxthieben der fremden Krieger zusammenbrach, wurde entwaffnet und in die Gefangenschaft geführt. Nicht die siegreiche Mannschaft der Fälinge, das Volk der Fremden hielt am Abend mit Wagen und Herden seinen Einzug in die Dörfer an der Grenze. 170

Wehklagend suchten am folgenden Tage die Frauen und Kinder des Landes auf dem Kampffelde nach ihren Toten. Aber auch unter den Zelten des fremden Volkes auf den Höhen zwischen den Dörfern schwieg der Siegesjubel. Am Abend des dritten Tages sammelten sich die Krieger der

175 Streitaxtleute, um ihren gefallenen König zu Grabe zu tragen. An weithin sichtbarem Ort neben der Landstraße hatten sie die breite Grube ausgehoben. Aus dicken Eichenbohlen erbauten sie darin den Sarg, dessen Wände ringsum eingerammte Pfosten stützten. Das Ganze wurde sorgfältig mit kleinen Findlingssteinen umpackt. Da hinein betteten die Streit-
180 axtleute ihren Häuptling, in Leinengewand und Wollmantel gekleidet wie im Leben. Sie drehten ihn auf die rechte Seite und beugten ihm Arme und Knie, damit er friedlich schliefe. An die Hüfte legten sie ihm die dunkelglänzende vielkantige Hammeraxt. Die Frauen aber trugen Speise und Trank herzu in flacher Schale, geschweiftem Becher und doppelhenkligem
185 Krug. Die schönsten Gefäße, die zu finden waren, hatten sie gewählt; ohne Fehl liefen die Schmuckkreise, mit der gedrehten Schnur in den Ton gedrückt, daran rundum, wie es die Töpferkunst im Volke seit alters vorschrieb. Zuletzt deckten sie schwere Bohlen über den Sarg, packten Steine darauf und überwölbten das Grab mit einem flachen Hügel.

190 Abseits standen die Gefangenen und wunderten sich über die fremde Begräbnissitte. Ihnen war beklommen zu Mut; alte unheimliche Geschichten fielen ihnen ein von Völkern, die ihre Kriegsgefangenen am Grabe toter Könige als Opfer schlachteten.

Da trat ein älterer Mann würdigen Aussehens auf sie zu. Auf seinen
195 Wink durchschnitten die Wächter die Fesseln der Gefangenen mit scharfem Steinmesser. „Kehrt in eure Dörfer zurück", gebot der Alte, „unser Volk wird seine Höfe auf den freien Höhen des Landes erbauen, wo noch Raum für unsere Herden ist. Ihr aber sollt eure Äcker bestellen wie bisher und uns, den Herren des Landes, alljährlich den dritten Teil eurer Ernte als
200 Abgabe zahlen!"

Schweigend wandten sich die Bauern und schritten mit schweren Gedanken ihren Dörfern zu. Als der Morgen graute, trugen auch die Fälinge ihre Toten zu den großen Steingräbern hinauf. Auch der alte Trum hielt dort Einzug in die stille Wohnung seiner Väter. Sie wehrten ihm den
205 Zutritt nicht. Als freier Bauer hatte er auf seiner Scholle gelebt und für die Freiheit seines Volkes war er gefallen.

Auswertung.

Unsere Erzählung führt uns zu Anfang in Verhältnisse ein, die uns aus der vorigen Geschichte, die „bei den großen Steingräbern" spielte, schon vertraut sind. Wieder hören wir von dörflichen Siedlungen, die aus locker gefügten Gehöften bestehen[19]. Und in diesen Dörfern lebt ein Bauernvolk, das friedlich seine Äcker bestellt[11], aber auch die von den Vätern ererbte Scholle treu und trotzig gegen andrängende Feinde zu verteidigen entschlossen ist[33 f.]. Es ist das Volk der „Großsteingräberleute",

das wir schon in der vorigen Erzählung kennenlernten. Jetzt richten wir unser Augenmerk noch auf einen Fortschritt in seiner gesellschaftlichen Formung. Daß diese nordischen Bauern einen stark ausgeprägten Sinn für das Familienleben und auch für den Zusammenhalt innerhalb eines größeren blutmäßig gebundenen Verwandtenkreises, der „Sippe", besaßen, davon erzählten uns schon ihre „Erbbegräbnisse", ihre großen Steingräber, von denen wir ja wissen, daß sie zur Aufnahme von ganzen Geschlechterfolgen bestimmt waren. Wo sich die Einzelhöfe der Bauern zu dörflichen Siedlungen zusammenschlossen, wird sich langsam auch der Sinn für die Dorfgemeinschaft herausgebildet haben; man merkte, daß es zweckmäßig sei, gewisse Dinge, die alle Dorfgenossen gemeinsam angingen, auch gemeinschaftlich zu regeln. Unsere Schilderung der Dorfältestenversammlung bei den Großsteingräberleuten unter dem Vorsitz des „Häuptlings" in der vorigen Erzählung deutete darauf hin. Über die Gemarkung des heimatlichen Dorfes hinaus wird das Gemeinschaftsgefühl der Steinzeitbauern anfänglich kaum gereicht haben. Nun aber, in unserer neuen Erzählung, hören wir davon, daß die Mannschaft eines größeren Bezirks zum Kampf an der Grenze aufgeboten worden ist[34]. Absichtlich ist für dieses neue gesellschaftliche Gebilde keine Bezeichnung eingeführt worden. Denn Begriffe wie Hundertschaft, Gau, Völkerschaft oder Stamm, wie wir sie später bei den Germanen finden, sind auf diese frühen Verhältnisse noch nicht anwendbar. Am ehesten würde wohl noch die Bezeichnung „Völkerschaft", als Untergliederung eines Volkes, auf die geschilderten Verhältnisse zutreffen. Doch ist auch dies nicht gesichert. Wir begnügen uns also mit der Feststellung, daß inzwischen die Zusammenfassung von mehreren Dorfgemeinden zu einem größeren Verbande erfolgt ist, und daß über diesem dann nur noch die auf gemeinsamer rassischer Grundlage ruhende Gemeinschaft des „Volkes" steht. Für letztere ist in der Erzählung der Name der „Fälinge" eingeführt worden, der natürlich auf freier Erfindung beruht.

Unsere Darstellung des gesellschaftlichen Fortschritts der Jungsteinzeitmenschen beruht nicht auf bloßen Vermutungen, sondern wird von der Vorgeschichtswissenschaft ausreichend gestützt. Es ist in neuerer Zeit besonders Gustav Kossinna gewesen, der Altmeister und Vorkämpfer einer völkisch ausgerichteten germanischen Altertumsforschung, der die Fülle vorgeschichtswissenschaftlicher Einzelerkenntnisse zu wertvollen bevölkerungsgeschichtlichen Gesamtergebnissen ausgewertet hat. Er ging von der Tatsache aus, daß von der jüngeren Steinzeit ab die Formen von Geräten, Waffen und Gräbern in weiten und meist scharf umzirkten Gebieten so gleichmäßige sind, daß sie mit hinreichender Beweiskraft auch auf einheitliche Volksstämme oder Völker schließen lassen. Sein Grundsatz: „Scharf umgrenzte Kulturgebiete decken sich zu allen Zeiten mit besonderen Völkern und Volksstämmen" ist für die gesamte siedlungskundlich eingestellte Vorgeschichtsforschung der Folgezeit richtungweisend geblieben. Wenn wir also oben von den jungsteinzeitlichen „Großsteingräber-" oder „Einzelgräberleuten", von „Tief-

stich- und Bandmusterleuten" u. a. hörten, so liegt diesem Sprachgebrauch stets der oben aufgeführte Kossinnasche Lehrsatz als „Arbeitshypothese" zugrunde.

Im Mittelpunkt unserer Erzählung steht nun der Einbruch eines fremden Volkes in das Stammesgebiet der nordischen Bauern. Stellen wir zusammen, worin sich dieses neue Volk von den Großsteingräberleuten unterscheidet! Da hören wir zunächst von einer neuen Form des Steinbeils[89 f.]. Es ist aus dunklem Felsstein gearbeitet, weist auf dem einen Ende eine scharfe Schneide, auf dem andern eine Hammerfläche und an den Seiten mehrere in der Längsrichtung verlaufende Schmuckkanten auf; es ist glänzend geschliffen und in der Mitte durchbohrt[96] (Abb. 1). Geschliffene und durchbohrte Felssteinäxte waren auch den Großsteingräberleuten schon bekannt (was in unserer Erzählung nicht zum Ausdruck kommt). Aber mit ihren beiderseitigen, nach oben und unten stark ausschwingenden Schneiden unterscheiden sie sich deutlich von den thüringisch-sächsischen Streitäxten, deren Schneiden (in den älteren Formen) nur nach unten ausschwingen und damit der Waffe das Aussehen eines kleinen umgekehrten Bootes geben. „Bootäxte" nennt man sie daher. Die in unserer Erzählung geschilderte „Hammeraxt" stellt eine daraus entwickelte spätere Form dar. — Die Durchbohrung der Steinäxte bedeutet einen abermaligen wichtigen Fortschritt in der Kunst der Steinbearbeitung. Sie ist anfänglich vermittels eines Bohrholzes unter Zuhilfenahme von feinem Quarzsand wahrscheinlich mühsam von Hand, später mit einer Bohrmaschine ausgeführt worden. Diese zeigte einen sehr einfachen, aber überaus sinnreichen Aufbau: das Bohrholz wurde durch eine darumgewickelte Bogensehne in rasche Umdrehung versetzt (Abb. 2). Verwandte man für den Bohrer ein markreiches, hohles Holz (z. B. Holunder), dann ging die Bohrung schneller vonstatten. Neuere Versuche haben ergeben, daß für eine solche „Hohlbohrung" durch ein 4 cm dickes Steinbeil 66 Stunden, für eine „Vollbohrung" 100 Stunden gebraucht wurden. Durchbohrte Steinbeile nennt man „Äxte". Und diese fest geschäfteten vielkantigen Streitäxte, auch „Boot-" oder „Hammeräxte" genannt, sind in den Händen des „fremden Volkes" unserer Erzählung eine besonders kennzeichnende und zweifellos recht gefährliche Waffe[104, 154]. Sie haben daher auch dem ganzen Volk den Namen gegeben: **„Streitaxtleute"** werden seine Krieger genannt.

Um ein besonders erfindungsreiches und streitbares Volk muß es sich hier also handeln. Zuerst in der Menschheitsgeschichte hat es auch das Pferd zu zähmen verstanden und vor seine Streitwagen gewöhnt[153]. Diese rossebespannten, leichten, niedrigen, zweirädrigen Wagen (Abb. 4) geben dem Angriff der Streitaxtleute eine bislang unerhörte Schnelligkeit und Stoßkraft und rennen auch den Widerstand der Großsteingräberleute über den Haufen[165].

Die ältere Vorgeschichtsforschung „klassischer" Richtung, welche die Auffassung vertrat, daß alle wertvollen Kulturgüter des Abendlandes im vorderen Orient erfunden und von hier aus über Griechenland und Rom

zu den „barbarischen" Völkern Germaniens gelangt seien, hat behauptet, daß auch das Pferd erstmalig in den Steppen Vorderasiens gezähmt und gezüchtet worden sei. Diese Auffassung muß heute als endgültig überwunden gelten. Ein Rennwagen, der in einem Grabe Oberägyptens gefunden wurde und aus der Zeit um 1400 v. Zw. stammt (er hat lange Zeit als Beweis für obige Auffassung gegolten), ist ganz aus Hölzern nordischer Herkunft erbaut. Die Radfelgen waren aus Esche, die Speichen aus Ulme, das Joch aus Hainbuche, und zur Verbindung von Naben und Speichen war Birkenbast verwandt. Dieser „ägyptische" Streitwagen ist also fraglos aus Nordeuropa eingeführt worden. Hierzu stimmt, daß auf Felszeichnungen in Südschweden, die aus der Mitte des 2. Jahrtausends v. Zw., also aus der Jungsteinzeit, stammen, Streitwagen schon in mannigfacher Gestalt dargestellt sind (Abb. 3). Erwiesenermaßen hat man gerade in Vorderasien in vorgeschichtlicher Zeit zur Abrichtung von Rennpferden Stallmeister aus Europa herübergeholt. So besteht für uns kein Zweifel: das Pferd, das edelste Haustier des Menschen, ist zuerst von nordischen Völkern aus der in Europa heimischen Wildpferdrasse gezähmt und erst später von nordischen Eroberern nach dem Morgenlande gebracht worden.

Auch in der Art, wie die Streitaxtleute ihre Tongefäße verzierten, unterscheiden sie sich deutlich von den Gewohnheiten der Großsteingräberleute. Die „Tiefstichmuster" der nordischen Bauern verwandten sie nicht. Sie schmückten ihre Gefäße, die flache, auf kleinen Füßen ruhende Schale, den geschweiften Becher und die bauchige Amphore[184], mit meist waagerecht rundumlaufenden Kreisen, die mit Hilfe einer gedrehten Schnur in den noch feuchten Ton gedrückt wurden[186]. Später hat man dann diese Schnurmuster durch dicht nebeneinandergesetzte kleine flache Stiche aus freier Hand gefertigt und auf diese Weise abwechslungsreiche Verzierungen geschaffen (Abb. 5). Nach dieser so besonders kennzeichnenden Schmuckform ihrer Tongefäße hat das ganze Volk im wissenschaftlichen Sprachgebrauch den Namen **„Schnurmustervolk"** („Schnurkeramiker") erhalten.

Auffallend ist auch die Art, wie die „Schnurmusterleute" ihre Toten bestatteten. Sie setzten sie nicht in großen Steingräbern, nicht also in Familiengrüften bei, sondern betteten sie einzeln in die Erde, häufig in der Weise, wie es in unserer Erzählung geschildert ist[175 f.]. Oft wurde der Sarg nicht aus Holzbohlen[177], sondern aus großen flachen Steinplatten gefügt. Man spricht dann von „Steinkistengräbern". Hauptsächlich an der wachsenden Verbreitung dieser „Einzelgräber" hat die Vorgeschichtsforschung erkannt, wie das Gebiet der Großsteingräberleute allmählich von Süden her von dem „Einzelgräbervolk" durchdrungen worden ist. Diese Einzelgräber finden sich aber besonders zahlreich im heutigen Thüringen und Sachsen; hier bilden sie sogar die alleinherrschende jungsteinzeitliche Grabform. Und da in diesen thüringischen Einzelgräbern die Schnurmustergefäße, sowie die vielkantigen Streitäxte die immer wiederkehrenden Grabbeigaben sind, ist nicht daran zu zweifeln, daß wir in den „Einzelgräber-", „Schnurmuster-" und „Streitaxtleuten" einund-

dasselbe Volk zu sehen haben, und daß Thüringen seine ursprüngliche Heimat ist.

Diese alte Heimat verließen die Streitaxtleute gegen Ende der jüngeren Steinzeit, also etwa um das Jahr 2000 v. Zw., um neue Weideplätze für ihre großen Schaf- und Rinderherden zu suchen[120]. Sie nahmen deshalb auch im neuen Lande zumeist nicht die tiefergelegenen fruchtbaren Ackerböden in Besitz, sondern siedelten sich lieber auf den dazwischenliegenden freien Höhen mit leichterem Boden und ausreichendem Weideland an[197]. In Schleswig-Holstein z. B. finden sich die Spuren der Einzelgräberleute kaum in der fruchtbaren Marsch, dafür um so häufiger auf der hohen Geest. Die Streitaxtleute sind also bäuerliche Viehzüchter gewesen. Ihre Herden waren ihr Reichtum und ihr Stolz. Doch ist ihnen in einer Zeit, in der die Pflugkultur bereits über fast ganz Europa verbreitet war, der Ackerbau sicherlich nicht fremd gewesen.

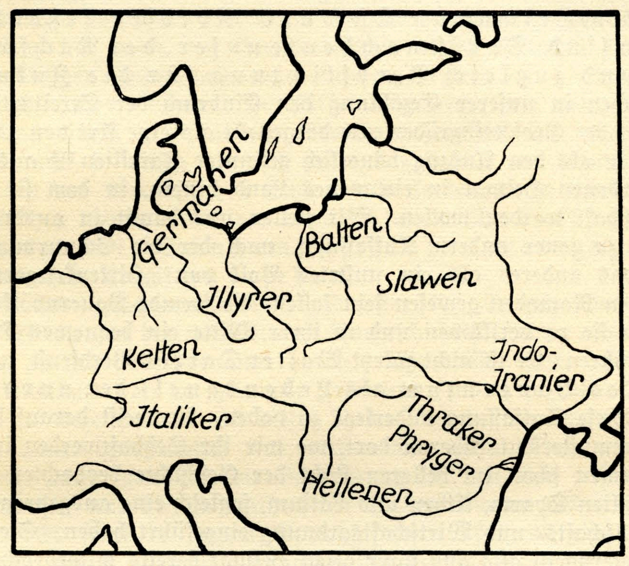
Zu erörtern bleibt noch die Frage, welcher Rasse die Streitaxtleute angehört haben. In den Einzelgräbern des Schnurmustervolkes in ihrer thüringischen Urheimat finden sich ganz überwiegend Skelette, die eine hohe, schlankwüchsige Gestalt und eine sehr langschädlige und schmalgesichtige Kopfform aufweisen. Die Streitaxtleute sind also ausgesprochen nordrassische Menschen gewesen. (In unserer Erzählung ist das bei der Beschreibung der Gesandten des fremden Volkes angedeutet worden[103].) Nirgends sonst im Deutschland der jüngeren Steinzeit hat sich eine Bevölkerung feststellen lassen, die so deutlich und so einheitlich die körperlichen Merkmale nordischer Rassenprägung zeigt wie gerade das Schnurmustervolk in seiner thüringischen Urheimat. Das Gebiet nördlich des Thüringer Waldes ist also eine der wichtigsten Keimzellen nordrassischen Menschentums in vorgeschichtlicher Zeit gewesen.

Dadurch, daß die Streitaxtleute sich im Gebiet der Großsteingräberleute niederließen, ist noch mehr nordisches Blut in dieses alte Bauernvolk eingeströmt. Denn beide Völker, die Großsteingräberleute und die Streitaxtleute, verschmolzen hier im nördlichen Deutschland in der Folgezeit zu einem neuen Volk. **Und aus dieser Verschmelzung der Großsteingräberleute mit den Streitaxtleuten des nordischen Kreises entstand im Verlaufe des nächsten Jahrtausends (also in der Zeit zwischen 2000 und 1000 v. Zw.) das Volk der Germanen.**

Wir halten hier vor dem wichtigsten Ergebnis unserer ganzen vorgeschichtlichen Arbeit, vor einer Erkenntnis, auf die alle unsere bisherigen Betrachtungen abzielten, weil sie für das Verständnis der folgenden Jahrtausende germanisch-deutscher Geschichte von grundlegender Bedeutung ist.

Der Einbruch der Streitaxtleute in das Gebiet der Großsteingräberleute ist nicht der einzige Zug dieses nordrassischen Volkes aus seiner thüringischen Urheimat in die Ferne gewesen. Es sind uns vielmehr eine ganze Reihe von Wanderzügen der Schnurmusterleute bekannt, die stets zu dem Ergebnis führten, daß die Auswanderer sich in der neuen Heimat

als Herrenschicht der unterworfenen Urbevölkerung auflagerten[199] und mit dieser, zahlenmäßig meist stark überwiegenden, volklichen Unterschicht allmählich zu einem neuen Volke verschmolzen. So sind, wie schon erwähnt, aus der Verbindung der Schnurmusterleute mit den Tiefstichmusterleuten des nordischen Kreises im Gebiet der großen Steingräber die Germanen hervorgegangen. Auf ähnliche Weise entstanden an der mittleren und unteren Donau die Jllyrer; zwischen Donau und Rhein die Kelten; auf der Balkanhalbinsel entstanden nach mehreren nordischen Einwanderungen (von denen die sogenannte „Dorische Wanderung"



Skizze 6: Die indogermanischen Einzelvölker vor 2000 v. Ztw.
(Nach Eichenauer)

um 1100 nur die letzte gewesen ist) die Griechen; in Litauen und im nördlichen Polen die Balten; am mittleren und oberen Dnjestr die Slaven. Ja bis nach Vorder- und Südasien rollten die Wellen der wanderkühnen Nordleute hinüber: auch im heutigen Iran und Indien überschichteten sie als „Arier", wie sie sich dort selber nannten (Arier aber bedeutet nichts anderes als „Herren"), die unterworfene Vorbevölkerung (s. Skizze 6).

Es ist ein Bild von überwältigender Kühnheit und Großartigkeit, das sich hier vor unsern Augen entrollt! Fast ganz Europa und weite Gebiete des fernen Asiens haben die wandernden Scharen der Schnurmusterleute zu ihrer Heimat erkoren. Überall aber, wo sie hinkamen, ließen sie aus der Schöpferkraft ihres nordischen Blutes neue Völker mit neuen Sprachen, starke Staaten und blühende Kulturen erstehen. Überall jedoch ereilte sie am Ende auch das gleiche Verhängnis: nach einer längeren oder kürzeren Frist,

während der sie sich noch rassebewußt und adelsstolz von der unterworfenen Urbevölkerung zu sondern wußten, wurden sie in den Strudel des sie umkreisenden fremden Bluts hinuntergezogen und von ihm verschlungen. Es ist das unabwendbare Schicksal derer, die sich mit ihrem Blut vom Heimatboden lösen und in fremden Völkern und Rassen untertauchen.

Nur in den Germanen ist durch die folgenden Jahrtausende das nordisch-fälische Blut rein und wirkungskräftig geblieben, weil sie allein aus dem Kreise der indogermanischen Völker die uralte Verbindung von Blut und Boden nicht aufgaben und in ihrer angestammten Heimat an Ost- und Nordsee seßhaft geblieben sind. Das ist noch heute unser, der Nachfahren, Stolz und zugleich Verpflichtung für die Zukunft.

Wir haben in unserer Erzählung den Einbruch der Streitaxtleute in das Gebiet der Großsteingräberleute dargestellt als eine Art von „Bauerntreck", d. h. als den Auszug bäuerlich gesinnter Familien[118] aus der zu eng gewordenen Heimat in ein neues Land hinein, in dem sie alsbald wieder seßhaft werden wollen. Wir stellen uns damit in ausdrücklichen Gegensatz zu jener andern Auffassung, nach der die Schnurmusterleute kaum etwas anderes als ein unstetes Volk von „Hirtenkriegern", von räuberischen Nomaden gewesen sein sollen, die fremde Bauernvölker überfielen, um sie zu versklaven und in ihrer Mitte ein bequemes Drohnenleben zu führen. Es ist nicht zuletzt Walter Darrés Verdienst, in seinem Buche „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse" diese Auffassung widerlegt zu haben. Er weist darauf hin, daß die Schnurmusterleute überall dort, wo wir ihr Seßhaftwerden in neuen Lebensräumen schon im helleren Licht der Geschichte beobachten können, z. B. im alten Sparta, Athen und Latium, sogleich eine ausgeprägt bäuerliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung eingeführt haben. Sie müssen diesen Bauerngeist also aus ihrer alten Heimat bereits mitgebracht haben. Wohl hat ihre wagefrohe, kämpferische nordische Seele sie zu Fernfahrten von erstaunlicher Kühnheit überredet; ihr bäuerliches Denken aber ließ sie im Boden einer neuen Heimat doch bald und endgültig wieder Wurzel schlagen. Wären die Schnurmusterleute nur ein unstetes Hirtenkriegervolk gewesen, dann hätten wir keine Erklärung dafür, daß sie mit den ausgesprochen bäuerlich gesinnten Großsteingräberleuten so schnell zu einem Volk von so wundervoll geschlossenem Lebensgefühl zusammenwuchsen, wie es den Germanen schon in der Bronzezeit eigen gewesen ist.

Alle die Völker, die durch die Einwanderung der thüringischen Schnurmusterleute eine Zufuhr nordischen Blutes erhielten, sind demnach rassisch miteinander verwandt. Das läßt sich heute aber eigentlich nur noch an gewissen gemeinsamen Merkmalen ihrer Sprachen feststellen. Um nur ein Beispiel zu bringen: unser deutsches Wort „Mutter" lautet im Altindischen mātár, im Persischen madr, im Armenischen mair, im Russischen mater, im Litauischen mōtē, im Griechischen mētēr, im Lateinischen mater, im Italienischen mādre, im Französischen mère im Englischen mother, im

Schwedischen moder. Solcher Zusammenstellungen sind sehr viele möglich. Daraus schloß als erster der deutsche Sprachforscher Franz Bopp aus Mainz um 1815, daß alle diese verwandten Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache hervorgegangen sein müssen. Jakob Grimm hat diese Ursprache nach ihren äußersten östlichen und westlichen Vertretern, dem Indischen und Germanischen, **„Indogermanisch"** genannt. Ihre wichtigsten Tochtersprachen sind: in Asien: Indisch, Persisch und Armenisch; in Europa: Griechisch, Albanisch, Lateinisch nebst allen daraus erwachsenen romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Rumänisch), ferner Keltisch, Slavisch, Litauisch und Germanisch. Alle diese Sprachen bezeichnen wir heute als „indogermanische Sprachen", und die Völker, die durch die Verwandtschaft dieser Sprachen auch ihren rassisch-völkischen Zusammenhang bekunden, nennen wir indogermanische Völker. Wenn diese Völker auch nicht, wie man früher annahm, aus einem gemeinsamen Urvolk entsprossen sind wie Äste aus einem Stamm, so wissen wir doch heute, daß sie alle von einunddemselben Volke, eben den nordrassischen Schnurmusterleuten, einen erheblichen Zuschuß gleichen wertvollen Bluts erhalten haben. Deshalb sind wir berechtigt, die Schnurmusterleute geradezu als das **indogermanische Urvolk** anzusehen.

Die Namen „Schnurmuster-", „Streitaxt-", „Einzelgräberleute" hat dieses Volk erst von der neuzeitlichen Vorgeschichtsforschung erhalten. Aber wie mag es sich selber genannt haben? Wir wissen nur, daß seine östlichsten Ausläufer, die im heutigen Iran und Indien seßhaft wurden, sich als „Arier" bezeichneten. Ob dieser Name auch bei den westlichen, europäischen Teilen gebräuchlich war, wissen wir nicht. Aber man hat sich neuerdings daran gewöhnt, die Bezeichnung für den Teil auf das Ganze zu übertragen und die Gesamtheit der Indogermanen als Arier zu bezeichnen. Es steckt in diesem Sprachgebrauch übrigens ein tiefer und berechtigter Sinn. „Arisch" nannten sich die in Asien eingewanderten nordischen Menschen, um ihre rassische Reinheit und Besonderheit einer fremdblütigen Bevölkerung gegenüber zu betonen. Und „arisch" nennen sich heute alle deutschen Volksgenossen, die stolz darauf sind, nicht einer aus artfremden Bestandteilen zusammengesetzten „Mischrasse" anzugehören. So ist der eigentliche Sinn dieser Bezeichnung, die in der Gesetzessprache des nationalsozialistischen Deutschland bereits amtliche Anerkennung gefunden hat, heute noch derselbe wie bei unsern nordischen Vorfahren vor 4000 Jahren!

Übersicht:

Die Jungsteinzeit.

Erdgeschichte	Zahlen	Landschaft, Tiere und Pflanzen	Menschen	Lebensweise
Ausgang der Litorina-Zeit	3000 bis 1800	Etwa wie in der mittleren Steinzeit (Schönwetterzeit mit vorherrschendem Eichenwald).	In Norddeutschland: Großsteingräberleute nordisch-fälischer Rasse.	Seßhafte Bauern. Dörfliche Siedlungen. Nordisches viereckiges Pfostenhaus. Ackerbau (hölzerner Haken- und Sohlenpflug): Weizen, Gerste, Hirse. Viehzucht: Schweine, Schafe, Rinder, Ziegen. Geschliffene u. durchbohrte Steinwerkzeuge („Jüngere" Steinzeit). Tongefäße mit Tiefstichmustern. Spinnen u. Weben (Wolle u. Lein). Großsteingräber (Erbbegräbnisse).
			In Thüringen und Sachsen: Schnurmusterleute nordischer Rasse.	Bäuerliche Viehzüchter. Pferd u. Streitwagen. Streitäxte aus Felsstein. Tongefäße mit Schnurmustern. Einzelgräber. Wanderungen in weite Gebiete Europas u. Asiens („indogermanische" Wanderzüge u. Völker) Durch Verschmelzung von Großsteingräberleuten u. Schnurmusterleuten des nordischen Kreises entstehen die **Germanen.**

Jugendschriften (zur Anschlußlektüre):

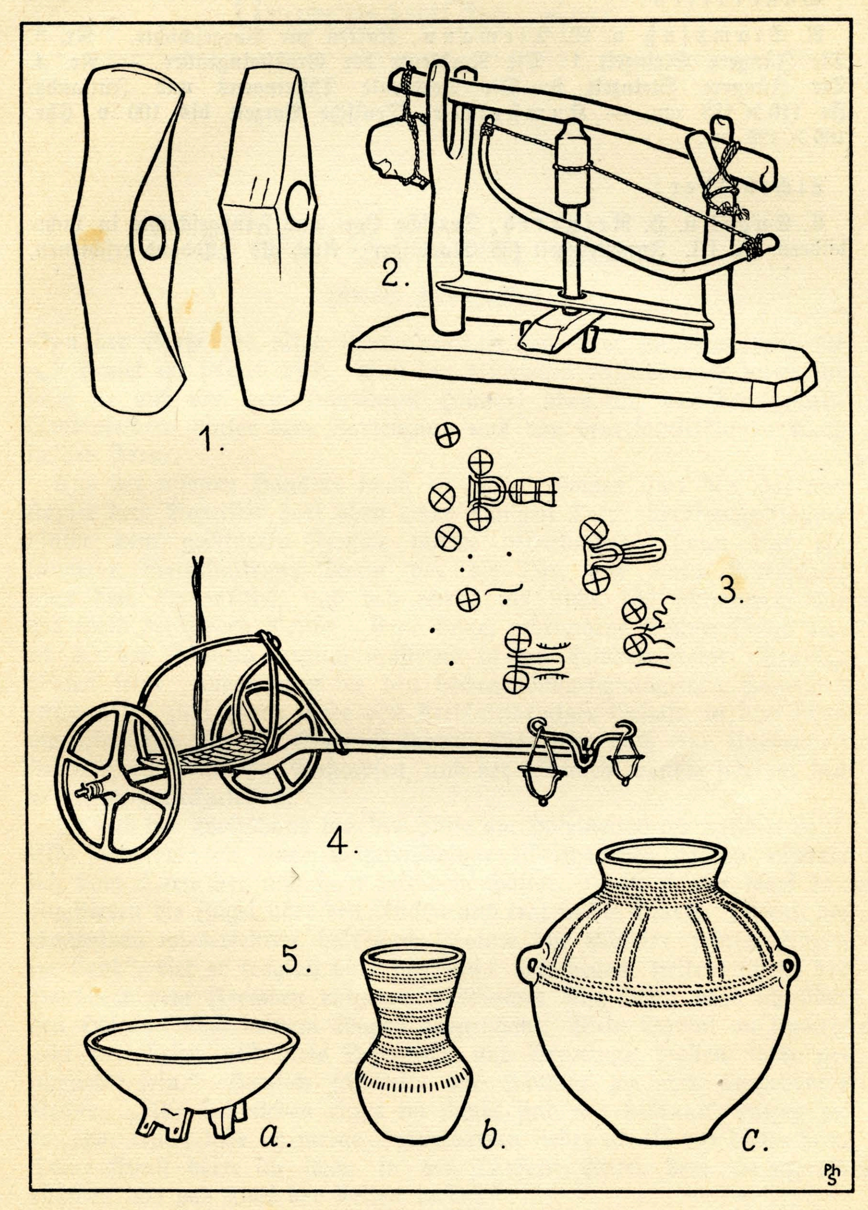
K. v. Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde. 79 S. — R. Müller, Auch das war einmal. 144 S. — R. Müller, Die deutsche Erde erzählt. 47 S. — Sievers, Dudo, der Fischer. 45 S. — Wildung, Im Pfahldorf. 37 S. — Lundius, Germanisches Leben in der Steinzeit. 32 S. — Bley, Die Neusteinzeit. 32 S. — Kl. Lorenz, Die Steinzeit. 16 S. — Didßun, Die Hünengräber der Lüneburger Heide. 10 S.

Anschauungsmittel:

Wandbilder:

W. Petersen u. W. Hansen, Bau eines Großsteingrabes (jüngere Steinzeit) (Bilder zur deutschen Vorgeschichte, Nr. 10). 75 × 100 cm. — W. Petersen u. W. Schulz, Vorfahren der Germanen, jüngere Steinzeit (Germanische Trachten der vorgeschichtlichen Zeit, Nr. 1). 50 × 70 cm. — R. Moschkau, Siedlerleben zur Jüngeren Steinzeit. 72 × 98 cm. — W. Planck, Anfänge der Technik (Jüngere Steinzeit). 64 × 92 cm. — W. Radig, Germanisches Siedlungswesen. I. Das Nordische Vorhallenhaus in der Stein- und Bronzezeit. 70 × 100 cm. —

Tafel 6. **Jüngere Jungsteinzeit** (zur Erzählung: Die Streitaxtleute).



1. Thüringische Streitäxte. — 2. Bohrmaschine. — 3. Germanische Felszeichnungen von Streitwagen. — 4. Nordischer Streitwagen. — 5. Schnurkeramische Gefäße $^1/_8$: a) Schale, b) Becher, c) Amphore.

Wandkarten:

R. Stampfuß u. W. Tiemann, Karten zur Vorgeschichte. Nr. 3. Die Jüngere Steinzeit 1: Die Nordleute der Großsteingräber. — Nr. 4. Die Jüngere Steinzeit 2: Die Nordleute Thüringens und Jütlands. Je 110 × 133 cm. — Kumsteller, Deutsche Vorzeit bis 100 v. Chr. 186 × 125 cm.

Lichtbilder:

C. Engel u. H. Reinerth, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. A. III. Jungsteinzeit (58 Glasbilder). Auch als Bildband erschienen.

Urgermanische Zeit.

7. Der Schild der Sonne.

(Ältere Bronzezeit.)

In der Spitze des alten Lindenbaumes über dem Hausdach sang die Amsel ihr seliges Lied. Von den blühenden Apfelbäumen unter ihr sang sie und von dem lichtblauen Himmel über ihr, von den grünen Saatenfeldern hinter dem Gartenzaun und von dem dunkelblauen Wald in der Ferne. 5

Aus der offenen Haustür scholl ein helles Pochen über den Hof und klopfte dem Vogellied dort oben einen emsigen Takt. Werkzeuggeklapper hinter dem geöffneten Fenster wurde vernehmbar. Dann trat ein jüngerer, breitschultriger Mann vor die Tür, mit einem Lederschurz über dem Leinenkittel, und hob etwas ins Licht, das schimmerte wie 10 das Gold der lieben Sonne. Eine kurze, gedrungene Schwertklinge war es, die der Schmied sorglich musternd in den Händen drehte. Prüfend glitten seine Fingerspitzen an den beiden sachtgeschwungenen Schneiden entlang bis zum obern Ende von kleeblattförmiger Gestalt, in dem schon die Nietlöcher für den Holzgriff saßen. Hier war noch eine Unebenheit 15 spürbar, ein Rest vom Gußzapfen, und der Schmied wandte sich, an den Werktisch zurückzukehren.

Da gab der Wolfshund vor der Hütte am Hofeingang warnenden Laut. Ein schwerer, mit einer Leinwandplane überspannter Wagen näherte sich vom Dorfe her und hielt vor dem Hoftor. Sein Lenker warf den 20 Zugstieren die Zügel über den Rücken und trat in die Pforte. „Wenn die Schwalben wiederkehren, hält auch Hemmo, der Händler, seinen Einzug im Land“, rief er fröhlich über den Hof. Mit hellem Heilruf schritt der Hausherr dem Fremden entgegen: „Manchen Tag schon habe ich über den Hofzaun nach deinem Wagen ausgeschaut. Mein Vorrat an Bronze 25 geht zur Neige, und viele Schwerter und Armringe wollen noch geschmiedet sein.“ Herzlich schüttelte der Händler die ihm dargebotene Rechte. „Alle Schmieden rings im Lande sind mir bekannt“, entgegnete er; „vor keiner lade ich meine Bronzebarren lieber ab als vor dieser hier. Deine Kunst hörte ich schon in den Dörfern hinter dem Grenzwald 30 rühmen, wo das Volk der Kelten wohnt.“

Das Gesicht des Schmiedes wurde ernster. Abwehrend schüttelte er das Haupt. Dann rief er einen Knecht aus der Werkstatt, der leitete den Wagen in den Hof, schirrte die Zugtiere aus und versorgte sie. Der

35 Hausherr aber lud seinen Gast zur Rast auf der Bank unter der alten Linde. Selber stieg er in das kühle Vorratshaus hinab und holte in bauchigem Kruge vorjährigen würzigen Met, aus Weizen, Waldbeeren und Honig nach alter Vorschrift gebraut.

Der Händler ergriff den dargebotenen Holzbecher, verschüttete einige 40 Tropfen den Göttern zur Spende und trank mit durstigem Zuge. „Mühsam ist die Fahrt jetzt auf schlechten Wegen von Dorf zu Dorf", sagte er; „lieber treibe ich meinen Handel auf den großen Festen des Volkes, wenn die Käufer sich vor den Ständen drängen und die Frauen vor meinen Ringen und Spangen blanke Augen bekommen. Im Dorfe 45 hörte ich", fuhr er lebhaft fort, „daß euer Fürst bei Sommerbeginn dem Gott ein Bittfest für die Ernte rüsten will. Gern wüßte ich, ob es dem Händler erlaubt ist, seine Ware dabei auszulegen."

Der Schmied zögerte mit der Antwort. Unter gerunzelten Brauen blickte er über den Hofzaun in die flimmernde Weite. „Ich habe keine 50 Zeit, mich um Feste zu kümmern", entgegnete er schroff, „und habe auch keine Lust, zum Hofgänger eines Fürsten zu werden."

Der Händler schaute den Mißgelaunten mit klugen Augen von der Seite an. Freundlich legte er ihm die Hand auf die Schulter. „Urold", sagte er, „vergönne dem Freunde ein gutgemeintes Wort! Weit komme 55 ich im Lande umher und kenne die Meinung der Menschen. Klein ist nur noch die Zahl derer, die sich grollend abseits halten und nicht vergessen wollen, daß Fürsten und Adlige seit Urvätertagen Fremde in unserm Lande sind. Was wissen die Kinder, die drüben auf der Dorfstraße spielen, noch von der großen Schlacht auf der Grenzheide? Die 60 alten Wunden haben sich geschlossen; aus heimischen und zugewanderten Leuten wurde längst ein Volk."

Der Schmied schüttelte finster das Haupt. „Meine Ahnen herrschten einst als Fürsten über diesem Land, ehe es die Beute fremder Eroberer wurde. Und von Geschlecht zu Geschlecht vererbte sich in meiner Sippe das Ge- 65 bot, die nicht als Herren des Volkes zu achten, deren Blut nicht edler ist als das unsere."

„Fruchtlos ist ein Stolz, der einsam macht und den Mann von seinem Volke scheidet", erwiderte Hemmo ernst. „Der Fürst sucht die Freundschaft der alten Geschlechter des Landes und gönnt ihnen Amt und Ehre. 70 Wenn du willst, so kannst du morgen schon hochgeachtet an seiner Seite stehn."

Der Schmied antwortete nicht. Der trotzige Zug in seinem Antlitz war einem Ausdruck qualvollen Grübelns gewichen. Verloren schaute er zum Hause hinüber, vor dem der Gehilfe sich mit einem mächtigen Blasebalg 75 an dem gemauerten Schmelzofen zu schaffen machte. „Laß uns an unser Geschäft denken", sagte er schließlich, erhob sich und schritt mit seinem Gast der Haustür zu.

Der Raum, den die Männer betraten, war Wohnstube und Werkstatt zugleich. In der Ecke stand die breite, aus derben Bohlen gefügte Bett-

lade; darüber, an der Balkenwand, hingen Bronzeaxt, Bogen und Pfeile, 80
die Waffen des Hausherrn. In der Mitte des Raumes, über dem
niederen, aus Feldsteinen gefügten Herd, hing am hölzernen Stellhaken
ein bauchiger Tontopf voll kräftiger Mittagssuppe.

Urold stieß von einem noch geschlossenen Fenster die bretterne Schiebe-
lade zurück. Die hell hereinflutende Sonne fing sich an einem Bord voll 85
ausgestellten fertigen Bronzegeräts. Was Männerherzen erfreute und
Frauensinne verlockte, herrliche Arbeiten edelster Schmiedekunst, hing hier
beisammen und schimmerte in warmgoldenem Glanz. Wohlgefällig ver-
weilten die Augen des Händlers auf den handlichen Dolchen, Griffzungen-
schwertern und Absatzbeilen, auf den schönen Armspiralen, Halskragen und 90
Gewandnadeln. Einzelne Stücke nahm er herab und prüfte sie mit
kundigen Fingern. „Sauberer Guß und sorgsame Bearbeitung!" be-
merkte er voller Anerkennung. — „Alltagsware, wie die Sandsteinform sie
ergibt", erwiderte der Schmied etwas geringschätzig und deutete dabei auf
die steinernen Hälften der Gußformen hinunter, die an der Stubenwand 95
aufgereiht standen; „die K u n st des Handwerks bewährt sich einzig an der
v e r l o r e n e n Form".

Er führte seinen Gast zum Werktisch neben der Tür. Hier lag zwischen
Bronzepunzen, Sticheln und Holzhämmern ein noch unfertiges, seltsames
Werk: über einem tönernen Kern von der Größe einer Kinderfaust spannte 100
sich das Wachsmodell eines zierlichen Hängegefäßes, das der Griffel des
Meisters zu einer blattdünnen Schicht ausgearbeitet hatte. „Eine schwie-
rige Kunst", sagte Hemmo bewundernd; „gerne sähe ich dir dabei zu bis
zum fertigen Werk." — „Ich lernte sie bei den Schmieden des Nordens",
erwiderte Urold. „Ist das Wachsmodell fertig, so wird es mit feinge- 105
schlämmtem Ton umkleidet. Dann wird der Wachskern herausge-
schmolzen, und zuletzt hängt alles davon ab, daß man die flüssige Bronze
gleichmäßig in den dünnen Hohlraum bringt. Die schwerste und schönste
Arbeit aber beginnt erst nach dem Guß." Er griff nach einem Packen
feingeschabter Blätter aus Birkenrinde. Sie waren über und über mit 110
sauberen Zeichnungen bedeckt, mit Wellenlinien, Spiralen und Strahlen-
kreisen von einem geheimnisvollen Formenreichtum. „Das Musterbuch
des Bronzeschmiedes", erklärte Urold mit glücklichem Lächeln. „Alle Be-
wegung der Welt habe ich hier aufgezeichnet: das Spiel der Wellen und
das Wehen des Windes, das Wandern der Wolken und die Fahrt der 115
Sonne. Und wenn in dunklen Winternächten mein Stichel Schlag um
Schlag die Linien auf die dünne Bronze überträgt, wird der ganze Sommer
wieder in mir lebendig." — „Schlag auch das Lied der Mondnacht und der
Nachtigall mit hinein und häng es einer Fürstentochter an den Gürtel",
erwiderte Hemmo lachend, „vielleicht, daß ihr Herz darauf eine gute 120
Antwort weiß. Komm", fuhr er, ernster werdend, fort, „ich will dir
etwas zeigen, woran du deine Freude haben sollst."

Er schritt mit Urold zum Wagen hinaus, schlug die Leinwandplane
zurück und zog aus Packen und Ballen einen länglichen Holzkoffer heran.
Er war aus zwei ausgehöhlten Baumstammhälften gearbeitet, die durch 125

Lederschlaufen miteinander verbunden waren. Der Händler klappte den Deckel hoch und legte eine reiche Sammlung von Waffen und Schmuckstücken frei. Ein kleiner Lederbeutel lag daneben, dem Hemmo mit behutsamen Händen eine zierliche Schale entnahm. „Gold!“ bemerkte er 130 voll Stolz und setzte sie Urold auf die flache Hand; „ich kaufte sie beim Volke der Illyrer einem Händler ab, der sie aus dem Norden eingeführt hatte.“

Mit Kennerblicken betrachtete der Schmied das köstliche kleine Trinkgefäß. Ihm war die Kunst nicht fremd, ein rundes Stück Goldblech hauch- 135 dünn auszuhämmern, dann über einem Holzkern zur Schale zu schlagen und mit Punzmustern zu verzieren. Seine Blicke wanderten gedankenvoll auf den erhabenen Wulsten und Zickzackbändern rundum; dann aber hoben sie sich und gingen mit plötzlichem Ernst in die Weite, als grüßten sie ein größeres und edleres Werk.

140 Der Händler barg die Schale wieder in ihrer Hülle. „Ich hoffe, daß der Fürst daran Gefallen findet“, sagte er; „und leicht erlange ich bei dem Handel auch seine Erlaubnis, auf dem Sonnenfest meinen Stand aufzuschlagen.“ Er schien es plötzlich eiliger zu haben. Geschäftig prüfte er das Beutelchen mit Bernsteinstücken, sowie die Felle von Marder, Otter 145 und Biber, die der Schmied ihm herzutrug, und lud ein Häuflein Bronzebarren dafür ab. Dann verabschiedete er sich mit herzlichem Wort und Händedruck und leitete seinen Wagen durchs Tor hinaus dem Fürstenhofe zu, der von der Höhe über dem Wiesengrund stattlich herübergrüßte.

In Gedanken versunken kehrte der Schmied ins Haus zurück. Und 150 auch in den folgenden Tagen bewahrten seine Züge diesen gespannten, nach innen gerichteten Ernst, als schauten sie in ein anderes, gestaltenreich heraufwachsendes Leben. Abends aber stand er oft am Hoftor und sah der sinkenden Sonne ins Gesicht, bis goldglühende Strahlenkränze vor seinen Augen rollten und er geblendet die Lider schloß.

155 Einmal zu solcher Stunde hörte er leichte Schritte neben sich. Ein junges Mädchen stand vor ihm, in der schlichten Tracht der Frauen des Landes, mit der kurzärmeligen Jacke und dem wollenen Faltenrock angetan. Aber ihr reicherer Schmuck, die große bronzene Gürtelplatte, Halskragen und Armspiralen deuteten auf vornehmen Stand.

160 „Gódiva!“ rief Urold leise. In freudiger Überraschung streckte er der Fürstentochter die Hände entgegen. — „Ich brauche die Hilfe des Schmiedes“, sagte das Mädchen verwirrt und paßte die Stücke eines zerbrochenen Bronzereifens aneinander; „er glitt mir vom Arm und zersprang auf den Steinen.“ — „Wir werden einen andern, schöneren daraus 165 gießen“, tröstete Urold, „und du sollst selber bestimmen, was für Verzierungen er tragen soll.“ — „Ritz mir die heiligen Zeichen der Sonne ein“, erwiderte das Mädchen rasch; „beim nächsten Fest soll ich die Dienerin des Gottes sein, sagte der Vater.“

Ein Schatten glitt über Urolds Gesicht. „Du weißt, Gódiva“, sagte er 170 zögernd, „daß ich eurem Glauben nicht folgen kann, der einst mit Fremden

in unser Land gekommen ist. Zur Allmutter Erde bete ich, wie meine Väter taten. Sie ist die gütige Ernährerin und Spenderin. Aus ihrem göttlichen Schoß quillt alles Leben, und in ihr dunkles mütterliches Reich werden wir alle wieder zurückkehren. So lautet der alte Glaube des Volkes, dessen Sohn ich bin." 175

„Niemand will dem Volke seinen alten Glauben nehmen", erwiderte das Mädchen eifrig. „Immer noch fährt auf unsern Festen der heilige Rinderwagen der Göttin um die Fluren, und wir bitten dabei um eine gute Ernte. Aber von oben neigt sich segnend der Himmelsvater hernieder und hält seine Sonne über uns, damit die Blumen blühen und die Früchte 180 reifen und die Herzen der Menschen hell werden. Darum müssen wir auch zur Sonne beten, weil wir doch Kinder ihres lieben Lichtes sind!"

Mit großen gläubigen Augen blickte Gódiva zu Urold empor. Auf ihrem hellen Scheitel lag das sinkende Licht wie eine funkelnde Strahlenkrone. Da wurden auch Urolds Augen hell. „Du bist ein Kind der 185 Sonne, Gódiva", sagte er lächelnd, „wie ich ein Sohn der Erde bin. Doch du hast recht: wir wollen nicht um unsern Glauben streiten, da doch im Leben eins zum andern gehört: Sonne zu Erde, Gott zu Göttin, Mensch zum Menschen, Volk zu Volk! Ich will ein heiliges Zeichen schmieden, das den Menschen von dieser Weisheit künden soll. Beim Frühlingsfest 190 wirst du es tragen und sollst mir sagen, ob es mein Meisterstück geworden ist."

Eine tiefe befreite Freude schwang in Urolds Stimme. Dankbar und glücklich nickte ihm das Mädchen zu und eilte leichtfüßig von hinnen.

Der Schmied aber machte sich an sein Werk, das ihn in der nächsten 195 Zeit ganz gefangen nahm. Von heimlicher Stelle holte er, was er im Laufe der Zeit an Golddraht und Goldbarren zusammengespart hatte. Das schmolz er im Ofen ineinander und hämmerte es zu einer großen runden Scheibe aus. Zwei ausgestreckte Männerhände war sie breit! Mit Zirkelschnur und Griffel entwarf er dann das Muster, das er mit Bronze- 200 punze und Holzschlegel unendlich geduldig Punkt für Punkt in das dünne Goldblech schlug: in der Mitte stand das Bild der Sonne als glatter, von jedem Zierat freier Strahlenstern; um ihn aber legten sich, in immer wachsender Größe, funkelnde Kreisbänder, mit kleinen Sonnenbildern, Spiralen und Strahlenmustern reich und jedesmal anders gefüllt. Zuletzt 205 paßte Urold die Scheibe auf einer runden Bronzeplatte von gleicher Größe auf und schmiedete sie sorgfältig mit einem rundumlaufenden Bronzerand fest. Die Rückseite des Schildes aber ließ er unverkleidet und gab ihr einen schlichteren Schmuck. Als Sinnbild der Erde schimmerte sie in mildem Glanze, verschieden von dem strahlenden Bild der Sonne auf der andern 210 Seite und doch untrennbar mit ihm verbunden. —

Wochen waren dem Schmied über seiner rastlosen Arbeit verstrichen wie ein Tag. Höher und höher wölbte das feurige Gestirn des Gottes seinen Bogen über der wachsenden Saat. Da hallten eines Morgens feierliche Lurenklänge vom Fürstenhofe her über das schlafende Land. Von allen 215

Seiten nahte sich in ehrfürchtigem Schweigen das Volk und nahm längs des heiligen Steiges Aufstellung, der zu dem Festplatz vor dem Hain des Gottes hinaufführte. Wieder hoben sich Lurenklänge auf und verkündeten in langgezogenen doppelstimmigen Fanfaren das Erwachen des Lichts.
220 Jünglinge führten aus dem Dunkel des Waldes ein edles schneeweißes Roß vor den steinernen Tisch. Der Fürst selber trat herzu, pries dem Gott das Opfer des Volkes und trieb mit mächtigem Hammerschlage einen Steindolch in die Stirn des Tieres, daß es wie vom Blitz gefällt zusammenbrach. Priester fingen in tönerner Schale das entweichende Blut zur
225 Opferhandlung auf.

Immer noch herrschte ernstes Schweigen in der Runde. Aller Blicke hingen jetzt am Morgenhimmel, der in feuriger Lohe brannte. Nun schwollen die Lurensignale zu eherner Stärke an, und vom Rande der Erde zuckte der erste Strahlenspeer des Gottes herauf. Da stand vor dem
230 Opfertisch auf der Höhe, schmucklos, in langfließendem weißem Gewand, Gódiva, die Dienerin des Gottes, im Kranz der Gefährtinnen und hielt hoch über ihrem Haupte den blinkenden Sonnenschild. Aller Augen wandten sich dem heiligen Zeichen zu. Und der Gott war gnädig. Unverhüllt hob er sein leuchtendes Antlitz über den Wäldern empor und
235 blickte freundlich auf sein Bildnis, das wie ein glühendes Gebet über den Häuptern der knienden Menschen stand. Er umhüllte es mit Licht, bis es wie von selbst zu leuchten begann; er tränkte es mit Segen, damit es den Menschen Kraft und Trost verlieh, wenn er selber, der Gott, fern war und die Sterblichen aus Nacht und Not nach dem Lichte riefen.

240 Aus dem Eichenhain nahte der Rinderwagen der Göttin. Einen großen Kessel voll geweihten Wassers führte er heran. Priester folgten ihm, bronzene Schöpfkellen in den Händen. Dahinter schritten Bauern, mit den Geräten des Ackerbaus, Hakenpflug, Hacke und Sichel, über der Schulter. Als der Zug am Opferstein vorüberkam, schlossen sich ihm die
245 Lurenbläser an.

Auch Gódiva führte ihre Jungfrauen herzu, den Schild des Gottes in erhobenen Händen. Als sie hinter dem Wagen der Göttin den heiligen Steig herunterschritt, suchten ihre Augen in der Menge. Da stand Urold, der Schmied, seitab unter den vielen. Ihre Blicke trafen sich und redeten
250 miteinander, still und froh.

Auch der Fürst hatte jetzt den Schmied bemerkt; er trat auf ihn zu, grüßte ihn achtungsvoll und zog ihn an seine Seite. Beifall klang in der Runde auf und huldigte dem Meister und seinem Werk. Urold reihte sich ein; sein Herz brannte in demütigem Glück: „Heilig ist die Kunst, die zur
255 Befreiung führt und den Mann mit seinem Volk vereint!"

Hinter ihnen ordnete sich die Menge zu unabsehbarem Gefolge. Dann bewegte der Zug sich langsam zwischen den Ackerfluren dahin. Die Priester schöpften das heilige Naß und spendeten es der dürstenden Erde. Von oben aber neigte sich der Himmelsvater hernieder und segnete die Kinder
260 seines Lichts.

Auswertung.

Zunächst gehen wir kurz auf die Handlung der Erzählung ein. Sie schildert uns die innere Entwicklung Urolds, des Bronzeschmiedes, der in falsch verstandener Treue starr an der Vergangenheit, an den Überlieferungen seines Geschlechts festhält und darüber Gefahr läuft, zu einem Eigenbrötler, einem „Reaktionär", zu werden. Aber in schöpferischer Arbeit, die der Gesamtheit dient, findet er schließlich doch den Weg in die Volksgemeinschaft zurück.

Die größeren Handlungszusammenhänge, in die dieses Einzelgeschehen hineingestellt ist, schließen sich zwanglos an die voraufgegangene Erzählung an. Die „große Schlacht an der Grenzheide" [59], an die Hemmo, der Händler, erinnert, ist jener Kampf der Streitaxtleute mit dem Großsteingräbervolk, der im Mittelpunkt der vorigen Erzählung stand. Aber Jahrhunderte sind seitdem vergangen: „die alten Wunden des Kampfes haben sich geschlossen; aus heimischen und zugewanderten Leuten wurde längst ein Volk" [60]. Und die Schüler wissen schon, daß das Volk, das aus dieser Verbindung von nordischen Tiefstichmusterleuten und Schnurmusterleuten hervorging, das Volk der Germanen war.

Wir dürfen vermuten, daß der ursprüngliche Gegensatz zwischen den heimischen und eingewanderten Leuten anfänglich mancherlei Spannungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen und glaubensmäßigen Überlieferungen verursacht hat (wie sie in unserer Erzählung in den seelischen Kämpfen Urolds angedeutet sind). Aber die Unterschiede zwischen beiden rassisch so eng verwandten Völkern waren nicht groß genug, um eine dauernde Kluft aufzureißen. Langsam gleichen sich die Gegensätze aus, und das Ergebnis ist zuletzt ein Volk von bewunderungswürdiger Geschlossenheit und Kraft in allen seinen Lebensäußerungen. Die seelische Befriedung Urolds kann daher beispielhaft für das gesamte Volksschicksal hingestellt werden.

In diese Volkwerdung der Urgermanen, die etwa die Zeit von 1800 bis 500 v. Zw. umfaßt — führt uns unsere Erzählung mitten hinein. Ihr Inhalt ist so angelegt, daß die Auswertung zwei wichtige Themen behandeln kann: die technischen Errungenschaften der ersten nordischen Metallzeit und das frühgermanische Glaubensleben. Das sind zwei sehr verschiedenartige Gebiete. Aber zuletzt sind sie doch Äußerungen ein und derselben völkischen Schöpferkraft, und erst aus ihrer Zusammenschau gewinnen wir ein ausdrucksvolles Bild von jener jugendfrischen und arteigenen Kultur der nordischen Bronzezeit, in der uns Gustav Kossinna einen der leuchtenden Höhepunkte germanischer Kulturentwicklung überhaupt zu sehen gelehrt hat.

Die nordische Bronzezeit schließt sich nicht übergangslos an die steinzeitlichen Jahrtausende an. Das erste Metall, das die Völker an Nord- und Ostsee kennenlernten, war das Kupfer. Sein Name deutet auf südlichen Ursprung: aes Cyprium oder aes Cuprum, „Erz aus Cypern",

nannten es die Römer nach jener kleinasiatischen Insel, deren Kupfererze berühmt waren. Um 2000 v. Zw. gelangte es auf dem Handelswege auch zu den nordischen Gestaden. Den Indogermanen war es schon vor ihrem Auszug aus der thüringischen Urheimat bekannt, und auch in den westfälischen Großsteingräbern kommt es vor. Es besaß fraglos dem spröden Stein gegenüber gewisse Vorzüge. Denn es war bildsam und ließ sich in immer neue Formen umschmelzen. Aber die daraus gefertigten Gegenstände waren weich und zu wenig widerstandsfähig. Mit den alten messerscharfen Steinklingen konnten die Kupferäxte nicht in ernstlichen Wettbewerb treten.

Aber dann lernte man, das Kupfer durch einen Zusatz von Zinn zu härten. So entstand **die Bronze,** die als neuer Werkstoff eine ständig steigende Bedeutung gewann. Wenn man zu 90 Hundertteilen Kupfer 10 Teile Zinn zuschmolz, so kam die Mischung zustande, die sich als die günstigste erwies und die darum in aller Zukunft beibehalten wurde. Auch diese Erfindung ist wohl in südlichen Ländern, wahrscheinlich bei den Völkern Vorderasiens gemacht worden. Händler trugen sie nach dem Norden[39 f.]. Aber es ist bezeichnend für die hohe geistige und handwerkliche Begabung der Germanen, daß sie sich nicht damit begnügten, fertige Bronzegegenstände fremder Herkunft einzuhandeln, sondern in verhältnismäßig kurzer Zeit eine bodenständige Schmiedekunst von bewunderungswürdiger Leistungsfähigkeit zur Blüte trieben. Das Kupfer, das sie brauchten, erhielten sie aus Spanien und aus den Kupferbergwerken in den Salzburger Alpen; das Zinn aus England. Auch die zinnhaltigen Kupfererze des Vogtlandes sind, neueren Forschungen zufolge, bereits in vorgeschichtlicher Zeit ausgewertet worden. Als Kaufpreis für das begehrte Metall zahlten die nordischen Völker den in den Mittelmeerländern hochgeschätzten Bernstein[144], der damals noch ausschließlich an der Nordseeküste gefunden wurde; daneben auch Salz und edles Pelzwerk[144]. Die weiten Straßen, auf denen sich dieser Handel abspielte, folgten zumeist dem Lauf der großen deutschen Ströme. Über diese alten „Bernsteinwege" sind wir heute genau unterrichtet.

Die ältere Vorgeschichtsforschung, die der Meinung war, daß alles „Licht vom Osten" gekommen sei, hat lange Zeit allen Ernstes die Auffassung vertreten, daß die nordischen „Barbaren" eine eigene Schmiedekunst gar nicht besessen, sondern alle Bronzegegenstände fertig aus den Mittelmeerländern bezogen hätten. Aber zahlreiche neuere Funde von abgeschlagenen Gußzapfen[16], verschütteten Gußtropfen und Klumpen geschmolzenen Metalls aus den altgermanischen Siedlungsgebieten beweisen das Widersinnige derartiger Behauptungen. In Dänemark wurden auf der Arbeitsstätte eines einzigen Bronzegießers allein über 200 Bruchstücke von Schmelztiegeln und tönernen Gußformen entdeckt. Wir wissen heute, daß gerade die Germanen alle Verfahrensweisen des Bronzegusses und der Bronzebearbeitung so meisterlich zu handhaben verstanden, daß gleichzeitige Erzeugnisse südlicher Länder dagegen mitunter recht armselig anmuten.

Die einfacheren Gegenstände wurden in festen Formen aus Sandstein oder Ton gegossen[93]. Diese bestanden aus 2 Hälften, die zum Guß zusammengefügt wurden. Durch eine Öffnung füllte man die flüssige Bronze ein, durch eine andere, kleinere, konnte die verdrängte Luft entweichen. Dabei drang gewöhnlich auch etwas Metall in die Fugen zwischen den Formhälften ein, und auch der Gußkanal füllte sich mit Bronze. So entstanden „Gußnaht" und „Gußzapfen"[16], die bei der Nachbearbeitung der Gegenstände mit harten Bronzemeißeln und auf dem Schleifstein entfernt werden mußten.

Die edelsten und prächtigsten Bronzesachen aber, z. B. Griffknäufe von Schwertern, große Beile und die schönen Hängegefäße[101], wie sie die Frauen am Gürtel trugen[119] (Abb. 7), wurden nicht in der festen, immer wieder benutzbaren, sondern in einer nur einmalig verwendbaren Form gegossen. Bei diesem Verfahren, das in unserer Erzählung näher beschrieben ist[98 f.], mußte der äußere tönerne Mantel nach dem Guß zerstört werden; daher der Name „verlorene Form". An ihr bewährte sich die höchste Kunst des Bronzemeisters. Die solchermaßen hergestellten Gegenstände waren oft papierdünn[102], dabei von gleichmäßiger und edelster Gestalt. Selbst unsere heutige, inzwischen so weit vorgeschrittene Gußtechnik würde diese Spitzenerzeugnisse einer zu höchstem handwerklichen Können ausgereiften altnordischen Schmiedekunst kaum nachzuschaffen imstande sein.

Das gilt insbesondere für die Herstellung der Luren[215], jener herrlichen bronzezeitlichen Musikinstrumente, die uns in einer ganzen Anzahl von Stücken erhalten geblieben sind (Abb. 8). Ihre langen, schöngeschwungenen Rohre besaßen eine Wandstärke von nur ¾ mm und waren meist aus 6 Teilen zusammengeschweißt. Die schwierige Kunst ihrer Verfertigung setzt einen besonderen Stand von Lurengießern voraus. Die Instrumente wurden stets paarweise gefunden und erwiesen sich harmonisch aufeinander abgestimmt[219]. Die bronzezeitlichen Germanen besaßen also eine verhältnismäßig hoch entwickelte Kenntnis der musikalischen Gesetze. Der Ton dieser Luren, die heute noch alljährlich vom Dach des Nationalmuseums in Kopenhagen geblasen werden, wirkt voll und weich zugleich und ist dem unseres Waldhorns verwandt.

Am Anfang der Entwicklung freilich stehen einfachere Geräte. Man behielt zunächst die schlichten Gerätformen bei, die von der Steinzeit her bekannt waren; nur was bislang aus dem Stein gehauen war, goß man hinfort in Bronze. So hatten auch die ersten Bronzebeile noch ganz die Gestalt der flachen viereckigen nordischen Feuersteinbeile. Aber nun ist es sehr aufschlußreich zu verfolgen, wie die langsam wachsende Einsicht in das Wesen des neuen Werkstoffes und seine vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten die Form des Beiles immer wieder veränderte und vervollkommnete (Abb. 4). Um das seitliche Herausgleiten aus der Holzschäftung zu verhüten, versah man die Beilklinge zunächst mit erhöhten Seitenrändern („Randbeil"). Um ferner zu verhindern, daß die Klinge unter der Wucht des Schlages immer tiefer in den gespaltenen Schaft hineingetrieben wurde, gab man ihr in der Mitte einen erhöhten Absatz, der

als Widerlager gegen das Schaftende wirkte („Absatzbeil"[90]). Wieder einen Schritt vorwärts bedeutete es, als an den seitlichen Kanten anstatt der erhöhten Ränder nun „Lappen" angegossen wurden, die nach der Schäftung um den Beilstiel herumgeschmiedet wurden und einen besonders festen Sitz gewährleisteten („Lappenbeil"). Schließlich aber erkannte man, daß es noch zweckmäßiger sei, die ganze Beilklinge oben hohl zu machen, so daß das Schaftende nicht unter die Lappen, sondern in die hohle Klinge selber gesteckt werden konnte („Tüllenbeil"). So kann man heute noch an der Entwicklung des Bronzebeils ungemein anschaulich die Vervollkommnung des technischen Denkens unserer Vorfahren über ein ganzes Jahrtausend hinweg verfolgen.

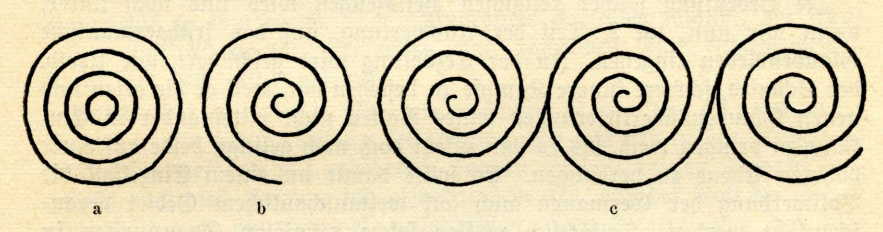
Ähnliches gilt für die Weiterbildung des Bronzedolches[89] erst zum kräftigen Kurzschwert (Abb. 3), das gleichfalls nur als Stichwaffe Verwendung fand, und schließlich zum Hiebschwert mit langgezogener Klinge (Abb. 1 u. 2), ähnliches auch für die Gewandnadel, die „Fibel", die anfänglich nichts anderes war als eine einfache große Stecknadel mit einem Kopf oder einer Öse, dann zur Sicherheitsnadel wurde und schließlich über unzählige Abarten und Zwischenstufen zu so üppigen Schmuckformen weiterentwickelt wurde, daß ihre ursprüngliche Zweckbestimmung darüber ganz in den Hintergrund trat (Abb. 5).

Man kennt heute die verschiedenen Entwicklungsstufen der bronzezeitlichen Gerätformen so gut, daß man von jedem Gegenstand ziemlich genau sagen kann, ob er in einem früheren oder späteren Abschnitt der Bronzezeit gefertigt wurde. Der große schwedische Forscher Oskar Montelius hat daraufhin die ganze nordische Bronzezeit, die ein rundes Jahrtausend umfaßt (1800—800 v. Zw.), in fünf Unterabschnitte von je 200jähriger Dauer eingeteilt. Es erübrigt sich, in der Schule hierauf einzugehen. Für unsere Bedürfnisse genügt es, wenn wir darauf hinweisen, daß die Geräteformen, von denen in unserer Erzählung die Rede ist, also das Bronzeschwert mit kleeblattförmigem Griffansatz[11 f.], sowie Griffzungenschwert[89] und Absatzbeil[90] dem 2. Abschnitt der Bronzezeit (1600 bis 1400 v. Zw.) zugehören. Damit sind wir in der Lage, den Zeitpunkt unserer Erzählung auf die Mitte des 2. Jahrtausends v. Zw. festzulegen.

Gerade dieser 2. Abschnitt der Bronzezeit stellt den eigentlichen Höhepunkt nordischer Schmiedekunst dar. Die Fülle der Geräte, die dieser Zeit entstammen, die edle Einfachheit ihrer Formen und der Reichtum ihrer Ziermuster führen uns nicht nur das hohe handwerkliche Können der germanischen Bronzeschmiede, sondern auch den entwickelten Formensinn und die ganze noch unentstellte Schmuckfreudigkeit jener jugendkräftigen Zeit sinnfällig vor Augen. Was unsere Erzählung an Gegenständen nennt[85 f.]: Dolche, Schwerter und Beile; Armspiralen, Halskragen und Gewandnadeln, Gürtelplatten[158] und Hängebecken[101], muß im Unterricht durch gute Abbildungen gründlich veranschaulicht werden. Wenn irgend möglich, schließen wir einen Museumsbesuch an, damit unsre Schüler diese Dinge auch einmal in Wirklichkeit zu Gesicht bekommen. Freilich müssen

wir ihnen dabei sagen, daß die Gegenstände in den Glaskästen unserer Museen, vom Zahn der Zeit angenagt und von grünem Rost überwuchert, uns nur einen unzulänglichen Eindruck vermitteln können von der leuchtenden Schönheit ihres ursprünglichen Zustandes. Gerade zu der schlichten bäuerlichen Tracht der bronzezeitlichen Germanen, dem ärmellosen Leinenrock und Wollumhang des Mannes, der kurzärmeligen Jacke und dem gefältelten Wollrock der Frau[157], müssen die goldglänzenden Waffen und Schmuckstücke einen reizvollen und vornehm wirkenden Gegensatz bedeutet haben.

Dazu trugen gewiß in hohem Maße auch die schönen Verzierungen bei, mit denen die meisten dieser Gegenstände geschmückt waren. Sie wurden sorgfältig mit der Zirkelschnur „konstruiert"[200] und dann, wie neuere Forschungen und Versuche ergeben haben, in mühsamer Arbeit mit der gehärteten Bronzepunze Punkt für Punkt in das dünne Bronzeblech geschlagen[201]. Der Reichtum der dabei verwandten Ziermuster scheint unerschöpflich[111], und doch läßt er sich auf wenige einfache Grundformen zurückführen. Am Anfang steht der Kreis, in der Bedeutung eines Heilszeichens, eines Bildnisses der Sonne. Diese sinnbildliche Bedeutung kam verstärkt zum Ausdruck, wenn mehrere Kreise um den gleichen Mittelpunkt geschlagen wurden (Fig. a). Aus konzentrischen Kreisen aber läßt sich un-



schwer die Spirale entwickeln; sie bildet die häufigste Schmuckform germanischer Zierkunst (Fig. b). Werden nebeneinandergestellte Spiralen durch Verbindungslinien miteinander verkoppelt, so entsteht eine ununterbrochen durchlaufende Linie (Fig. c), die man nach Belieben weiterschwingen und, wenn viele Spiralen zum Kreise angeordnet werden, in ihren Ausgangspunkt wiedereinmünden lassen kann. Die ursprüngliche in sich geschlossene Ruhe der altnordischen Zierkunst geht auf diese Weise allmählich in eine ruhelos vorwärtsstrebende Bewegung über[113], die doch überall zu strenger Form gebändigt ist, und in der wir einen Grundzug germanischen Wesens zu erkennen vermeinen. Im zweiten Abschnitt der Bronzezeit, also zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, erlebt diese nordische Zierkunst ihren Höhepunkt. Ihre Fähigkeit, Spiralen und Wellenlinien zu immer neuen Formen abzuwandeln und mit ihnen Flächen gesetzmäßig auszufüllen, ist bis zur Vollkommenheit gesteigert. Aber hier findet sie auch ihre Begrenzung. Denn die altgermanische Kunst ist reine „Ornamentik"; die Formen des wirklichen Lebens, Blumen, Tiere und Menschen, sind in sie noch nicht eingegangen.

Dieser ornamentale Zierstil schmückt auch die schönen Goldarbeiten, die uns aus urgermanischer Zeit erhalten sind. Das Gold wurde im Norden etwa gleichzeitig mit der Bronze bekannt. Es kam auf weiten Handelswegen dorthin, aus Thrakien, Siebenbürgen und Irland. Seiner Kostbarkeit wegen wurde es vornehmlich zu Geräten von kultischer Bedeutung verarbeitet. Die goldene Trinkschale, die in unserer Erzählung Hemmo, der Händler, aus dem benachbarten illyrischen Gebiet an den germanischen Fürstenhof bringt[129], findet ihr Vorbild in den herrlichen Stücken des berühmten Goldschatzes vom Messingwerk bei Eberswalde, der einst der Hausschatz eines germanischen Fürsten gewesen sein mag. Gottesdienstlichem Gebrauch geweiht waren auch die aus Bronze gegossenen und mit Goldblech überkleideten Sonnenscheiben, in denen wir die vollendetsten Kunstwerke der gesamten älteren germanischen Goldschmiedekunst bewundern (Abb. 6). Ihre Herstellung[195 f.] und kultische Verwendung[232 f.] wird in unserer Erzählung eingehend geschildert. Als Vorbild diente uns hier die berühmte Scheibe vom Sonnenwagen von Trundholm. Ihre gleichfalls verzierte, aber nicht goldüberzogene andere Seite deutete Kossinna als Sinnbild des Mondes. In unserer Geschichte hat sie eine etwas andere Erklärung, als sinnbildliche Darstellung der Erdscheibe, gefunden[209].

Die Bedeutung solcher religiösen Heilszeichen wird uns noch klarer, wenn wir nun, im 2. Teil der Auswertung, auf das **frühgermanische Glaubensleben** eingehen. In der Erzählung wird geschildert, wie Urold, der Schmied, schwere innere Kämpfe zu bestehen hat, weil er die alten und neuen Glaubensüberlieferungen seines Volkes nicht miteinander in Einklang zu bringen weiß, bis es ihm zuletzt doch noch gelingt, beide auf einer höheren Ebene zu vereinigen. Es sollte damit an einem Einzelfall die Volkwerdung der Germanen auch auf weltanschaulichem Gebiet veranschaulicht werden. Tatsächlich müssen solche religiösen Spannungen in frühgermanischer Zeit, nach dem Einbruch des indogermanischen Urvolks in das Gebiet der fälischen Großsteingräberleute, bestanden haben. Denn die „Heimischen" unserer Erzählung waren ein schwerblütiges, schollengebundenes Bauernvolk. Ihr Tun und Denken kreiste um Aussaat und Ernte, und auch ihre Vorstellungen von übersinnlichen Mächten waren ein Ausfluß ihrer bäuerlichen Gesinnung. Die Erde, der man sein Saatkorn zu treuer Hut anvertraute, um es vervielfacht zurückzuerhalten, wurde ihnen zum Inbegriff einer segenspendenden Macht, einer gütigen mütterlichen Gottheit, deren Schoß alles Leben entstammt, um dereinst wieder in ihn zurückzukehren und zu neuem Leben verwandelt zu werden[171 f.]. Zur Mutter Erde also muß man beten, wenn die Saat wachsen und das Vieh gedeihen soll; und wenn der Bauer Regen braucht, dann führt er den ochsenbespannten heiligen Kesselwagen der Göttin[240] um die Flur und besprengt die Saat mit geweihtem Wasser, sinnbildhaft so den Vorgang selber vollführend, nach dem er verlangt[258]. Vieles von diesem ländlichen Fruchtbarkeitsglauben der Jungsteinzeit ist auch in das religiöse Leben späterer Bauerngeschlechter eingegangen. Die Erdmutter der Großstein-

gräberleute lebt in der Gestalt der Nerthus im Götterhimmel der späteren Germanen weiter. Und noch heute ziehen in manchen Gegenden des Vaterlandes im Frühjahr die Bittprozessionen um die dörfliche Flur.

Als aber am Ende der jüngeren Steinzeit die Streitaxtleute in das Gebiet der Großsteingräberbauern einbrachen, brachten sie auch einen neuen Glauben mit: den Glauben an einen Himmelsgott und Weltenordner[179].

Der Glaube an eine himmlische Gottheit muß im Schnurmustervolke schon seit ältesten Zeiten lebendig gewesen sein. Denn er begleitete die indogermanischen Wanderscharen aus der thüringischen Urheimat in die Fremde und schlug mit ihnen auch dort wieder Wurzel. Das beweist der gemeinsame Name für den Himmelsgott bei mehreren Völkern der indogermanischen Sprachenfamilie: die alten Inder nannten ihn Dyâûs pitâ, die Griechen Zeus patêr, die Römer Jupiter. Auch im Tius oder Tiu der Altgermanen kehrt der Name wieder und bezeichnet auch hier den obersten Himmelsgott, der die Weltgeschichte ordnet und lenkt. Erst in geschichtlicher Zeit ist Tius von dem ursprünglich nur fränkischen Wodan aus seiner beherrschenden Stellung verdrängt worden. Der Zusatz „Vater" (pitâ, patêr, -piter) besagt, daß man sich diesen Gott als persönliches und männliches Wesen vorstellte und sich in ein vertrauensvolles, kindhaftes Verhältnis zu ihm begab. Der echtnordische Freundgottglaube, der semitischen Vorstellung vom strafenden und rächenden Gott entgegengesetzt, klingt hier zum erstenmal auf.

Untrennbar mit diesem Glauben verknüpft ist die Verehrung der Sonne. In südschwedischen Felszeichnungen aus der frühen Bronzezeit ist der Himmelsgott mit erhobenen Händen und gespreizten Fingern dargestellt, und diese Haltung soll offenbar bedeuten, daß der Gott die Sonne emporhält und am Himmel entlangführt. Der Himmelsgott war also (wenigstens in dieser ältesten Auffassung) zugleich Sonnengott, und in letzterer Eigenschaft genoß er verständlicherweise eine besonders innige Verehrung[182]. Die Sonne als Quelle des siegenden Lichts und der lebenspendenden Wärme mußte den nordischen Menschen zum Inbegriff einer gewaltigen gütigen Macht werden, der man sich bittend nahte, wenn im Frühjahr die Saat der Erde anvertraut wurde, und der man zu danken hatte, wenn im Herbst die Ernte eingebracht war. Man fertigte sich Nachbildungen von ihr, goldfunkelnde Sonnenscheiben[199 f.], und glaubte wohl, mit ihnen einen Teil der Sonnenkraft zur Erde herabgezogen und in den Dienst der Menschen gezwungen zu haben[237 f.]. Als Sinnbilder der Sonne galten auch der Kreis, die Spirale, das vierspeichige Rad und das Hakenkreuz[202 f.]. Das waren heilige, glückbringende Zeichen, mit denen man die Waffen des Mannes, Schwertgriff und Speerspitze, schmückte, mit denen man aber auch die häuslichen Gerätschaften und Schmucksachen der Frau verzierte[166], Tonkrug und Spinnwirtel, Gürtelplatte und Halskragen.

Manches aus diesen uralten Gewohnheiten ist heute noch im Volksglauben lebendig. In manchen Gegenden Deutschlands hängt man ein

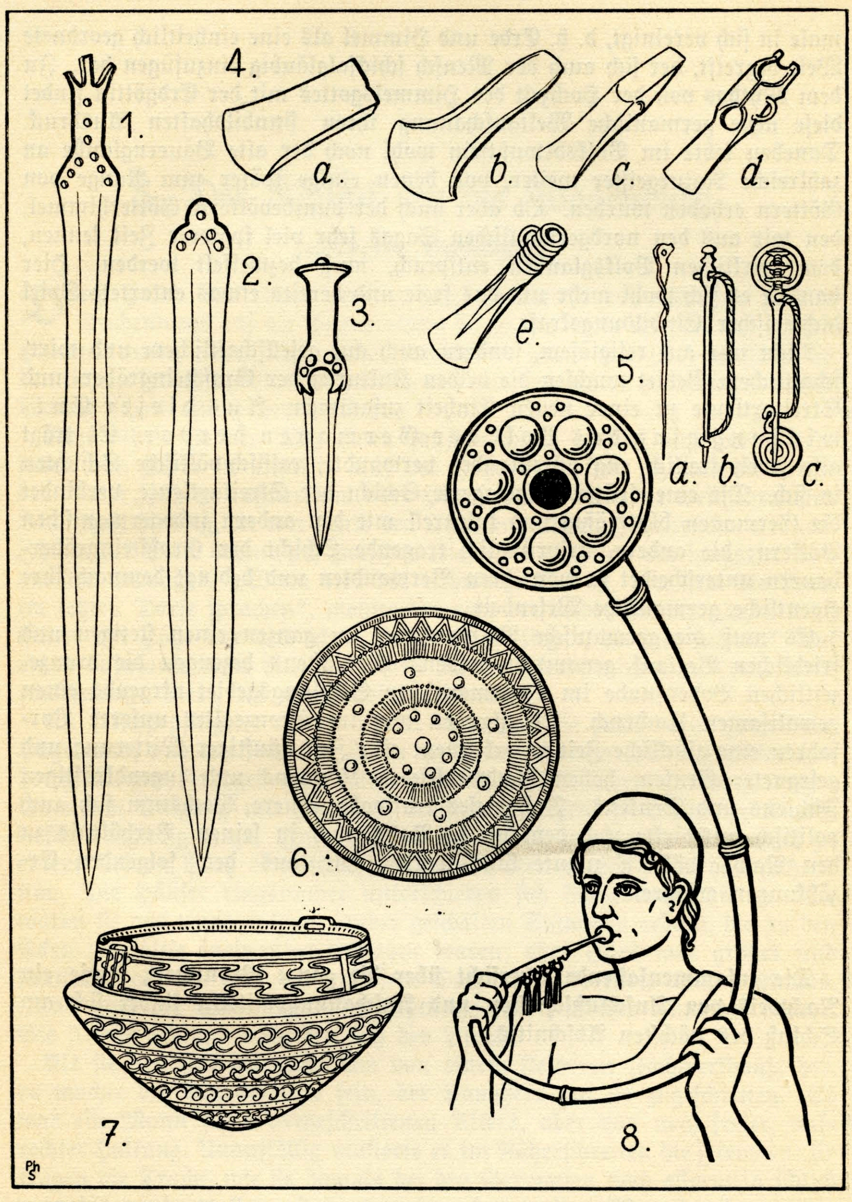
großes Rad aus Birkengrün zu Pfingsten am Maibaum auf oder rollt bei der sommerlichen Sonnwendfeier Feuerräder vom Berg zu Tale.

Das **Hakenkreuz**, heute das bekannteste altnordische Heilszeichen, ist aus dem vierspeichigen Sonnenrade entstanden. Und zwar erscheint es zuerst an Funden, die aus der Zeit um 3000 v. Zw. dem Heimatboden der nordischen Kultur entstammen. Von hier haben es die wandernden Scharen der nordischen Großsteingräber- und Streitaxtleute als Sinnbild ihres Lebensgefühls in die Welt hinausgetragen. Im 2. Jahrtausend v. Zw. finden wir es in den Donaugebieten, in Griechenland und Italien, bei Kelten und Germanen. Um 2500 kommt es auch schon in Troja vor. Und im nächsten, dem letzten Jahrtausend v. Zw. verbreitet es sich in östlicher Richtung nach Mesopotamien, Iran und Indien, schließlich nach der Zeitwende sogar nach China und Japan. Um 1000 n. Zw. haben es die Wikinger auf ihren Fernfahrten nach Island und Grönland und vielleicht auch nach Amerika gebracht. So können wir an der Wanderung des Hakenkreuzes den Weg des nordischen Blutes in die Weiten der Erde hinein verfolgen, vermögen an seiner Verbreitung den Einfluß nordischer Gesittung nicht nur auf die Kultur Alteuropas, sondern auch viel fernerer Länder zu erkennen. Sicher hat das Hakenkreuz auf seinen weiten Wegen viel von seiner ursprünglichen kraftvollen weltanschaulichen Bedeutung verloren; aber es ist doch bezeichnend, daß es überall, wo es auch hinkam, nicht nur den Wert einer bloßen Schmuckform, sondern eines unheilabwehrenden, glückverheißenden Kultzeichens besessen hat. Und wenn heute die nationalsozialistische Bewegung das Hakenkreuz in ihr Banner aufgenommen und zum Fahnenzeichen des Dritten Reiches erhoben hat, dann bringt sie damit zum Ausdruck, daß sie mit der altnordischen Lichtrune zugleich die Lebensauffassung des nordischen Menschen zum Siege führen will: die Verpflichtung zum Kampf für eine Welt der Ordnungen und hellen Vernunft gegen die Mächte der Finsternis und Zerstörung.

Es ist gewiß kein Zufall, daß auch der nationalsozialistische **„Heil"-Gruß**, heute zum allgemeinen deutschen Gruß erhoben, Erbgut aus Urvätertagen ist. (Er ist deshalb auch in unsere Erzählung eingeführt worden[23].) Die Germanen kannten das Wort schon in ihrer frühesten Zeit, als sie noch ein einheitliches Volk waren und eine einheitliche Sprache besaßen. Es bedeutet soviel wie Wohlergehen, Glück und Segen, sowohl im Hinblick auf die Person wie auf ihren Besitz. „Heil" kann man also auch seinen Freunden wünschen, und damit erhält das Wort den Wert einer Wunschformel, wie das Hakenkreuz die Bedeutung einer Wunschrune trägt. Beide, Wort und Zeichen, haben den gleichen glückverheißenden Sinn. Sie knüpfen daher den Kampf des jungen Deutschland an uralte völkische Überlieferungen an und weisen ihm gleichzeitig den Weg in eine neue und glückhafte Zukunft. —

Zusammenfassend stellen wir fest: der kraftvolle erdgebundene Glaube der Großsteingräberleute und das vergeistigtere hochfliegende Gottgefühl der Streitaxtleute schmolzen in der Bronzezeit zu einer neuen Einheit zusammen. Es entstand die Religion der Germanen, die hinfort beide Merk-

Tafel 7. **Ältere Bronzezeit** (zur Erzählung: Der Schild der Sonne).



1. Klinge eines Griffzungenschwertes 1/6. — 2. Schwertklinge mit kleeblattförmigem Griffansatz 1/6. — 3. Dolch 1/6. — 4. Entwicklung der bronzezeitlichen Axt- und Beilformen: a) Flachbeil, b) Randbeil, c) Absatzbeil, d) Lappenbeil, e) Tüllenbeil. — 5. a) Durchbohrte Nadel, b) älteste Sicherheitsnadel, c) Spiralfibel. — 6. Sonnenschild von Moorsdorf b. Aurich. — 7. „Hängebecken" aus Bronze. — 8. Lurenbläser.

male in sich vereinigt, d. h. Erde und Himmel als eine einheitlich geordnete Welt begreift, der sich auch der Mensch schicksalgläubig einzufügen hat. In dem Mythos von der Hochzeit des Himmelsgottes mit der Erdgöttin findet diese neue germanische Weltanschauung ihren sinnbildhaften Ausdruck. Daneben lebte im Volksbewußtsein wohl noch der alte Bauernglaube an zahlreiche Naturgeister weiter, von denen einige später zum Range von Göttern erhoben wurden. Ob aber auch der buntbevölkerte Götterhimmel, den wir aus den nordgermanischen Sagas sehr viel späterer Zeit kennen, dem wirklichen Volksglauben entsprach, muß bezweifelt werden. Hier handelt es sich wohl mehr um das freie und bereits etwas entartete Spiel dichterischer Einbildungskraft.

Nicht nur auf religiösem, sondern auch auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet wuchsen die beiden Kulturen der Großsteingräber- und Streitaxtleute zu einer neuen Einheit zusammen. Aus dieser Entwicklung ging das Volk der Germanen hervor. Es trägt also zwei, freilich eng miteinander verwandte, rassisch-völkische Schichten in sich. Die eine, später aufgelagerte Schicht der Streitaxtleute, verbindet die Germanen blutmäßig und kulturell mit den andern indogermanischen Völkern; die andere, ursprünglich tragende Schicht der Großsteingräberbauern unterscheidet sie von ihren Verwandten und bedingt demnach ihre eigentliche germanische Wesenheit.

Es muß die germanische Volkwerdung im ganzen einen stetigen und friedlichen Verlauf genommen haben. Wenigstens bezeugen die bronzezeitlichen Bodenfunde im urgermanischen Siedlungsgebiet nirgends einen gewaltsamen Umbruch. So glauben wir im Bronzealter unserer Vorfahren eine glückliche Zeit zu erkennen: eine Zeit günstiger Witterung und gesegneter Ernten, hohen handwerklichen Könnens und jugendkräftigen Fühlens und Denkens. Daß dieses kraftvolle innere Wachstum sich auch politisch auswirkte und dem neuen Volke auch in seinem Verhältnis zu den Nachbarvölkern zugute kam, werden wir aus den folgenden Erzählungen erfahren.

Die **zusammenfassende Übersicht über die ganze Bronzezeit**, sowie ein **Nachweis von Anschlußschriften und Anschauungsmitteln** findet sich am Schluß des nächsten Abschnitts.

8. Der Kampf um die Wagenburg.

(Jüngere Bronzezeit.)

Durch Heide und Sand trabten zwei Reiter in den Morgen hinein. Gradenwegs auf die Sonne ritten sie zu, die rund und rot am fernen Himmelsrande heraufstieg. Hoch über ihnen hoben sich zwei Bussarde in den lichten Frühlingshimmel hinein, und aus den kahlen Kronen des nahen Waldes schalt ein Häher herüber. 5

Nun führte sie der Weg einen sanften Hang hinauf, und die Pferde fielen von selber in Schritt. Auf der Höhe verhielten sie, und die Blicke der Reiter spähten aufmerksam über Hügel und Wälder der weitgebreiteten Landschaft hinweg, die wir heute den Ostpommerschen Höhenrücken nennen. Ihnen zur Seite dehnte sich zwischen Kiefern und Erlen ein langgestrecktes 10 dunkles Gewässer. „Wenn dies der Schwarze See ist, von dem die Leute im letzten Dorfe sprachen", meinte der eine der beiden Reiter, „dann muß hinter der Höhe vor uns schon die Ortschaft liegen, die wir suchen." Auf einen aufmunternden Ruf hin setzten sich die Pferde wieder in Trab, kleine rauhhaarige Tiere, die unermüdlich schienen. 15

An frischgepflügten Äckern vorbei erreichten sie bald den jenseitigen Hügelrand; und wirklich: vor ihnen im Grunde breitete sich mit zahlreichen hochgiebeligen, strohgedeckten Häusern ein stattliches Dorf. Hunde sprangen ihnen am Eingang mit zornigem Kläffen entgegen, flachshaarige Kinder liefen neugierig herzu. In der Mitte des Ortes, wo die Dorfstraße sich zu 20 einem kleinen Platz erweiterte, hielten die Reiter und sahen sich suchend um. Die Häuser ringsumher unterschieden sich kaum voneinander. Alle waren sie aus waagerechten, sauber geschälten Stämmen erbaut, die an den Ecken sorgfältig ineinander verzahnt waren; aber eines war größer und stattlicher als die übrigen, und sein Dach ragte über die andern hinaus. 25 „Das muß die Wohnung des Häuptlings sein", meinte einer der Reiter. Sie stiegen ab und näherten sich der Pforte.

Als sie den Hof betraten, kam von einem kleineren Fachwerkhause her, es mochte die Vorratshütte sein, der Hausherr auf sie zugeschritten. Es war ein Mann schon vorgeschrittenen Alters, aber von noch freier, auf- 30 rechter Haltung. Unauffällig musterte er im Näherschreiten die Fremden: sie trugen die Tracht, wie sie damals bei den Germanen noch allgemein üblich war, die runde wollene Krimmermütze, den weiten Mantelumhang über dem ärmellosen Leinenkittel, die aus einem Stück geschnittenen, riemen- verschnürten flachen Lederschuhe. Auch die Waffen, die sie führten, die 35 bronzene Tüllenaxt am Gürtel, das lange Schwert am Riemen über der Schulter in hölzerner Scheide, die Lanze mit der langen Bronzespitze in

der Faust, kennzeichneten sie als germanische Krieger. Einer der beiden Fremden trat einen Schritt näher: „Wir suchen den Häuptling des
40 Dorfes", sagte er. — „Er ist es, der vor euch steht", erwiderte der Alte freundlich. Seinem kundigen Blick entging keine Einzelheit; er sah die schöne Plattenfibel, die die Mantelenden unter dem Kinn des Fremden zusammenhielt, er sah den kunstvoll gearbeiteten Griff seines Schwertes. Einen Mann edler Abkunft mußte er in dem Sprecher vermuten, und
45 höflich forderte er seine Gäste auf, näherzutreten.

Die Männer durchschritten im Hause zunächst einen kleineren Vorraum, in dem ein paar Frauen an Herd, Mahlsteinen und Webstuhl beschäftigt waren. Dann traten sie in das größere Wohnzimmer ein. Der Hausherr nötigte seine Gäste, auf der Banktruhe hinter dem schweren Eichentisch
50 Platz zu nehmen. Er selber rückte den lederbespannten Klappstuhl herzu und setzte sich ihnen gegenüber. Verwundert wanderten die Blicke der Fremden in dem wohnlich eingerichteten Raum umher. An der Schmalseite hing an drehbarem Galgen über dem niederen Steinplattenherd ein blanker Bronzekessel. Unweit davon, in der Ecke, stand die breite, aus
55 gespaltenen Buchenbrettern gearbeitete Bettlade, mit weichen Schaffellen gefüllt. Bänke zogen sich an den Wänden entlang, und darüber hingen die blinkenden Waffen des Besitzers, prangte auf langen Borden allerlei schmuckes, gefällig verziertes Tongeschirr.

„Selbst in meiner Heimat sah ich nicht überall so stattliche Häuser und
60 wohnliche Räume wie hier im letzten Dorf an der Grenze", bemerkte einer der Gäste anerkennend. — „Diese Häuser stehen noch nicht lange", erwiderte der Alte; „am Ende des Dorfes findet ihr noch ein paar von den alten Pfostenhäusern, die wir bauten, als wir vor Jahren von Sonnenuntergang her zur Landnahme hier Einzug hielten. Aber unsere Ernten
65 waren gesegnet, und unsere Herden sind gewachsen, da haben wir Gefallen daran gefunden, uns wohnlicher einzurichten." — „Auch wir sind ausgefahren, um neues Land zu suchen", entgegnete der jüngere der beiden Fremden lebhaft; „unsere Leute lagern mit Wagen und Vieh drei Tagemärsche rückwärts. Wir aber sind vorausgeritten, um zu erkunden, ob
70 hier noch Raum für uns ist, und wo wir gutes Ackerland finden. Denn es ist Zeit, an die Frühjahrsbestellung zu denken."

Fragend schaute der Fremde den Häuptling an. Aus seinem schmalen, kühngeschnittenen Gesicht blickten offen und wagefroh ein Paar gute helle Augen. Dem Alten gefiel der Gast; es freute ihn auch, daß der Führer
75 der landsuchenden Schar zu ihm gekommen war, um seinen Rat zu hören. So antwortete er bedächtig: „Äcker und Weiden, Wald und Wasser können hier noch viele Menschen ernähren. Aber das Land nach Sonnenaufgang zu ist in den Händen der Illyrer, und wer hier Land nehmen will, der wird es nicht nur mit dem Pflug, sondern auch mit dem Schwert ge-
80 winnen müssen." — „Lieber würden wir mit unsern Nachbarn in Freundschaft leben", erwiderte der Fremde; „erzähl uns mehr von diesem Volk, das du Illyrer nennst, damit wir wissen, wie wir uns mit ihm zu stellen haben." — „Wir kennen nur die Leute, die drüben in den nächsten

Dörfern wohnen", gab der Alte zur Antwort, „aber Händler, die von dort zu uns herüberkamen, erzählten von einem großen und zahlreichen Volke, das von der salzigen See bis zu den hohen Schneebergen im Mittag wohnt. Unter mächtigen Fürsten sollen sie dort leben und an den Grenzen starke Burgen bauen. Denn sie haben Feinde ringsum, und erst kürzlich hörten wir, daß ein wildes Reitervolk vom Morgen her in ihr Land eingefallen sei und ihre Fliehburgen belagert habe." — „Wie steht ihr euch mit denen, die drüben in den nächsten Dörfern wohnen?" fragte der Fremde. — „Jahrelang hatten wir Streit mit ihnen, weil sie nicht vergessen wollten, daß wir sie hier von den Weiden und Äckern verdrängten, auf denen sie einst selber saßen. Jetzt leben wir besser miteinander. Zuweilen kommen ihre Händler zu uns und halten ihre Schüsseln und Krüge feil. Unsere Frauen kaufen sie gern, weil sie schöner sind als unsre eigenen." Der Alte erhob sich und nahm vom nahen Wandbrett ein paar tönerne Kannen, doppelhenklige Krüge und flache Schalen herunter. „Das sind hier solche illyrischen Gefäße", bemerkte er. Die Fremden bewunderten die lebhafte rotbraune und tiefschwarze Farbe des Geschirrs, seinen schimmernden Glanz und die mit großer Sorgfalt und Regelmäßigkeit angebrachten Buckel, rundumlaufenden Hohlkehlen und Rillen. Ein paar winzige Gefäße stellte der Alte daneben, kaum fingerlang, die wie Spielzeug aussahen. „Viele solcher kleinen Krüge geben die Illyrer ihren Verstorbenen mit in die Erde und setzen sie neben die Aschenurne, mit Speise und Trank gefüllt."

Der Alte stellte die Gefäße wieder an ihren Platz. Da öffnete sich die Tür zum Vorraum, und die Hausfrau trat herein, von einer Magd gefolgt. Sie war nicht mehr jung, aber noch eine stattliche Frau. Den schönen Bronzeschmuck, den sie den Gästen zu Ehren angelegt hatte, die reichverzierte Gürtelplatte, die langen Armspiralen und den breiten Sichelhalskragen, trug sie mit sicherer und heiterer Würde. Freundlich begrüßte sie die Fremden und setzte ihnen auf hölzernen Tellern saftige Scheiben vom Räucherschinken, frischen Quarkkäse und ein paar flache, runde Laibe knusprigen ungesäuerten Brotes vor. Auch den bauchigen Tonkrug mit kühlem Met und ein paar hölzerne Becher vergaß sie nicht. Die Gäste dankten und ließen sich Essen und Trinken trefflich munden. Der Ritt durch den frischen Morgen hatte sie hungrig gemacht.

Danach aber sattelten sie ihre Pferde und ritten mit dem Hausherrn weit ins Land hinein. Oftmals stiegen sie ab, griffen in die Erde und freuten sich an der lockeren Krume, die dem Sohlenpflug nicht zu schwer war und gute Ernten versprach. Auch Weide war da für Pferde, Rinder und Schafe und Wald genug zur Eichelmast für die Schweine, und im Röhricht der blinkenden Seen, an denen sie vorüberkamen, warfen sich die Hechte. Zuletzt hielten sie auf einer Höhe am Rande der Dorfgemarkung, und die Fremden schauten guter Dinge in das weite, sonnenüberglänzte Land, das ihre künftige Heimat werden sollte. „Das Dorf dort drüben gehört schon den Illyrern", bemerkte der Alte und deutete auf eine stattliche Ortschaft in der Ferne. — „Wir wollen sie daraus nicht verdrängen",

130 versetzte der junge Führer zuversichtlich; „und ich denke, sie werden sich zufrieden geben, wenn wir vom Land hier nehmen, was sie nicht brauchen.“ — „Sie sind mißtrauisch gegen alle Fremden“, erwiderte der Alte; „hütet euch vor ihrer Hinterlist!“

Es dämmerte schon, als die Reiter zum Hause zurückkehrten. Aber der 135 Häuptling saß noch lange mit seinen Gästen an der flackernden Herdflamme zusammen und redete vom Land an der Grenze und von der Art seiner Bewohner. Er freute sich über den neuen Zuzug von Volksgenossen. „Die Grenze braucht Menschen“, sagte er und versprach den Siedlern jede Unterstützung. Es war schon spät, als die Hausfrau den Gästen aus weichen 140 Fellen das Lager auf der Schlafbank bereitete. —

Wenige Tage danach war der Zug der Landsucher heran. Tief mahlten die schweren Räder der hochbeladenen Wagen durch den Sand. Unter der Leinwandplane saßen die Frauen und kleinen Kinder. Die Männer ritten wachsam nebenher oder geleiteten die stattliche Viehherde, die dem Zuge 145 folgte. Vorauf ritt der junge Führer, den seine Leute Gundhram riefen.

In einer weiten Talmulde jenseits der letzten Dorfgemarkung fuhren die Wagen zu dichtgeschlossenem Kreise auf. Im nahen Walde schlugen die Männer Astwerk und Reisig und verstärkten die Wagenburg mit einem Astverhau. Währenddessen bauten die Frauen auf dem geschützten Rund 150 Flechtwände und Reisighütten, huben Herdlöcher aus und setzten ihre Töpfe ans Feuer. Eifrig waren alle bei der Arbeit; sie wußten, viele Tage lang würde die Wagenburg ihre einzige Heimstätte sein.

In der nächsten Zeit waren die Männer oft unterwegs, um das Land zu erkunden und über die Verteilung zu beratschlagen. Dorf und Äcker 155 der Illyrer ließen sie seitab liegen. Aber Gundhram sprach davon, daß er demnächst hinüberreiten wollte, um sich mit ihrem Häuptling über die Landabtretung zu einigen.

So waren den Siedlern die ersten Tage schnell genug vergangen. Es waren lichte, warme Frühlingstage, und die Männer warteten ungeduldig 160 darauf, den ersten Pflug in die Erde zu bringen.

Im silbernen Gewölk über dem schweigenden Walde stieg die schmale Sichel des zunehmenden Mondes herauf. Der letzte Lärm in der Wagenburg war verklungen. Aus den Reisighütten ringsum tönte das ruhige Atmen der Schläfer, und nur die Wache hockte in der Mitte des Platzes 165 um das sinkende Feuer. Da scholl plötzlich von draußen, wo die Posten aufgezogen waren, ein warnender Schrei herüber. Waffenlärm klang auf, und gleich darauf stürzte einer der Wächter zum Tore herein. Blut rann ihm übers Gesicht. „Feind, Feind!“ schrie er gellend über den Platz. Ringsum die Männer fuhren aus dem Schlafe auf und griffen nach ihren 170 Waffen. Während sie das Tor verrammelten und jeder seinen Postenstand besetzte, ertönte draußen wildes Angriffsgeschrei. Speere und Pfeile klatschten gegen die Wagenwände, von allen Seiten stürmten die Illyrer gegen das Lager an. In der Mitte des Platzes drängten sich die Frauen zusammen, beruhigten die jammernden Kinder und deckten sie mit ihren

Leibern. Noch hemmte der sperrige Astverhau die Wut der Angreifer. 175
Nur an einer Stelle war der Feind darüberweg schon bis in die Wagenmauer vorgedrungen. Doch Gundhram erkannte rechtzeitig die Gefahr, warf sich mit ein paar handfesten Leuten den Eindringlingen entgegen und schlug sie mit blutigen Köpfen zurück. Aber er sah, daß die Not groß war und daß sich die Verteidiger vor der Übermacht der Feinde nicht lange 180 würden halten können. Hilfe tat not! Er lief zu der Stelle hinüber, wo die Pferde angepflockt standen und unruhig an ihren Halftern zerrten. Eilig verständigte er seine Leute und schwang sich auf den Rücken seines Pferdes. Eine schmale Nebenpforte wurde vor ihm aufgetan, und tief auf den Pferdehals gebeugt, stürmte er in die Nacht hinaus. So überrascht 185 waren die Feinde, daß er den Ring der Stürmenden durchbrochen hatte, ehe sie noch zur Besinnung gekommen waren. Dann sprang hinter ihm wütendes Gebrüll auf. Ein Hagel von Pfeilen fuhr ihm nach. Er fühlte einen stechenden Schmerz im Rücken, am Halse, aber er achtete nicht darauf. In rasendem Lauf jagte er von dannen. Bald hörte er hinter sich die 190 Hufschläge der Verfolger. Er spornte sein Pferd zu noch größerer Eile an, beugte sich zu ihm vor, redete leise mit ihm und gab ihm alle guten Namen, die er wußte. Schon erkannte er im halben Licht des Mondes vor sich das Dorf der Freunde. Plötzlich jedoch merkte er, daß sein Pferd langsamer wurde; keuchend und stoßweise ging sein Atem. Es mußte verwundet 195 sein! Das Hufgepolter der Verfolger aber kam näher und näher. Jetzt stolperte sein Tier und brach nach vorn zusammen. In weitem Satz flog Gundhram zur Erde, raffte sich auf und hastete besinnungslos weiter. Das Blut sang ihm in den Ohren, feurige Kreise tanzten vor seinen Augen. Da begann er zu schreien, schrie mit letzter Kraft, erreichte die 200 ersten Häuser und taumelte, immer noch schreiend, die Dorfstraße entlang. Ringsum wurden die Türen aufgerissen. „Hilfe!" rief Gundhram, „Überfall — auf die Wagenburg!" Ein Axthieb schmetterte ihn zu Boden. Aus den Häusern stürzten bewaffnete Männer. Die Verfolger aber wandten sich und verschwanden im Dunkel. 205

Eilig sammelte sich die Mannschaft des Dorfes und brach nach dem Kampfplatz auf. Als ihre vorausgeschickten Reiter dort eintrafen, war die Not der Eingeschlossenen aufs höchste gestiegen. Die Feinde hatten an einer Stelle die Schutzwehr durchbrochen, und in erbittertem Kampf rang Mann gegen Mann. Da fuhr den Illyrern der Stoß der Männer aus dem 210 Dorf in den Rücken. Erschrocken wandten sie sich gegen den neuen Feind. Aber im Kampf nach beiden Seiten zersplitterte ihre Kraft. Viele von ihnen wurden im Gedränge erschlagen, die andern retteten sich in die Nacht hinein.

Die Germanen gaben die Verfolgung bald auf. Notdürftig setzten sie 215 die Wagenburg wieder in Stand, um einem neuen Angriff zu begegnen. Aber die Nacht verging, und ringsum blieb alles ruhig. Als der Morgen graute, wurden Kundschafter ausgeschickt. Sie fanden keine Spur mehr vom Feinde. Vorsichtig näherten sie sich schließlich dem illyrischen Dorfe. Kein Laut schallte von dort zu ihnen herüber; wie ausgestorben lagen die 220

Wohnungen. Zögernd drangen die Späher in den Ort ein. Die Türen der Häuser standen offen, Hausrat lag unordentlich auf der Straße. Am jenseitigen Dorfausgang führten viele Wagenspuren in die Heide hinein nach Osten. Die Illyrer hatten ihre Höfe geräumt und ihre Äcker den
225 Germanen überlassen, die nun die Herren des Landes waren. —

Drei Tage später trugen die Leute aus der Wagenburg ihren jungen Führer zu Grabe. Auf einem Hügel zwischen Lager und Wald hatten sie ihm aus starken Eichenkloben den mächtigen, übermannshohen Holzstoß errichtet. Obenauf betteten sie den toten Helden, in neue Gewänder ge-
230 kleidet, mit reichem Schmuck versehen, mit seinen Waffen umgürtet wie im Leben. Würdigen Einzug sollte er halten im Reich der Toten. Als das Feuer ans Holz gelegt wurde, stimmten die Männer ihre alten dunklen Trauergesänge an. Höher und höher fraß sich die Flamme durch die Scheite, bis sie brausend gen Himmel sprang. Da klangen auch die Lieder heller
235 und heldischer und geleiteten die vom Leib gelöste, von der Lohe geläuterte Seele auf ihrer Feuerfahrt in das andre Leben.

Als die Flamme gesunken war, sammelten die Männer den Leichenbrand aus der Holzasche in eine schlichte Urne. Achtsam sammelten sie, von den Füßen aufwärts bis zu der Stelle, wo das Haupt gelegen, und taten auch
240 hinzu, was sie an zerschmolzenem Bronzegut von Schmuck und Waffen in der Asche fanden. Eine Grube hatten sie neben der Brandstätte ausgehoben und mit roten Steinplatten ausgelegt. Da hinein setzten sie die Urne und schlossen sie mit einem tönernen Deckel. Zwei kleinere Gefäße stellten sie noch daneben, mit Speise und Trank gefüllt, damit der Seele auf ihrem
245 Wanderwege nicht die Zehrung fehle. Dann überpackten sie das Ganze sorgfältig mit einem Steinhaufen und stampften Erde darüber fest. Einen Hügel gedachten sie noch über der Stelle aufzuschütten, breit und hoch wie über einem Fürstengrab. Aber das war eine lange und mühevolle Arbeit, die sie auf eine ruhigere Zeit verschoben.

250 Seitab stand das junge Weib des Verstorbenen, tränenlos, mit erstarrtem Gesicht. Als alles Werk verrichtet war, schritten die Männer an ihr vorüber, und jeder sprach ein freundliches Wort zu ihr. „Er ist gestorben, damit wir hier leben können", sagte der eine. „Er wird über unsere Herden und Ernten wachen", sagte ein anderer. „Er wird immer unser
255 Führer bleiben", sagte ein dritter. Die Frau hob den Blick und schaute zum Grabe hinüber. Trauer und Stolz brannten in ihren Augen.

Schweigend schritten die Leute zum Lager zurück. Der Himmel hatte sich leicht überwölkt; ein warmer Regen sprühte über das Land. In tiefen Zügen atmeten die Männer den herben Duft, der aus der feuchten Erde
260 quoll. Sie dachten an die ersten Furchen, die sie durch diesen Boden ziehen würden; mancher dachte schon an die erste Ernte. Von der Wagenburg her zog ihnen jauchzendes Kinderlachen entgegen. Über ihren Häuptern jubelte die erste Lerche.

Auswertung.

Wir stellen aus der Erzählung zuerst alles das zusammen, was uns von den **Lebensgewohnheiten der Germanen während der späten Bronzezeit** Kunde gibt. Seit der Jungsteinzeit hat sich da nicht viel verändert. Das bäuerliche Leben der Nordleute hat durch zwei Jahrtausende eine ruhige Weiterentwicklung erfahren. Immer noch sind die großen Viehherden der Stolz und der Reichtum ihrer Besitzer. Auf den weiten Hütungen, die Eigentum der Dorfgemeinschaft sind, weiden die Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe[122], und die Schweine werden zur Eichelmast in die Wälder getrieben[123]. Sommers und gewöhnlich auch winters steht das Vieh im Freien, und nur während der kurzen Frostzeit holt man es in leichtgebaute Stallungen zu den Höfen heim. Auch der Ackerbau wird im wesentlichen noch auf dieselbe Weise betrieben wie in der jüngeren Steinzeit. Neben dem Hakenpflug findet der leistungsfähigere Sohlenpflug Verwendung[121], der die Erde stärker auflockert als jener. Doch wird der Boden im ganzen noch wenig gründlich ausgenutzt. Wenn ein Stück Land nach mehrmaliger Bestellung nicht mehr ausreichenden Ertrag liefert, läßt man es liegen und verwendet es als Weide fürs Vieh. So sind für die Ernährung der Bevölkerung ziemlich umfangreiche Ländereien nötig, und wenn die Kopfzahl der Markgenossen steigt, bleibt nichts anderes übrig, als einen Teil der Jungmannschaft, ausgerüstet mit allem, was sie zur Neusiedlung brauchen, auf Landsuche über die Grenze zu schicken[66 f.]. So haben wir's schon aus der Erzählung „Bei den großen Steingräbern" für die Jungsteinzeit kennengelernt, und so schildert es uns auch unsere neue Geschichte für die ausgehende Bronzezeit.

Dagegen erfahren wir nun von gewissen Veränderungen und Fortschritten auf dem Gebiet des **germanischen Wohnwesens.** Der Bau von Pfostenhäusern mit Flechtwerkfüllung in den Wandfächern hat sich überlebt. Er findet nur noch bei einfachen Wirtschaftsgebäuden Verwendung[28]. Für die Wohnhäuser bevorzugt man nun den Blockhausbau, bei dem waagerecht gelagerte Stämme zu einem Rechteck gefügt und an den Hausecken ineinander verzahnt werden[23]. Und auch in der Wohnraumgestaltung wird ein Fortschritt erkennbar. Die noch in der Steinzeit offene, wenn auch schon häufig gedielte Vorhalle des Hauses wird jetzt vorn durch eine Wand geschlossen. So entsteht vor dem großen Wohnzimmer noch ein kleinerer Raum, der hauptsächlich wirtschaftlichen Zwecken dient. Backofen, Kochherd, Mahlsteine und Webstuhl werden darin untergebracht[47]. Dahinter lag der eigentliche Wohn- und Schlafraum[48], der einen recht wohnlichen Eindruck gemacht haben muß. Bei der Beschreibung dieser Räume in unserer Erzählung[48 f.] haben wir uns die Einrichtung des bronzezeitlichen Herrenhauses aus dem unter Professor Reinerths Leitung wiedererstellten Pfahlbaudorf in Unteruhldingen am Bodensee zum Vorbild genommen (wie auch die Schilderung der Wohnung des Bronzeschmiedes in der vorigen Erzählung ihr Vorbild in der Behausung des Bronzegießers im gleichen Freilichtmuseum findet). Die Wohnungen

dieser stein- und bronzezeitlichen Pfahlbausiedlung von Unteruhldingen sind in Anlehnung an die Forschungsergebnisse geschaffen worden, die Reinerth in seiner jahrelangen Ausgrabungstätigkeit im Federseemoor bei Buchau in Oberschwaben zu Tage gefördert hat, und die über den Bau und die Einrichtung des nordischen Rechteckhauses ganz neue und grundlegende Aufschlüsse geliefert haben.

Was wir unserer Erzählung weiter über die **Kleidung** 32 f., den **Schmuck** 110 f. und die **Bewaffnung der Germanen** 35 f. entnehmen können, bestätigt zumeist nur das, was uns schon aus der voraufgegangenen Geschichte bekannt ist. Die metallischen Gebrauchsgegenstände sind noch ausschließlich aus Bronze hergestellt 36 f., 110 f.. Wir befinden uns mit unserer Erzählung also noch in der Bronzezeit. Doch müssen wir einigen neuen Geräteformen Beachtung schenken. Das Tüllenbeil 36, das jetzt zur Bewaffnung der Krieger gehört, tritt erst in den letzten Zeitabschnitten der Bronzezeit auf. Das gleiche gilt für die in der Geschichte erwähnte Platten- oder Brillenfibel 42 (Abb. 1). Und der aus mehreren halbmondförmigen Ringen zusammengesetzte Sichelhalskragen 111 wird als Frauenschmuck erst ganz am Ausgang der Bronzezeit getragen (Abb. 4). *Wir schließen daraus, daß unsere Erzählung in der Zeit zwischen 1000 und 800 v. Zw. spielt.*

Es sind also seit der Zeit, in die uns die vorige Erzählung zurückversetzte, rund 700 Jahre und seit der Jungsteinzeit, in der die vorletzte Erzählung spielte, rund 1200 Jahre verflossen. Das sind gewaltige Zeiträume, in denen die Nordleute alle ihre Lebensgewohnheiten weiterentwickelten und vervollkommneten. So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn selbst die **Bestattungsformen,** von denen wir in unserer Erzählung erfahren 226 f., andere sind als die uns von früher her bekannten. In der jüngeren Steinzeit setzten die Großsteingräberleute ihre Verstorbenen in großen Erbbegräbnissen bei, die thüringischen Schnurmusterleute bestatteten sie in Einzelgräbern. Gemeinsam war diesen Bestattungsweisen, daß die Toten in ihrer unversehrten Körperlichkeit beigesetzt wurden. Diese „Leichenbestattung“ blieb auch in den ersten Abschnitten der Bronzezeit die übliche. Die Steinkistengräber, die aus dieser Zeit stammen, und vor allem die Baumsärge, die aus ausgehöhlten Eichenstämmen gefertigt wurden, legen Zeugnis davon ab. Letztere wurden insbesondere in Norddeutschland und im dänischen Jütland gefunden, und der oft ausgezeichnete Erhaltungszustand der Baumsargleichen hat uns über Kleider, Schmuck und Bewaffnung der Germanen wertvolle Erkenntnisse vermittelt. Gegen die Mitte der Bronzezeit aber wird in nordischen Landen die Leichenbestattung ganz allgemein durch die Sitte der Leichenverbrennung ersetzt 228 f.. Es müssen tiefgreifende Wandlungen im Fühlen und Denken der Germanen gewesen sein, die diese Änderung uralter Grabgebräuche bewirkt haben. Schon im Hirn des noch tierähnlichen Neandertalers war die Vorstellung von einem Fortleben nach dem Tode lebendig, wie die Grabbeigaben an Waffen und Werkzeugen in altsteinzeitlichen Gräbern beweisen. Und wenn Jahrzehntausende später die

nordischen Bauern ihren Toten gewaltige Steinhäuser errichten, die wie für die Ewigkeit bestimmt scheinen, ihnen Waffen und Schmuck, Nahrung und Trank ins Grab mitgeben, so spricht aus dieser Handlungsweise im Grunde der gleiche Glaube: daß das Steinhaus die Wohnung der Toten ist und daß sie darin körperlich weiterleben. Wenn nun während der Bronzezeit die Sitte aufkommt, die Toten zu verbrennen, so geht daraus hervor, daß die Auffassung der Germanen von der Art des Weiterlebens nach dem Tode mählich eine andere geworden ist. Nach dem neuen Glauben ist es nicht mehr der Körper, der in einer jenseitigen Welt fortlebt, sondern die Seele. Und man gewöhnte sich daran, den Leib zu verbrennen, damit die Seele sich leichter von ihm löse und, durch die heilige Flamme gereinigt, sich frei ins Jenseits hinüberschwingen könne[235].

Es scheint ein Widerspruch zu dieser veredelten und vergeistigteren Auffassung der bronzezeitlichen Germanen vom Fortleben nach dem Tode zu sein, wenn sich als Grabbeigaben neben der Aschenurne[238] noch kleinere Gefäße finden, die offenbar mit Speise und Trank gefüllt gewesen sind[243]. Hier sind noch Reste älterer, gröberer Vorstellungen erkennbar. Vielleicht spricht aus dieser Sitte auch nur eine verstandesmäßig nicht zu rechtfertigende letzte liebevolle Bemühung der Lebenden um den Toten, vergleichbar etwa der ausdauernden Fürsorge, mit der wir heutigen Menschen uns der „Ruhestätte" eines teuren Verstorbenen nahen, um sein Grab mit Blumen zu schmücken, auch wenn der Leib längst zerfallen ist.

Die Art, wie in unserer Erzählung die Aschenurne beigesetzt wird[241 f.], ist eine von vielen. Jede Landschaft hatte andere Gewohnheiten, und häufig finden sich verschiedene Urnengräberformen nebeneinander. Man schützte die Urne durch eine Geröllpackung[246] oder stellte sie in eine Steinkiste oder setzte sie einfach ins Erdreich hinein. Ist das Grab nicht mehr die Wohnung der Toten, so erübrigt sich auch eine umständliche Fürsorge für die Behausung seiner körperlichen Reste.

Denn es ist ja die S e e l e der Verstorbenen, die weiterlebt. Sie zieht in ein Schattenreich ein, das unter der Erde liegt. Dies wenigstens ist die ursprüngliche Auffassung der Urgermanen, und der strahlende Heldenhimmel, den wir aus der nordischen Götter- und Heldensage kennen, die Walhalla, ist eine verhältnismäßig späte Erfindung, ein dichterisches Wunschgebilde erst der germanischen Wanderzeit. Im dunklen Reich der Toten geht die Seele eine geheimnisvolle Verbindung mit den Kräften der segenspendenden Erde ein, lernt sie tiefere Weisheiten und gewinnt eine höhere Wirkungskraft. So wird sie befähigt, auch in die Welt der Lebenden einzugreifen, Wachstum und Ernte zu beschützen und über dem Geschick ihrer Lieben im Licht treulich zu walten[253 f.]. Denn so stark war das Zusammengehörigkeitsgefühl der Germanen innerhalb ihrer Familie und Sippe, daß sie sich gar nicht vorstellen konnten, ein Verstorbener sei für immer aus diesem engen Ring herausgerissen. Der Familienälteste, der starb, blieb im Bewußtsein der Überlebenden auch weiterhin der Führer der Sippe; sein war der Acker, auf dem die Nachkommen sich nährten, und

dieser „Grund und Boden der Ahnen" war also ein teures Vermächtnis, das man heilig hielt und mit dem man sich durch unendliche Geschlechterketten verbunden fühlte. So liegt die kraftvolle Schollenverbundenheit der nordischen Bauern tief im Weltanschaulichen begründet, ist ein Ausfluß ihrer Gedanken über die untrennbaren Bande des Blutes, über Leib und Seele und Leben und Sterben[253 f.].

Wir haben damit alles Wesentliche zusammengetragen, was wir unserer Erzählung über das Leben der Germanen entnehmen können. Und wir wollen nun in Kürze noch auf ihre östlichen Nachbarn während der Bronzezeit[78 f.] eingehen. Was war das für ein Volk, das den germanischen Siedlern auf ihrer Fahrt nach Osten so feindseligen Widerstand leistete? Wir stehen hier vor einem der noch nicht ganz gelösten Rätsel der Vorgeschichte. Zwar können wir uns aus vielen aufschlußreichen bronzezeitlichen Funden im ostdeutschen Siedlungsraum ein ziemlich genaues Bild von der Lebensweise des Volkes machen, das südöstlich von den Germanen gesessen hat; aber was für Leute es eigentlich waren, die diese Kultur geschaffen haben, vermag mit Sicherheit heute noch keiner zu sagen. Auf jeden Fall muß es ein großes und zahlreiches Volk gewesen sein[85]. Es bewohnte ein weites Gebiet, von der Saale bis nach Westpolen hinein und von Österreich und Ungarn bis nach Pommern hinunter[86]. Ihre volkreichen Dörfer lagen vornehmlich in den fruchtbaren Flußniederungen. Hier vor allem finden sich ihre Friedhöfe, die oft einen derartigen Umfang haben, daß man von ganzen „Urnenfeldern" sprechen kann. Die einzelnen Gräber haben dabei die Besonderheit, daß sich neben der eigentlichen Aschenurne, die meist ziemlich flach in die Erde gesetzt ist, zahlreiche kleine Beigefäße finden; 15 bis 20 sind keine Seltenheit[103]. Metallische Grabzutaten dagegen sind selten. Doch muß es sich um ein wohlhabendes und kunstfertiges Volk gehandelt haben. Vor allem ihre Tongefäße erregen heute noch unsere Bewunderung (Abb. 5). Sie sind schöner als die gleichzeitigen germanischen Gefäße[95], braunrot oder glänzend schwarz poliert, mit großen Buckeln oder, späterhin, kunstvoll mit waagerecht oder schräg gezogenen Riefenreihen versehen[97 f.]. Nicht also durch linienhafte Ziermuster, wie sie bei den Germanen üblich waren, sondern durch eine geschmackvolle Gestaltung der Gefäßform selber erhalten diese Töpfe ihre besondere Eigenart.

Auch zahlreiche schöne Funde von Gegenständen aus Bronze und Gold zeugen von dem Wohlstand der Bevölkerung. Kein Wunder, daß diese Leute ihren Besitz nachdrücklich nach außen hin zu sichern suchten. Denn sie waren von andern großen und lebenskräftigen Völkern umgeben[88]. Im Westen von ihnen wohnten die Kelten, im Norden die Germanen, und von Osten, von den Steppen Südrußlands her, bedrohte sie das indogermanische Reitervolk der Skythen[89]. Durch starke Ringburgen suchten sie sich vor den drohenden Angriffen zu sichern[88]. Besonders zahlreich finden sich solche in der heutigen Lausitz. Mit ihren starken Wällen stellen diese Burgen gewaltige Arbeitsleistungen dar, wie sie nur von

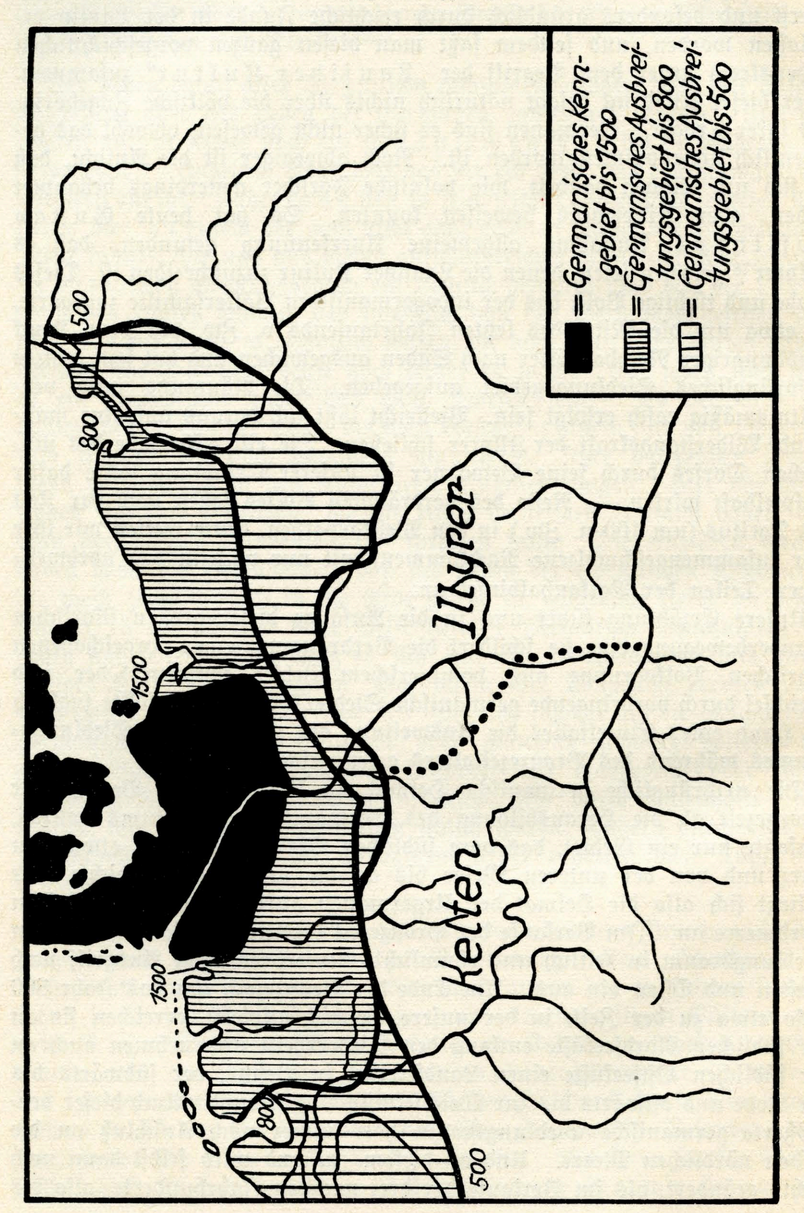
einem Volk aufgebracht werden konnten, das unter starken Führern ein politisch wohlgeordnetes Gemeinschaftsleben führte[87].

So viel und noch manches andere weiß man heute von dem Volk, das zur Bronzezeit südostwärts von den Germanen saß. Seine Lebensweise ist zuerst und besonders gründlich durch reichliche Funde in der Lausitz erschlossen worden, und seitdem faßt man diesen ganzen vorgeschichtlichen Lebenskreis unter dem Begriff der „Lausitzer Kultur“ zusammen. Aber dieser Ausdruck besagt natürlich nichts über die völkische Zugehörigkeit ihrer Träger. Germanen sind es sicher nicht gewesen, obwohl das gelegentlich angenommen worden ist. Noch abwegiger ist die Ansicht, daß es sich um Slaven handelt, wie polnische Forscher neuerdings behauptet haben, aber keineswegs beweisen konnten. So hat heute Gustav Kossinnas Annahme allgemeine Anerkennung gefunden, daß es **Illyrer**[78] gewesen seien, denen die Lausitzer Kultur zuzuschreiben ist. Dieses große und tüchtige Volk, das der indogermanischen Völkerfamilie zugehörte, ist etwa um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Zw. vor dem Druck landhungriger Nachbarvölker nach Süden ausgewichen und hat sein ganzes ursprüngliches Siedlungsgebiet aufgegeben. Die Räumung muß verhältnismäßig rasch erfolgt sein. Vielleicht läßt sich daraus auf eine mangelnde Widerstandskraft der Illyrer schließen. Die eilige Aufgabe des illyrischen Dorfes durch seine Bewohner in unserer Erzählung sollte dafür beispielhaft wirken. — Reste des verdrängten Volkes saßen noch zur Zeit des Tacitus (um 100 n. Zw.) in den Westkarpathen, heute treffen wir ihre sehr zusammengeschmolzene Nachkommenschaft nur noch in den nordwestlichen Teilen der Balkanhalbinsel an.

Unsere Erzählung führt uns in die Anfänge dieser großen illyrischen Wanderbewegung ein; sie schildert die Verdrängung einer vorgeschobenen illyrischen Volksgruppe aus pommerschem Gebiet zwischen Oder und Weichsel durch vordringende germanische Siedler[218 f.]. Damit sollte zugleich an Hand eines Einzelfalles die **Ausweitung des germanischen Siedlungsraumes während des Bronzezeitalters** gekennzeichnet werden.

Die ursprüngliche germanische Heimat, in der sich vom Beginn der Bronzezeit ab die Herausbildung des Germanischen Volkstums vollzog, umfaßte nur ein Gebiet, das vom südlichen Skandinavien bis etwa zum Harz und von der unteren Weser bis an die untere Oder reichte. Es schließt sich also die Heimat der Urgermanen aufs engste an die beiden Nordmeere an. Im Verlaufe der Bronzezeit dehnten die Germanen ihren Siedlungsraum in zeitlich und räumlich ununterbrochenem Ausgriff nach Westen und Osten hin aus. Am Ende der Bronzezeit, um das Jahr 800 (also etwa zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt), erreichen sie an der südlichen Nordseeküste entlang den Niederrhein und nehmen auch an der südlichen Ostseeküste einen Landstreifen in Besitz[9], der südwärts bis zur Netze und ostwärts bis zur Weichselmündung streicht. Auch dieser vergrößerte germanische Siedlungsraum hält immer noch Anschluß an die beiden nördlichen Meere. Und an diesem Zustand wird selbst dann noch nichts geändert, als im Verlaufe der drei nächsten Jahrhunderte, also bis

zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Zw., der germanische Volksboden abermals ein gutes Stück westwärts bis zum Mündungsgebiet der Maas und Schelde und ins norddeutsche Flachland hinein bis nach Thüringen und Schlesien erweitert wird (vgl. Skizze 7).



Skizze 7: Ausbreitung der Germanen bis 500 v. Zw.

Dann freilich, im letzten halben Jahrtausend v. Zw., ändert sich das Bild. Da stoßen die Germanen tief ins europäische Festland vor, im Süden bis an die Donau und im Osten an Weichsel und Bug entlang bis an den Nordrand der Karpathen. Einzelne germanische Stämme lösen sich sogar ganz vom heimischen Boden und suchen sich in fernen Landen neue Wohnsitze. Der innere Zusammenhang des urgermanischen Siedlungsraums geht damit seiner Auflösung entgegen.

Wir fassen zusammen: In den ersten anderthalb Jahrtausenden ihrer Volkwerdung dehnen die Germanen ihr ursprüngliches Kernland an Nord- und Ostsee kräftig nach allen Seiten aus. Doch bleibt der germanische Lebensraum in dieser Zeit noch an Nord- und Ostsee angelehnt und ein räumlich geschlossenes Gebiet. Wir erkennen in ihm die Heimat der Urgermanen und nennen daher die Zeit, in der diese urgermanische Heimat geschaffen wurde und während der die Germanen auch nach Gesittung, Sprache und politischer Gliederung noch ein verhältnismäßig einheitliches Volk waren, die **Urgermanische Zeit.** Sie umfaßt die Jahre von etwa 2000/1800 bis 500 v. Zw.

Übersicht:

Die Urgermanische Zeit.

(Bronzezeit.)

Zeit	Wetter und Landschaft	Völker	Lebensweise
2000 bzw. 1800 bis 500 v. Zw.	Schönwetterzeit. Eichenwald, der langsam vom Buchenwald verdrängt wird.	an Nord- und Ostsee: Germanen. Südostwärts von ihnen Illyrer; südwestlich Kelten.	Seßhafte Bauern und Viehhalter (wie in der Jungsteinzeit). Wohnung: Blockhäuser, oft mit 2 Räumen. Kleidung: Wollmütze, kurzärmeliger Leinenrock, Wollumhang, flache Lederschuhe. Neuer Werkstoff: Bronze. Daraus Waffen (Schwerter, Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen) und Schmuck (Fibeln, Halskragen, Armreifen, Gürtelplatten, Hängebecken u. a.). (**„Bronzezeit“** 1800 bis 800 v. Zw.). Germanisches Siedlungsgebiet: Germanisches Kerngebiet an Nord- und Ostsee bis Weser, Harz, Odermündung (um 1500). Dann ständige Ausdehnung bis Maas, Thüringen, Schlesien, Weichsel (um 500). Zeit geschlossenen germanischen Volkstums und geschlossenen Siedlungsgebiets: **„Urgermanische Zeit“** (2000/1800 bis 500 v. Zw.).

Jugendschriften (zur Anschlußlektüre):

K. v. Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde. 79 S. — K. Pastenaci, Das Königsgrab von Seddin. 81 S. — K. Pastenaci, Der goldene Fisch. 112 S. — K. Keller-Tarnuzzer, Die Inselleute vom Bodensee. 112 S. — J. Prestel, Leif. 78 S. — E. Köster, Das Wandervolk. 46 S.

— S. Rüttgers, Die goldene Frühe. 38 S. — R. Müller, Die deutsche Erde erzählt. 47 S. — K. Bley, Die Bronzezeit. 32 S. — G. Didßun, In der Werkstatt eines Bronzegießers. 9 S.

Anschauungsmittel:

Wandbilder:

Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr. Farbiges Kunstblatt nach einem Original von W. Petersen. Bearb. von Prof. Dr. Reinerth. 75 × 100 cm. Dazu Erläuterung: H. Reinerth, Die Tracht der Germanen. — Sammlung: Germanische Trachten der vorgeschichtlichen Zeit, von Prof. Dr. Walther Schulz, Halle; Zeichnungen von Wilhelm Petersen. Nr. 2: Mann und Frau der älteren Bronzezeit um 1500 v. Chr.; Nr. 3: Lurenbläser der jüngeren Bronzezeit um 1000 v. Chr. 75 × 100 cm. Dazu Textheft. — Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit. Nach einem Original von W. Petersen. Bearb. von Prof. Dr. Reinerth. 75 × 100 cm. Dazu Erläuterung: H. Reinerth, Germanische Totenehrung zur Bronzezeit. — Sammlung: Bilder zur deutschen Vorgeschichte: Nr. 5: Handwerk und Handel zur Bronzezeit. Nr. 8: Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit). Bearb. von J. Lechler. 75 × 100 cm. Dazu Erläuterungen. — Sammlung: Germanisches Siedlungswesen. Bearb. von W. Radig. Tf. 1: Das Nordische Vorhallenhaus in der Stein- und Bronzezeit. Tf. 2: Das Haus der West- und Ostgermanen. Tf. 3: Burgenbau im vorgeschichtlichen Deutschland. 75 × 100 cm.

Wandkarten:

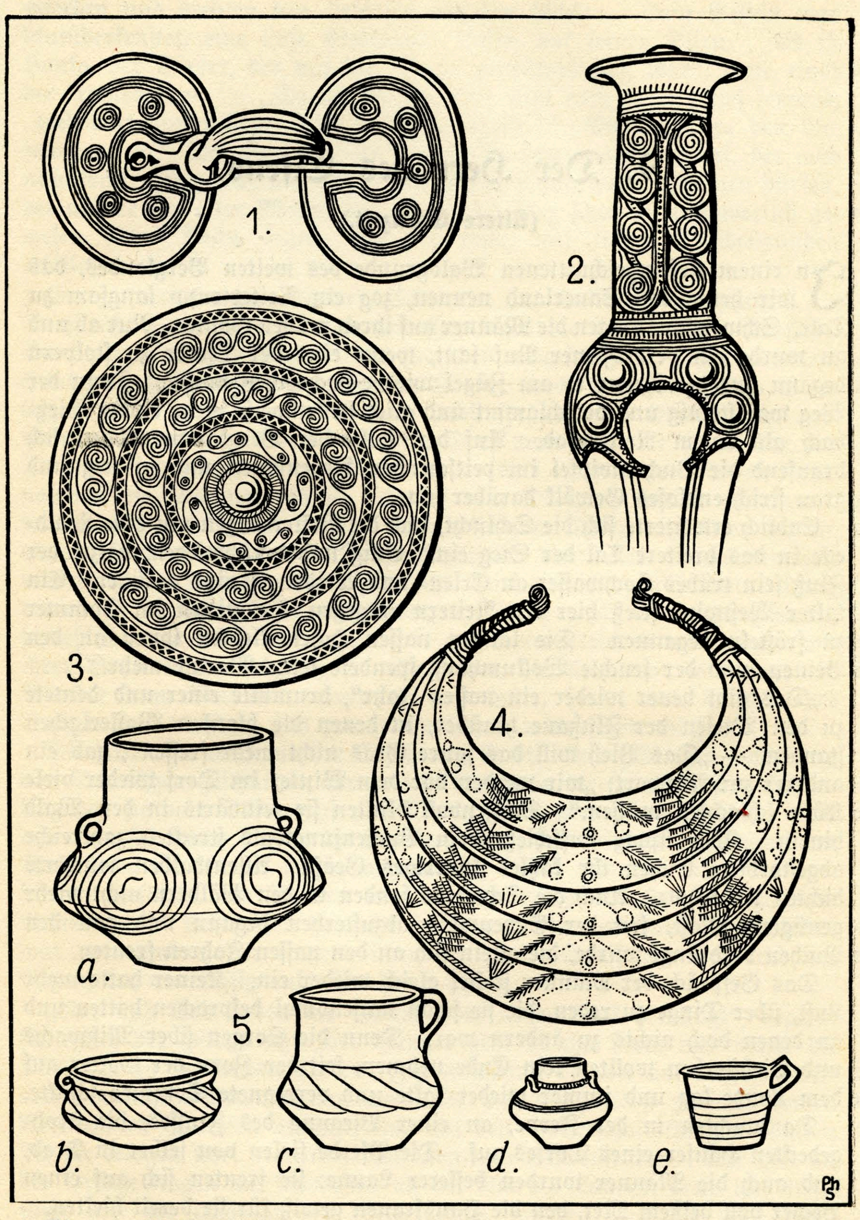
Karten zur Vorgeschichte. Im Auftrage des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte hsg. v. R. Stampfuß u. W. Tiemann. Nr. 5: Die Bronzezeit. Die Ausbreitung der Altgermanen. 110 × 133 cm.

B. Kumsteller, Deutsche Vorzeit bis 100 v. Chr. 186 × 125 cm.

Lichtbilder:

C. Engel u. H. Reinerth, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. B IV: Bronzezeit (52 Glasbilder). Auch als Bildband erhältlich.

Tafel 8. **Jüngere Bronzezeit** (zur Erzählung: Der Kampf um die Wagenburg).



1. Platten- (Brillen-) fibel. — 2. Schwertgriff. — 3. Gürtelscheibe. — 4. Sichelhalskragen. 5. Illyrische Tongefäße 1/8: a) doppelhenkliger Krug, b) flache Schale, c) Kanne, d) und e) kleine Beigefäße.

9. Der Herr des Eisens.

(Ältere Eisenzeit.)

In einem tiefeingeschnittenen Waldgrunde des weiten Berglandes, das wir heute das Sauerland nennen, zog ein Reitertrupp langsam zu Tale. Schweigsam hingen die Männer auf ihren müden Gäulen. Nur ab und an wurde ein verdrossener Ruf laut, wenn eins der Pferde zu stolpern
5 begann und der Reiter es am Zügel wieder hochreißen mußte. Denn der Weg war steinig und verschlammt und glich stellenweise mehr einem Gieß-bach als einem Reiterpfad. Auf der Höhe der Bergkämme bogen sich brausend die Buchenwipfel im peitschenden Regenwind, und niedrig und grau strich endloses Gewölk darüber hin.
10 Endlich erweiterte sich die Schlucht, und die Reiter bogen um eine Wald-ecke in das breitere Tal der Sieg ein. Eilig und verschwiegen wälzte der Fluß sein trübes Hochwasser an Erlen- und Weidengestrüpp vorüber. Ein kalter Westwind stieß hier den Reitern entgegen, die mitten im Sommer zu frösteln begannen. Die langen nassen Hosen klebten ihnen an den
15 Beinen, und der feuchte Wollumhang spendete keine Wärme mehr.

„Das gibt heuer wieder ein nasses Jahr", brummte einer und deutete zu den Wiesen der Flußaue hinüber, in denen die blanken Wasserlachen standen. — „Das Vieh will das saure Gras nicht mehr fressen", gab ein anderer zur Antwort; „wir werden vor dem Winter im Dorf wieder viele
20 Kühe schlachten müssen." Sorgenvoll blickten sie seitwärts in den Wald hinein. Über üppig aufschießendem Buchenjungwald streckten zahlreiche abgestorbene Eichen ihr kahles knorriges Geäst. Allenthalben wucherte dichtes Unterholz. Auch die Schweine fanden in den Wäldern nicht mehr genügend Mast, seit der Eichenwald abzusterben begann und von den
25 Buchen verdrängt wurde, die allein sich an den nassen Jahren freuten.

Das Gespräch der Männer schlief gleich wieder ein. Keiner hatte mehr Lust, über Dinge zu reden, die sie schon tausendmal besprochen hatten und an denen doch nichts zu ändern war. Denn die Sorgen über Mißwachs und Viehsterben wollten kein Ende nehmen, seit der Zorn der Götter auf
30 dem Lande lag und immer wieder kalte und verregnete Sommer schickte.

Da tauchten in der Ferne, an einer Biegung des Flusses, die stroh-gedeckten Häuser eines Dorfes auf. Die Pferde fielen von selber in Trab, und auch die Männer wurden besserer Laune; sie freuten sich auf einen Becher voll heißem Met, den die Hausfrauen gewiß für sie bereit hielten.
35 Als sie den Dorfeingang erreichten, stieß der vorderste der Reiter einen erschrockenen Ruf aus. Quer über dem Weg, mit dem Gesicht in der schlammigen Erde, lag ein toter Mann. Die Männer sprangen von den

Pferden und drehten den Leblosen auf den Rücken. Sein Gesicht war blutüberkrustet, eine tiefe Hiebwunde klaffte auf seiner Stirn. „Es ist Hanko, der Töpfer, der mit der Wache zurückgeblieben war", sagte einer der Umstehenden. — „Da an der Hausecke liegt noch einer", rief jemand, „und dort hinter dem Zaun noch ein dritter!" Sie liefen zu den Gefallenen hin. Der eine war ein junger Bursche aus dem Dorf, der noch nicht waffenfähig war und deshalb nicht zum Thing hatte mitreiten dürfen, der andere ein alter Mann, dem der weite Weg schon zu beschwerlich gewesen war. Beide lagen, wie der erste, mit tiefen Schädelwunden erschlagen.

Erregt stürmten die Männer, Schwerter und Beile in den Fäusten, die Dorfstraße entlang. Still und verlassen lagen die Wohnungen, die Höfe. Sie drangen in ihre Häuser ein. Zwischen umgestürztem, zertrümmertem Hausgerät fanden sie die entseelten Körper ihrer Angehörigen im Blute liegen. Der grausame Feind hatte selbst Frauen und Kinder nicht verschont. Die einzige Überlebende im Dorf war eine alte Frau, die vor Jammer und Furcht kaum reden konnte. Aus ihren wirren Worten entnahmen die Männer, als sie sich auf dem Dorfplatz wieder zusammenfanden, daß am dritten Tage, nachdem sie zum Thing abgeritten waren, viele keltische Krieger das Dorf umzingelt, die kleine Wachmannschaft niedergehauen und alle Bewohner des Dorfes erschlagen hatten. Dann waren sie in die Häuser eingedrungen, hatten geplündert und geraubt, schließlich alles Vieh aus dem Dorfe zusammengetrieben und waren mit ihrer Beute wieder abgezogen. Sie selber, die Alte, war wie durch ein Wunder dem Blutbade entronnen und hatte, hinter den Büschen des Bachgrundes versteckt, das grause Geschehen mitansehen müssen.

Die Alte war während der Erzählung in die Knie gebrochen und barg, von Schluchzen geschüttelt, ihr graues Haupt in die Hände. Der Häuptling hob sie vom Boden auf und führte sie in sein Haus hinüber. Mit gesenkten Häuptern folgten die Männer. Auf dem niederen Steinherd der Wohnstube wurde ein Feuer angezündet, dessen Flamme über die verstörten Gesichter der Bauern und den zerschlagenen Hausrat zuckende Lichter warf. Schweigen herrschte im Raum. Nur das Sausen des Windes war vernehmbar, der klagend über die dunkle Dorfstraße lief, und der Regen, der unablässig aufs Strohdach schlug.

„Not und Tod haben die Götter über unser Volk verhängt", begann schließlich der Häuptling; „der Hunger geht durchs Land und macht die Menschen zu raubenden Tieren. Ihr wißt, wie oft wir auf unsern Dorfversammlungen Streitigkeiten um Acker und Vieh selbst zwischen nahen Verwandten schlichten mußten, und auf den Völkerschaftsthingen häuften sich die Klagen über Notraub, Totschlag und Sippenfehden. Wir hier an der Grenze tragen am schwersten an der Not des Landes; denn uns trifft nicht nur die Ungunst des Wettergottes, sondern auch die Wut landfremder Räuber, die feige sich stehlen, was sie im ehrlichen Männerkampf niemals gewonnen hätten. Vergeblich haben wir auf dem Thing zum Kriegszug gegen die Kelten aufgerufen, mit denen wir seit Jahren in

bitterer Feindschaft leben. Die Not der Zeit hat die Herzen der Menschen
85 dumpf und eng gemacht. Aber jetzt muß das Zaudern ein Ende haben.
Morgen tragen wir den Kriegspfeil durch alle Dörfer des Landes und
rufen zum Rachezug gegen die Mörder unserer Frauen und Kinder!" —
„Wir werden sie aus ihren Burgen heraustreiben!" — „Wir werden sie
von ihren Höfen verjagen!" — „Dann werden wir Land genug haben, und
90 alle Not wird ein Ende nehmen!" — Die Bauern waren von ihren Sitzen
aufgesprungen. Erregt schallten ihre Rufe durcheinander.

Spät war es, als die Männer nach ernster Beratung das Haus des
Dorfältesten verließen, um zu ihren verödeten Höfen zurückzukehren. Von
der Schwelle her wandte sich ein jüngerer Mann noch einmal zum Häupt-
95 ling zurück: „Wo ist Inghild, deine Tochter?" fragte er leise. — „Ich habe
sie überall gesucht und nirgends gefunden", erwiderte der Alte; „noch
andere Mädchen aus dem Dorf sind verschwunden. Vielleicht haben die
Kelten sie in die Gefangenschaft verschleppt." — „Ich werde sie suchen
und nicht eher ruhen, als bis ich weiß, welches Schicksal sie erlitten hat",
100 versetzte der Jüngling entschlossen. Der Alte schüttelte den Kopf: „Du
kannst dich nicht allein zu den Kelten hinüberwagen. Sie werden dich
erschlagen, wenn sie merken, daß du als Späher kommst." — „Jahrelang
bin ich hier im Dorf euer Schmied gewesen", erwiderte der Jüngling,
„und du weißt, daß manches scharfe Beil und gute Schwert aus meiner
105 Werkstatt stammt. Bei den Kelten aber ist die Schmiedekunst hoch an-
gesehen. Als wandernder Eisenschmied werde ich in ihrer Königsburg
auf Arbeit einsprechen und dann schon erfahren, was aus Inghild ge-
worden ist." — Der Häuptling legte dem jungen Mann die Hand auf
die Schulter und blickte ihm ernst ins Auge: „Ich weiß, Askolt, daß ihr
110 beide heimlich miteinander versprochen seid. Mir ist das bisher nicht recht
gewesen, weil ich meine Tochter einem andern Manne zugedacht hatte.
Aber wenn ich das noch erleben sollte, daß ich mein einziges Kind lebendig
wiedersehe, so soll sie fürs Leben dein eigen sein!" Lange saßen die beiden
noch beisammen und besprachen sorglich alle Einzelheiten ihres kühnen
115 Planes. —

Wenige Tage später geleitete ein keltischer Wachtposten einen germa-
nischen Überläufer, den er im Grenzwald aufgegriffen hatte, zur Burg
seines Fürsten hinauf. Mißtrauisch blickte der Soldat seinen Gefangenen
von der Seite an. Denn der sah wenig vertrauenerweckend aus: die
120 langen Hosen waren ihm bis über die Knie mit Kot bespritzt, der Leinen-
rock hing ihm zerrissen über die Schulter, und um den Kopf trug er eine
blutbefleckte Binde. Schwankend schritt er einher, wie von langer Wan-
derung ermüdet; zuweilen blieb er schweratmend stehen. Dann trieb ihn
der Kelte mit rohen Fauststößen vorwärts.

125 So näherten sie sich auf steiler Straße langsam der Burgmauer auf
kahler Bergeshöhe. Auf einer Brücke überschritten sie einen breiten
Graben und hielten vor dem Tor, das durch zwei mächtige Türme gesichert
war. Oben hinter der Brustwehr tauchten die Köpfe einiger Wächter auf.
Der Kelte rief ein paar Worte hinauf. Dann öffnete sich knarrend das

aus starken Bohlen gefügte Tor, und die Wartenden wurden eingelassen. Hinter der Mauer stieg der Berg abermals an, dann mußten sie eine zweite und endlich noch eine dritte Burgmauer durchschreiten. Nun erst gelangten sie in den eigentlichen Innenraum der Festung. Askolt, denn er war der Gefangene, hatte die Augen wie in übergroßer Erschöpfung halb geschlossen; aber unter den gesenkten Lidern spähte er aufmerksam umher. An der Innenseite der Wallmauer, zu beiden Seiten des Torgebäudes, standen zahlreiche kleinere Häuser. Soldaten machten sich mit ihren Waffen davor zu schaffen und glotzten den Gefangenen neugierig an. Der Weg führte weiter sacht bergan, an ausgedehnten Weideflächen vorüber, auf denen stattliche Rinderherden grasten. Auf der obersten, sanft geschwungenen Kuppe des Berges lagen zwischen Bäumen und Büschen zahlreiche Gebäude, die sich von den Blockhäusern germanischer Dörfer wenig unterschieden. Vor dem stattlichsten Hause inmitten der Ortschaft machte der Kelte mit seinem Gefangenen halt. Posten standen vor der Tür. Einer von ihnen verschwand im Hause, um die Ankömmlinge zu melden.

Gleich darauf stand der Gefangene vor dem Herrn der Burg, einem Mann von hünenhaftem Wuchs, dem der dicke blonde Schnauzbart bis zum Kinn herunterhing. Er würdigte die Eintretenden keines Blicks. Zahlreiche Sklaven waren um ihn beschäftigt und halfen ihm beim Ankleiden. Sie taten das mit unterwürfigen, feierlichen Gebärden, wie wenn sie ein göttliches Wesen bedienten. Der eine half ihm in die langen Leinenhosen, ein anderer zog ihm die flachen Lederschuhe an und knüpfte ihm die Schnürbänder um die Waden; ein dritter streifte ihm den langärmeligen Leinenrock über, der am untern Rande mit einer breiten bunten Webekante verziert war; ein vierter strählte ihm das lange Haar mit beinernem Kamm und setzte ihm die runde Wollmütze auf. Dann trat einer herzu, der schob ihm über jeden Arm einen schönverzierten goldenen Reifen und legte ihm einen kunstvoll gedrehten goldenen Ring um den Hals. Kniend reichte ihm ein Sklave die Waffen dar, die der Fürst selber anlegte: den Ledergürtel, der vorn mit eisernem Bandhaken geschlossen wurde und den kurzen Dolch trug, und das lange schmale Schwert in lederner Scheide mit eisernen Beschlägen. Zuletzt hing ihm einer den schweren warmen Wollmantel über die Schultern und schloß die oberen Enden unter dem Halse mit einer bronzenen Gewandnadel, einem kostbaren Stück, dessen Bügel mit Tier- und Menschenköpfen kunstvoll verziert war.

Nun erst wandte sich der Fürst den beiden Männern zu, die schweigend neben der Tür gewartet hatten. „Es ist ein germanischer Landstreicher, Herr", sagte der Soldat, „wir haben ihn an der Grenze festgenommen, als er sich in unser Land einschleichen wollte." Finster musterte der Burgherr den Gefangenen; eine steile Falte stand plötzlich zwischen seinen Brauen. Askolt warf sich auf die Knie: „Schützt mich, Herr, vor der Rachsucht meiner Landsleute", rief er flehend; „ein Eisenschmied war ich in meinem Heimatdorf, und geachtet war meine Kunst bei jedermann. Da bekam ich

Streit mit dem Sohn unseres Häuptlings und tötete ihn im Zorn. Die Sippe des Erschlagenen aber schwur mir Blutrache. Wie ein wildes Tier hetzten sie mich durch Berge und Wälder, bis ich ihnen über die Grenze entsprang. Laß mich hierbleiben, Herr, wo ich vor der Wut 180 meiner Verfolger sicher bin. Ich will in euren Schmieden arbeiten und dir zeigen, was meine Kunst vermag!" Die Mienen des Fürsten hatten sich ein wenig aufgehellt. „Ich will dich auf die Probe stellen", sagte er; „du sollst mir ein Schwert schmieden, schärfer als dies, das ich an meiner Seite trage. Bringst du das fertig, so sollst du reichen Lohn gewinnen. 185 Hast du mich belogen, so mußt du sterben. Führ ihn zu den Schmieden!" gebot er dem Soldaten und winkte den Männern, sich zu entfernen.

Hinter dem Dorfe, unweit der Burgmauer, war das Reich der Schmiede. Da rauchten die Schmelzöfen, da rauschten die Blasebälge, da klangen die Eisenhämmer. Ein alter Werkmeister nahm dort den neuen Gesellen 190 in Empfang und wies ihm ohne viele Worte seinen Platz in einer der zahlreichen Werkstätten zu. Der Germane brauchte einige Zeit, um sich in seiner Umgebung zurechtzufinden. Hier herrschte freilich ein anderes Leben als in der stillen Werkstatt seines heimatlichen Walddorfes. Täglich kamen schwere Lastwagen zur Burg heraufgefahren und luden das 195 Roteisenerz ab, das in den Gruben des Hinterlandes gewonnen wurde. Daneben türmten sich ganze Berge von Holzkohle auf, die aus den umliegenden Wäldern angefahren wurde. Eine große Zahl von Arbeitern war in dem Betriebe beschäftigt, und jedem war seine Arbeit zugeteilt. Die einen füllten und versahen die Schmelzöfen, andere standen in den 200 Schmieden hinter dem Amboß. Auch hier hatte jeder seine besondere Aufgabe; in der einen Werkstatt wurden nur Eisenschwerter und Dolche hergestellt, in der nächsten nur die breiten Lanzenspitzen, wie die Kelten sie liebten, und lange scharfe Hiebmesser; Schildbuckel und -beschläge entstanden in einer dritten Schmiede, und in einer weiteren kleinere Gerät- 205 schaften wie Gürtelhaken und eiserne Gewandnadeln. Ganz am Ende lagen die Werkstätten der Bronzeschmiede, die nach uralten Handwerksregeln zierliche Schmucksachen fertigten, wie die Frauen sie gerne hatten, vor allem aber die kunstvoll gedrehten Wendelringe, von denen jeder keltische Krieger einen am Halse trug. Askolt erfuhr, daß alle diese Erz- 210 gruben und Schmieden mit sämtlichen Arbeitern, die darin beschäftigt waren, Eigentum des Burgherrn waren, der mit den Erzeugnissen seiner Werkstätten einen schwunghaften Handel trieb. Auch gebot er mit harter Faust über dem Land in der Runde, und die hörigen Bauern in den Dörfern ächzten unter strengen Vögten, hohen Steuern und schwerer 215 Fronarbeit.

Schon am folgenden Tage machte sich Askolt an seine Arbeit. Zuerst ging er zu den Schmelzöfen hinüber, um zu prüfen, ob das Eisen, das dort gewonnen wurde, auch das rechte für ihn war. Sachverständig besah er sich den ganzen Betrieb. Die Schmelzöfen waren etwa mannshoch, 220 dick und rund wie Baumstämme. Sie waren aus Ton gemauert und ringsum mit Düsen versehen, die zur Regelung der Luftzufuhr mit Ton-

stopfen verschlossen werden konnten. Askolt legte überall Hand mit an. Denn er wollte gut Freund mit den keltischen Arbeitern werden und ihnen zeigen, daß er sich auf sein Handwerk verstand. Er griff mit zu, als die Eisenschmelzer abwechselnd Schichten von Holzkohle und zerkleinertem 225 Erz durch die große obere Öffnung der Öfen in die Glut schütteten. Er trat die großen Blasebälge, mit denen von unten her Luft zugeführt wurde. Und wo das Eisen niedergeschmolzen war, da half er durch das Stichloch am Grunde das Metall ablassen, das zähflüssig in bereitgestellte Formen rann und darin zu länglichen Barren erkaltete. Askolt sah, daß 230 es ordentliche Arbeit war, die hier geleistet wurde. Denn der Roteisenstein enthielt viel gutes Metall und gab es in den großen Schmelzöfen leichter ab als der lockere Raseneisenstein, den er sich daheim aus anmoorigen Wiesen zusammensuchen mußte.

Zuletzt holte er sich einen Eisenbarren, der ihm geeignet erschien, und 235 trug ihn in seine Werkstatt. Er glühte ihn im Schmiedefeuer und trieb ihn auf dem Amboß mit schweren Hammerschlägen in die Länge. Das wiederholte er viele Male, bis die Eisenstange langsam die Form einer Schwertklinge anzunehmen begann. Immer wuchtiger wurden die Schläge, mit denen er auch die letzten Schlackenreste aus dem Eisen ent- 240 fernte, die ihm vom Schmelzofen her noch anhafteten. Schon dieser erste Teil der Arbeit nahm viel Zeit und Geduld in Anspruch, aber mit gutem Mute war der Schmied bei seinem Werk. Denn er hatte bemerkt, daß die Kelten viel billige Massenware herstellten. Und er dachte an die stille Dorfschmiede am Strande der grauen Nordsee, in der er seine Kindheit 245 verlebt hatte und bei seinem Vater, der ein berühmter Waffenschmied gewesen, von Jugend auf in die Lehre gegangen war. „Ein gutes Schwert ist wie ein lebendes Wesen, das eine Seele besitzt", hatte sein Vater oft gesagt und mit geheimen Künsten und uralten Zaubersprüchen in jedem Schwert die Eigenschaften geweckt, die es im Kampf der Männer bewähren 250 sollte.

Eines Tages, als Askolt mit den Wassereimern zum Weiher vor dem Dorf hinüberschritt, sah er ein paar Mägde am Ufer stehen und erkannte Inghild unter ihnen. Das Herz schlug ihm vor Freude bis zum Halse; doch hielt er sich äußerlich ruhig und trachtete nur, daß er unauffällig in 255 ihre Nähe kam. Da hob auch das Mädchen den Blick und sah den Verlobten in ihrer Nähe stehen, und der Krug fiel ihr so hart aus den Händen, daß er auf den Steinen zersprang. Wehklagend bückte sie sich nach den Scherben, indes die andern Mägde lachend enteilten. Askolt aber trat herzu und half ihr beim Sammeln. „Die Götter sind uns gnädig, daß 260 sie uns hier ein Wiedersehen schenkten, Inghild", sagte er leise; „nun gedulde dich noch einige Zeit, bis unsere Leute die Burg erstürmen und dich befreien. Als Schmied diene ich drüben, wo die Öfen rauchen. Kein Mensch darf wissen, daß du mich kennst. Aber jeden dritten Tag zu dieser Stunde wirst du mich hier am Weiher treffen." 265

Als Askolt zur Schmiede zurückging, war ihm fröhlich zu Sinn, und so gewaltig schlug er am Amboß drein, daß rote Flammengarben ihn

umlohten. Lang und breit war jetzt sein Eisen, nach eines rechten Schwertes Art; aber es war noch weich und für den Kampf der Männer 270 nicht zu brauchen. Da begann der Schmied, es von neuem viele Male zu glühen, schreckte es im kalten Wasser ab und schlug es mit dem Hammer so lange, bis das weiche Eisen zu hartem Stahl wurde. Viele Tage gingen darüber wieder hin, dann erst konnte Askolt daran denken, die Klinge blank zu schleifen und zu schärfen.

275 Als sie fertig war, trug sie der Schmied unter die Tür und freute sich, wie hell der Himmel in das blanke Eisen sah. Leid tat es ihm, daß er sich von der guten Waffe trennen sollte. Doch ging er zum Herrenhaus hinüber, wartete vor dem Tor, bis der Fürst heraustrat, und hielt ihm mit unterwürfiger Gebärde das Schwert entgegen. Der Fürst besah es aufmerk-280 sam von allen Seiten. Dann hieß er Askolt die Waffe mit ausgestrecktem Arme waagrecht halten. Er selber zog sein eigenes Schwert, holte weit aus und schlug gewaltig Schärfe gegen Schärfe, daß die Funken stoben. Dann prüfte er die Schneiden beider Schwerter, und es zeigte sich, daß die Klinge des Kelten eine tiefe Scharte trug, indes Askolts Schwert ohne 285 Fehl geblieben war. Der Fürst zog einen Goldreifen vom Arm: „Nimm dies zum Lohne", sprach er; „noch viele solcher Klingen sollst du mir schmieden und wirst fortan der Meister meiner Schwertschmiede sein."

Von nun an konnte Askolt sich freier bewegen. Oft stand er abends auf dem Mauerwall und schaute versonnen ins Land hinein. Das ver-290 dämmerte über grünen Waldwipfeln, über Tälern und Höhen in die bläuliche Ferne. Nur im Osten standen dunkle Schatten höherer Berghäupter. Aber während die Augen des Germanen verloren ins Weite zu sehen schienen, liefen seine Blicke heimlich und flink über die Dinge in seiner Nähe. Wohl fünf Mannslängen tief stürzte die Burgmauer senkrecht vor 295 ihm hinunter. Ihre Außenwand war aus sorgfältig gefügten Steinblöcken trocken aufgemauert und alle paar Schritte mit fußdicken Stempeln gestützt. An der Innenseite war ein breiter Erdwall angeschüttet, auf dem, durch die hölzerne Brustwehr nach außen geschützt, ein Wehrgang entlanglief. Um die ganze langgestreckte Bergkuppe zog sich diese Mauer herum, 300 und Askolt staunte über die gewaltige Anlage, an der ein ganzes Volk unter dem Zwange eines harten Herrscherwillens viele Jahre geschafft haben mußte. Nach drei Seiten fiel der Burgberg steil zu Tale, und nur die eine Schmalseite senkte sich sanfter. Dort führte der breite Fahrweg zur Burg herauf, und der Aufgang war durch zwei weitere, vorgeschobene 305 Mauern und tiefe Gräben davor gesichert. Für gewöhnlich schien die Burg nur vom Fürsten und den Familien seiner Gefolgsleute bewohnt, die auch die Wachen an den Toren und die Posten auf der Mauer stellten. Aber die zahlreichen leeren Hütten, die sich an dem Mauerwall entlangzogen, ließen darauf schließen, daß die Keltenburg in Zeiten der Not 310 einer ganzen Völkerschaft Zuflucht bieten konnte.

Je gründlicher Askolt die Burganlage kennenlernte, desto schwerer wurde sein Mut. Immer näher rückte der zweite Neumond seit seinem Einzuge hier, und das war der Zeitpunkt, an dem er seine Leute an ver-

abredeter Stelle treffen sollte, um mit ihnen Stunde und Plan für die Eroberung der Burg festzulegen. Mauern und Tore waren so stark und wohlbehütet, daß sie uneinnehmbar schienen. Da entdeckte Askolt eines Tages an der einen Längsseite des Mauerringes, fast verborgen hinter ein paar unbewohnten Hütten, eine kleine Pforte, die mit einer schweren Bohlentür verschlossen war. Jenseits führte ein schmaler Pfad steil abwärts zu den großen Hügelgräbern, in denen die Vorfahren des Burgherrn bestattet lagen. Die Pforte war gewöhnlich unbewacht. Und nur der Mauerposten wanderte auf seinem regelmäßigen Rundgang daran vorbei. Auf diese Entdeckung baute der Schmied seinen Plan. 315 320

Dunkel und windig war die Nacht, als sich Askolt und Inghild in einer leeren Hütte nahe der Mauerpforte verbargen. Eine lange Weile warteten sie regungslos. Dann tönte von fern der Schritt des Postens heran; dicht hinter der Hauswand hörten sie ihn, an der sie lehnten, bis er sich in entgegengesetzter Richtung wieder verlor. Lautlos glitten die beiden aus ihrem Versteck. Mit starkem Arm hob Askolt den schweren Querbalken vor der Tür aus seinem Lager und verschwand durch den geöffneten Spalt. Inghild mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um den Balken wieder vorzulegen. Mit Herzklopfen wartete sie darauf in der Hütte, bis der Schritt der Wache zurückkam und abermals in der Ferne verklang. Dann huschte sie heraus und ins Dorf zurück. Gleichmütigen Gesichts setzte sie sich mit ihrer Spindel in den Kreis der Mägde, die ihre Abwesenheit kaum bemerkt hatten. Aber nachts auf ihrem Lager konnte sie vor Erregung kein Auge schließen. Ehe der Morgen graute, erhob sie sich lautlos von ihrer Streu und eilte fliegenden Schritts zur Hütte an der Pforte zurück. Sie brauchte nicht lange zu warten, da klang aus dem Walde in der Tiefe dreimal der schrille Ruf eines Käuzchens herauf. Wieder ließ sie den Schritt des Postens vorüberwandern und noch einmal zurückkehren. Dann erst hob sie den Balken von der Tür. Draußen stand Askolt, an die Mauer geschmiegt. Stoßweise ging ihm der Atem, aber seine Augen brannten in einem grimmigen Frohlocken. Wenig später stand er wieder in seiner Werkstatt und schwang den Hammer wie sonst. Aber das Schwert, das er diesmal schmiedete, sollte keine Keltenwaffe sein! 325 330 335 340 345

Wieder waren mehrere Wochen ins Land gegangen. Früh mischte der Herbst seine bunten Farben ins dunkle Buchengrün zu Füßen der Burg. Sorgsam hatte Askolt die Tage bis zur Nacht der Entscheidung gezählt. Wenn es nach Tius Willen war, sollte es auch die Nacht der Vergeltung sein! 350

Später als sonst hatte er sich diesmal auf sein Lager geworfen. Reglos ruhte er, alle Sinne ins Dunkel gespannt. Vor dem Kammerfenster zog lichtes Gewölk am halben Mond vorüber, und über den Bergen in der Weite stand das ewige Lied der Wälder. Da hallte von fern, vom Burgtore her, der dumpfe Ton des Wächterhorns herüber. Wie ein geängstigtes Tier brüllte es wieder und wieder durch die Nacht. Im Dorfe nahmen andere Hörner den Weckruf auf und gaben ihn weiter. Die Männer in den Schmiedehütten fuhren aus dem Schlafe auf und griffen nach ihren 355

360 Waffen. Im Laufschritt eilten sie der Tormauer zu. Askolt schloß sich
ihnen an. Durch den inneren und mittleren Mauerring gelangten sie
an den Außenwall. Kampfgeschrei schallte ihnen von dort entgegen. Sie
sprangen auf den Wehrgang hinauf. Der Burgberg draußen wimmelte
von dunklen Gestalten. Speere knallten gegen die Steinwand, Pfeile
365 prasselten in das Flechtwerk der Brustwehr. Immer neue Scharen von
Angreifern tauchten aus der dunklen Tiefe herauf. Balken trugen manche,
um sie über den Graben zu schieben, Baumstämme, um sie an die Mauer
anzulegen. Haß und Hohn schrien die Verteidiger aus ihrer sicheren Höhe
auf die Stürmenden hinunter.

370 Askolt löste sich aus dem Getümmel und glitt zurück. Durch beide
Innentore gelangte er wieder aufs Burgfeld. Haufen nachdrängender
Kelten kamen ihm entgegen, die ihn für einen eilenden Boten halten
mochten. Vor dem Dorfe bog er ab und lief der Stelle zu, wo er die kleine
Pforte wußte. Aber dicht vor dem Mauerwall stutzte er: der Wehrgang
375 an der Pforte war von einer starken keltischen Mannschaft besetzt. Askolt
stand einen Augenblick wie gelähmt: an diesem letzten Hindernis schien
der ganze Plan zu scheitern. Doch gleich darauf hatte er sich gefaßt. Mit
erhobenem Schwert eilte er auf den Mauerwall zu: „Alles zur Verstärkung
nach vorn an die Tormauer!" schrie er hinauf; „der Feind dringt in die
380 Burg ein!" Unschlüssig sahen sich die Kelten an. In der Ferne be-
gannen wieder die Hörner zu rufen; verstärktes Kampfgetöse drang her-
über. Da sprangen die Leute vom Wehrgang herab und eilten davon.
Askolt lief eine Strecke mit, dann tauchte er in die Finsternis zurück. An
der Pforte standen noch zwei Posten. Er sprang sie jäh aus dem Dunkel
385 an, warf den einen mit einem Fußtritt zu Boden, stieß dem andern sein
Schwert in die Brust, warf sich wieder über den ersten und schmetterte ihm
seine Axt über den Schädel. Dann öffnete er die Pforte und spähte in
die Tiefe. Schleichende Schritte kamen den Berg herauf, schattenhaft
tauchten ein paar Gestalten aus der Nacht empor. „Hierher!" rief Askolt
390 mit gedämpfter Stimme. Auf dem Wehrgang in der Nähe wurden kel-
tische Rufe laut, Wächter eilten herzu. Aber sie kamen zu spät. Einen
ehernen Ring bildeten die ersten der eingedrungenen Germanen um die
Pforte, und die gegen ihn ansprangen, sprangen in den Tod. Immer
mehr Krieger quollen durch das Tor herein. Sie ordneten sich zum Keil
395 und stießen, von Askolt geführt, quer durch das Burgfeld zur Tormauer vor.

Hier wogte ein erbitterter Kampf. Wohl war es einzelnen Angreifern
gelungen, von außen her die Burgmauer zu ersteigen, aber sie waren gleich
wieder heruntergeworfen worden. Die Kelten fühlten sich ihres Sieges
sicher. Da traf sie, völlig unerwartet, der Stoß der eingedrungenen Ger-
400 manen in den Rücken. Verwirrt wandten sie sich gegen die neue Gefahr.
Das nutzten die Sturmscharen drunten zu abermaligem Anlauf mit ver-
doppelter Kraft. An vielen Stellen zugleich faßten sie jetzt Fuß auf dem
Mauerwall und drängten ins Burgfeld hinunter. Die Kelten sahen sich
von allen Seiten umfaßt. Zu dichter Masse zusammengekeilt, waren sie

unfähig, sich zu wehren. Die germanischen Schwerter hielten ein erbarmungsloses Gericht. 405

Als das Licht des neuen Tages heraufdämmerte, sammelten vor dem Burgdorf die Führer der Germanen ihre Gefolgschaften. Nun die keltische Königsburg gefallen war, konnte die Besetzung der offenen Dörfer im Hinterlande keine Schwierigkeiten mehr bereiten. 410

Inmitten ihrer Sippengenossen, im Ringe der Schilde und Schwerter, hing Inghild am Halse ihres Vaters und weinte vor Glück. Auch dem Alten waren die Augen feucht. Sanft löste er die Hände der Tochter von seiner Brust und fügte sie in Askolts Rechte. „Eben da ich mein Kind gefunden habe, soll ich es wieder verlieren", schalt er gerührt. „Nimm sie denn hin. Da drüben" — mit einer weiten stolzen Armbewegung wies er nach Süden — „da drüben suchen wir uns zusammen eine neue Heimat!" 415

Auswertung.

Unsere Erzählung führt uns in die „Späte Urgermanische Zeit", in die sogenannte „Eisenzeit" ein. Sie gibt uns Gelegenheit, die vorgeschichtliche Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung des Eisens zu behandeln, ferner die Kelten als südwestliche Nachbarn der Germanen zu kennzeichnen und schließlich die Verschiebung der germanischen Westgrenze in den Jahrhunderten vor der Zeitwende aufzuzeigen.

Wir gehen zunächst auf die **Klimaverschlechterung** ein, die am Beginn unserer Erzählung angedeutet ist. Seit Menschengedenken, so klagen die vom Thing heimkehrenden Bauern[16 f.], sind die Sommer immer kälter und regnerischer geworden. Die Folgen sind für die Landwirtschaft sehr bedenkliche. Der Grundwasserspiegel steigt, die Flüsse führen häufig Hochwasser und treten über ihre Ufer[17]. Saures Gras dringt in die Wiesen ein[18], die Weiden auf den Hochflächen werden zu Hochmooren. Das Vieh findet nicht mehr genug Nahrung. Notschlachtungen sind die unausbleibliche Folge[19]. Hinzu kommt, daß auch der Eichenwald zu kränkeln und abzusterben beginnt[24] und die Eichelmast für die Schweine zurückgeht[23]. An die Stelle der Eiche, die als Schönwetterbaum Jahrtausende lang der nordischen Landschaft ihr kennzeichnendes Gepräge gab, tritt nun die Buche als herrschender Baum eines kühleren und feuchteren Klimas[21].

Auch Weizen und Hirse, seit Urväterzeiten die wichtigsten Getreidearten der nordischen Bauern, wollen nicht mehr recht gedeihen. Man sucht sich zu helfen, indem man in steigendem Maße zum Anbau des anspruchsloseren Roggens übergeht, der in jener Zeit in Nordeuropa bekannt wird. Aber Mißwachs und Nahrungsmittelnot lassen sich dadurch nicht beheben. Der ererbte Lebensraum reicht zur Ernährung der Menschen nicht mehr

aus. Es kommt zu Streitigkeiten um Äcker und Weiden innerhalb der Mark- und Gaugenossenschaften[75 f.], bis sich bald hier, bald dort ein Volk gezwungen sieht, in gewaltsamem Ausgriff über die Grenze sein Siedlungsgebiet auf Kosten der Nachbarn zu erweitern.

Welches die eigentlichen Ursachen dieser Witterungsverschlechterung gewesen sind, wissen wir nicht. Die Forschung hat lediglich feststellen können, daß sie etwa um 800 v. Zw., also am Ende der Bronzezeit, einsetzte und mit gewissen Schwankungen mehrere Jahrhunderte hindurch anhielt. Die Schönwetterzeit, die dem nordischen Menschen seit der mittleren Steinzeit ein verhältnismäßig leichtes und sorgenloses Dasein bereitet hatte, wich einem kälteren Klima, das seinen Tiefpunkt etwa um 500 v. Zw. fand. Die Bauern der norddeutschen Ebenen, die bislang unter den klimatischen Verhältnissen etwa der heutigen Oberrheinischen Tiefebene gesät und geerntet hatten, sahen sich allgemach einer Witterung preisgegeben, die den Bedingungen des heutigen Skandinavien entsprach. Eine klimatische Verschiebung um etwa 4 Breitengrade aber mußte dem gesamten Leben der nordischen Bauernvölker schwere Erschütterungen bereiten. Der gleichmäßige und ruhige Fluß der Urgermanischen Zeit, der im Bronzealter seine heitere Höhe erreicht hatte, lief seinem Ende zu; eine andere Zeit wuchs herauf, die den Völkern andere Schicksale schenkte, ernst und schwer wie der Himmel, der über ihnen hing.

Den veränderten Witterungsverhältnissen mußten sich die Nordleute auch mit ihrer **Kleidung** anpassen. Der leichte, ärmellose Leinenkittel der Stein- und Bronzezeit, der die Beine unbekleidet ließ, war selbst im Sommer nicht mehr warm genug. An seine Stelle trat der mit Ärmeln versehene längere Rock[155], und darunter wurde eine lange Hose getragen, die hinfort für die germanischen Männer zu einem bezeichnenden Kleidungsstück wurde[14]. Auch der Mantelumhang[15], immer noch aus einem Stück gewebt und unter dem Halse durch eine Gewandnadel zusammengehalten[165], wurde jetzt länger und schwerer als in früheren Zeiten.

Vielleicht geschah es nicht zuletzt unter der Wirkung des schlechteren Wetters, daß die nordischen Menschen von der späteren Bronzezeit an auch ihre **Häuser** anders bauten als ehedem. Man konnte sich nicht mehr so viel im Freien beschäftigen, und auch der Aufenthalt im offenen Vorraum des Hauses wurde ungemütlich. So schloß man die Giebelseite mit einer Wand (vgl. die Angaben der vorigen Erzählung!) und gewann auf diese Weise gleichzeitig einen kleineren Innenraum für wirtschaftliche Zwecke.

Zu dieser Zeit hat nun noch ein neues Metall auf die Werkformen und Lebensgewohnheiten der nordischen Völker stark umgestaltend gewirkt. Das **Eisen** ist in der Menschheitsgeschichte zuerst um 1500 v. Zw. in Ägypten feststellbar. Vermutlich ist die Kunst seiner Gewinnung und Verarbeitung in den Ländern des östlichen Mittelmeers entwickelt worden. Von dort ist es über Italien zu den Völkern des Alpengebiets und weiter zu den Germanen gelangt. Das Wort „Eisen" ist illyrischer Herkunft. Es ist aller-

dings nicht ausgeschlossen, daß die nordischen Menschen, deren Bronzeschmiedekunst auf so bewunderungswürdiger Höhe stand, das Eisen aus dem überall vorkommenden Raseneisenstein auch selbständig schmelzen und schmieden gelernt haben.

In der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Zw. stellte der neue Werkstoff im europäischen Norden noch eine Seltenheit dar; er wurde deshalb nur zu kleineren Gegenständen wie Gewandnadeln, Ringen u. ä. verarbeitet. Er hat auch die Bronze nur langsam und nie völlig zu verdrängen vermocht; zum mindesten für die Herstellung von Schmuckgeräten ist diese vermöge ihrer Bildsamkeit und leuchtenden Schönheit dem neuen Metall immer überlegen geblieben[206]. Doch hatte das Eisen den großen Vorzug, daß sein Erz nicht aus fernen Ländern eingeführt zu werden brauchte[195]. So gewann es eine rasch wachsende Bedeutung. Man hat sich deshalb daran gewöhnt, die Zeit von 800 bis zur Zeitwende, in der das neue Metall zum herrschenden Werkstoff wurde, als **„Eisenzeit"** zu bezeichnen. Doch ist diese Zeiteinteilung eigentlich keine ganz zutreffende. Denn das Eisen hat in der Folgezeit an Bedeutung für die Menschheitskultur ja nicht eingebüßt, sondern ständig zugenommen. Und wenn wir bedenken, daß in der Gegenwart fast alle Gegenstände um uns her Eisen enthalten oder zum wenigsten mit Hilfe des Eisens hergestellt worden sind, dann könnten wir unsere heutige Zeit entschieden mit noch mehr Berechtigung als „eisernes Zeitalter" bezeichnen als jene letzten 8 Jahrhunderte v. Zw.

Über die G e w i n n u n g u n d V e r a r b e i t u n g d e s E i s e n s in vorgeschichtlicher Zeit können wir unserer Erzählung mancherlei entnehmen[216 ff.]. Allerdings stellt der Schmelzofen, an dem Askolt in der Keltenburg arbeitet[222], schon eine vorgeschrittene Form seiner Art dar (Abb. 8). Die frühesten Schmelzöfen sahen einfacher aus, bestanden aus kleinen Erdgruben, die mit Lehm und Steinen rundlich übermauert waren. Doch war der Schmelzvorgang selber ungefähr der gleiche. In einem Holzkohlenfeuer wurde das Metall aus dem Erz niedergeschmolzen. Die dabei erzielten Temperaturen waren noch nicht sehr hoch, schwankten zwischen 700 und 1000 Grad. Der eigentliche Schmelzpunkt des Eisens aber liegt erst um 1500 Grad. So konnte man also f l ü s s i g e s Eisen noch nicht erzeugen. Was man gewann, war eine dickliche Masse von teigiger Beschaffenheit, die langsam von der Schlacke abtropfte und sich am Grunde des Ofens als zähflüssige „Luppe" ansammelte. Dieser Schmelzvorgang dauerte etwa 2 Tage und war nach unsern heutigen Begriffen ziemlich unergiebig. Denn der Eisengehalt der übriggebliebenen Schlacken, die als nutzlos weggeworfen wurden, betrug meist noch über 50 %, dagegen war das gewonnene Eisen wieder stark schlackenhaltig. Gußeisen in unserm heutigen Sinne also verstanden die vorgeschichtlichen Schmiede noch nicht zu erzeugen. Alle eisernen Gegenstände, die uns aus jener Zeit überkommen sind, mußten mühsam von Hand geschmiedet werden[235 f.]. Das ist dann übrigens noch 2 Jahrtausende so geblieben. Eigentlich flüssiges Eisen herzustellen, ist erst im 18. Jahrhundert mit Hilfe der neuzeitlichen Hoch-

öfen gelungen, die mit entgaster Steinkohle (Koks) geheizt werden und in denen durch Zufuhr von vorgewärmter, stark sauerstoffhaltiger Luft die nötige Hitze erzeugt wird. Unser heutiges „Zeitalter der Maschinen“ ist also ein Ergebnis erst dieser neuen Kunst der Eisenaufbereitung, zu der die vorzeitlichen und mittelalterlichen Menschen nach dem Stande ihrer Schmelzofentechnik noch nicht fähig waren.

Um so mehr müssen wir die Kunst der vorzeitlichen Eisenschmelzer bewundern, die bereits ein Verfahren erfunden hatten, an dem zwei Jahrtausende kaum etwas zu verbessern wußten. Und nicht minder anerkennenswert ist die Fertigkeit der nordischen Eisenschmiede, die das spröde Metall mit unzureichendem Werkzeug ihrem gestaltenden Willen gefügig zu machen verstanden. Das war freilich damals ein außerordentlich langwieriges Verfahren. Das unreine Eisen mußte unzählige Male im Schmiedefeuer geglüht[236], im kalten Wasser abgeschreckt[271] und mit den schweren Handhämmern bearbeitet werden[237], bis es von der ihm anhaftenden Schlacke befreit war[240]. Dabei nahm es dann gleichzeitig so viel an Kohlenstoffgehalt an, daß das weiche Schmiedeeisen langsam zu hartem Stahl wurde[272]. Doch werden die damals erzeugten Waffen nicht immer unsern heutigen Ansprüchen genügt haben. Es ist uns überliefert, daß die Krieger nach dem Kampf ihre verbogenen Eisenschwerter (Abb. 5) oft wieder gerade richten mußten. Und doch waren alle Eisenwaffen kostbar, gute Schwertklingen vor allem ein viel beneideter Besitz. Sänger trugen ihren Ruhm durch die Lande, und ihre Eigentümer gaben ihnen Namen wie lebenden Wesen und hielten sie hoch in Ehren[247]. Kein Wunder, daß kunstvolle Schwertschmiede sehr gesucht waren, und daß der Volksglaube ihnen oft übernatürliche, geheimnisvolle Fähigkeiten zuschrieb[249]. Manche alte Schwert- und Schmiedesage, wie das Wieland- und Nibelungenlied, weiß heute noch davon zu berichten.

Tüchtige Eisenschmiede waren auch die südlichen Nachbarn der Germanen, und zwar nicht nur die Illyrer, die wir in der vorigen Erzählung kennenlernten, sondern auch die **Kelten**, mit denen wir in unserer neuen Erzählung Bekanntschaft machen. Wir hörten von ihnen schon früher einmal, als wir von den indogermanischen Wanderzügen sprachen. Damals erfuhren wir, daß gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Zw. ein Teil der auswandernden thüringischen Schnurmusterleute nach Südwestdeutschland gezogen war und sich der dort ansässigen Vorbevölkerung als Herrenschicht aufgelagert hatte. Beide Bevölkerungsteile verschmolzen miteinander, und auf diese Weise entstanden im 2. Jahrtausend die Urkelten, also zu derselben Zeit und auf ähnliche Weise, wie nördlich von ihnen die Urgermanen entstanden sind. Die Hinterlassenschaft dieser frühen Kelten ist heute noch in der Kultur der sogenannten „süddeutschen Hügelgräberbronzezeit“ erkennbar; sie umfaßt das Gebiet von Ostfrankreich bis zum Bayrischen Wald und vom Nordrande der Alpen bis nach Kassel. Hier also haben die Urkelten Jahrhunderte hindurch als friedliche Bauern gelebt. Ihre am weitesten nach Norden vorgeschobenen Teile kamen in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Zw. (also in der „Hallstattzeit“) mit den Germanen

in Berührung, die während dieser Zeit stetig nach Südwesten drängten und etwa um 500 v. Zw. die Gegend des heutigen Siegerlandes erreichten. Zu dieser Zeit (also zu Beginn der sogenannten „La Tène-Zeit“) spielt demnach unsere Erzählung.

Stellen wir nun alles das zusammen, was wir unserer Erzählung über die Kelten und ihre Lebensweise entnehmen können! Da erfahren wir zunächst von einem mächtigen keltischen Gauhäuptling[147 f.]. Er ist der „Herr des Eisens“, der unserer Geschichte ihren Namen gegeben hat. Schon hier fällt uns ein Unterschied zu den germanischen Verhältnissen auf. Denn die Germanen lebten miteinander als freie Bauern. Einer hatte so viel Rechte wie der andere; und die Häuptlinge, die ihren Sippen- und Völkerschaftsverbänden vorstanden, hatten zwar mancherlei Pflichten (so mußten sie die Dorf- und Gerichtsversammlungen leiten und im Kriege die bewaffnete Mannschaft ihres Gebietes sammeln und dem Heere zuführen), aber viel mehr Rechte als die übrigen Bauern hatten sie nicht. Die keltischen Gaufürsten dagegen herrschten eigenmächtiger über ihrem Land. Wir erkennen das noch heute an den Überresten der starken Burgen, die sie sich von ihren Untertanen bauen ließen, und an den riesigen Grabhügeln[320], die ihnen meist in der Nähe ihrer Herrschaftssitze errichtet wurden und die ebenfalls gewaltige Arbeitsleistungen darstellen. Die Burgen lagen gewöhnlich auf hohen kahlen Bergkuppen[125] und waren durch Mauern und Tortürme[127] und an weniger steilen Stellen meist noch durch weitere Mauerringe mit Gräben davor geschützt[304]. Sie waren also starke Verteidigungsanlagen, und die Germanen haben sie in vielen Fällen auch nicht mit stürmender Hand genommen, sondern in den Tälern seitwärts herum umgangen, so daß die Kelten sie notgedrungen schließlich von selber räumen mußten.

Eine ganze Kette solcher Burgen zog sich südlich der Sieg auf den Nordhöhen des Westerwaldes entlang, also in der Gegend, in der unsere Erzählung spielt. Ihre weiten Wallringe sind heute noch im Gelände erkennbar. Am bekanntesten ist die von Rittershausen, 15 km nördlich Dillenburg. Diese Burgen sollten dort die Grenze gegen die andrängenden Germanen sichern, vor allem aber das dahinterliegende Land schützen, in dem sich viel wertvolles eisenhaltiges Gestein fand (und heute noch findet). Denn die Keltenfürsten jener Gegend waren nicht nur „Landesherren“, sie waren auch Besitzer von Eisengruben, Schmelzhütten und Schmieden, also „Großindustrielle“ in unserm heutigen Sinne[209]. Reste von Eisenschmelzöfen innerhalb einer Burgumwallung sind z. B. in Rittershausen gefunden worden. Der Reichtum dieser keltischen Gaufürsten und der Prunk ihrer Hofhaltung geht aus den vielen schönen Waffen und Schmuckgegenständen aus Eisen, Bronze und Gold hervor, die man bei ihren Leichen unter den großen Grabhügeln fand. Sie sind z. T. auf kunstvolle Weise und in verschwenderischer Pracht mit Tier- und Menschengestalten geschmückt und vermutlich von besonderen „Hofschmieden“ eigens für den Gebrauch des Fürsten angefertigt worden (Abb. 2). Oft mögen hier vom Auslande her eingewanderte Meister am Werke gewesen sein, denn bei vielen

ihrer Arbeiten, ihren Schalen, Ringen und Zierstücken, glaubt man griechische oder skythische Einflüsse zu erkennen.

Gegenüber diesem Keltenprunk, der für die sogenannte „La Tène-Zeit" bezeichnend ist, erscheint die gleichzeitige germanische Werk- und Lebensweise, nach den Funden aus norddeutschem Gebiet zu urteilen, dürftiger. Aber es wäre verkehrt, wenn man — wie vielfach geschehen — daraus schließen wollte, daß die durchschnittliche Lebenshaltung des ganzen germanischen Volkes ärmlicher und roher gewesen sei als die seiner südlichen Nachbarn. Richtig ist vielmehr, daß die Germanen so starke gesellschaftliche Unterschiede zwischen Fürsten und Untertanen, wie sie bei den Kelten bestanden, nicht gekannt haben, sondern daß sie als schlichte, aber freie Bauern dahinlebten wie ihre Väter und sich damit zufrieden gaben, den Gegenständen ihres täglichen Gebrauchs einfache und klare Zweckformen zu geben.

Wir erkennen diese sachliche und vernünftige Gestaltgebung an all den zahlreichen Gegenständen, die uns aus der germanischen Eisenzeit erhalten sind: an den Schwertern[201], Dolchen, Äxten, Lanzenspitzen[202], Schildbuckeln und -beschlägen[203], aber auch an Schmuck- und Gebrauchsgeräten wie Arm-, Bein- und Halsringen, Nadeln, Fibeln[205] und Messern, ja sogar an den Gerätschaften zur Körperpflege wie Rasiermessern (Abb. 4), Haarzangen (Abb. 3), Ohrlöffeln, Kopfkratzern und ähnlichem. Übrigens weisen viele Gegenstände aus keltischen Werkstätten ganz ähnliche Formen auf, so daß es dem Vorgeschichtsforscher nicht immer ganz leicht fällt festzustellen, ob seine Funde germanischer oder keltischer Herkunft sind. Ein echt keltischer Männerschmuck aber war der „Wendelring"[159, 208], so genannt, weil er oft aus einem gedrehten Bronzestab hergestellt wurde; er ist um den Hals getragen worden, war gewöhnlich an einer Seite offen und besaß hier petschaftartig verdickte und verzierte Enden (Abb. 1). Was ferner die keltische Kultur von der gleichzeitigen germanischen besonders deutlich unterschied, das waren ihre Grabgebräuche. Denn die Kelten pflegten ihre Toten regelmäßig zu bestatten noch zu einer Zeit, in der bei den Germanen schon die Leichenverbrennung allgemein üblich geworden war.

Alle die oben erwähnten Gegenstände kommen in den verschiedensten Formen vor, wie Gewohnheit oder Zeitmode sie vorschrieben. Aber weil die Mode damals doch noch nicht so rasch wechselte wie heutzutage, kann der Forscher jetzt in vielen Fällen auf Grund der bloßen Gestalt der Gegenstände bestimmen, aus welcher Zeit sie stammen. Im Schulunterricht werden wir auf die eisenzeitliche Formenlehre nicht näher eingehen. Aber vielleicht bietet sich bei einem Museumsbesuch Gelegenheit, die Schüler etwa auf die Entwicklung der eisenzeitlichen Gewandnadel aufmerksam zu machen. Dann kann man auch Begriffe wie „Hallstatt-" und „La Tène-Zeit" einführen, von denen die erstere die frühe Eisenzeit bis 500 und die letztere die späte Eisenzeit bis zur Zeitwende umfaßt. Freilich sind diese Namen gerade für die Kennzeichnung von Werkformen des nordischen Kreises schlecht zu gebrauchen, weil sie von nichtgermanischen (illyrischen bzw. keltischen) Fundorten abgeleitet sind. Deshalb hat sich

die im „Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte" geeinte Vorgeschichtsforschung neuerdings entschlossen, für die nordischen Lebensstufen andere Bezeichnungen zu verwenden, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden.

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf die weiteren Schicksale der Kelten während des letzten Halbjahrtausends v. Zw.! Gerade in dieser Zeit erlebte das Keltenvolk in einem kurzen glänzenden Aufstieg den Höhepunkt seiner ganzen Geschichte. Vielleicht waren es die mächtigen keltischen Gaufürsten, die ihre Krieger, die bislang seßhafte Bauern gewesen waren, zu so weiten Wanderungen und kühnen Waffentaten aufriefen und mitrissen. Ein erster derartiger Zug ging um 500 v. Zw. vom östlichen Frankreich aus in den Südwesten und Süden des Landes und schließlich über die Pyrenäen nach Spanien hinein, auch über das Meer nach England hinüber. Überall setzten sich die Kelten als Herren über die unterworfenen Vorbewohner jener Gebiete, die damit zum erstenmal in der Geschichte eine Zufuhr indogermanischen, also nordischen Blutes erhielten. Wenig später brechen andere keltische Stämme über die Alpen in Oberitalien ein und erobern schließlich (387 v. Zw.) sogar Rom, das sich mit schwerem Lösegeld loskaufen muß. Dabei geschah es, wie die Sage erzählt, daß der Keltenkönig beim Abwiegen des Goldes höhnisch zuletzt sein Schwert noch mit als Gewicht auf die Waagschale warf: „Wehe den Besiegten!" Ungefähr gleichzeitig drangen andere keltische Scharen in Schlesien und Böhmen ein. Hier wurde der keltische Stamm der Bojer ansässig. „Bojohaimum" (Böhmen) = Heim der Bojer heißt das Land noch bis auf den heutigen Tag.

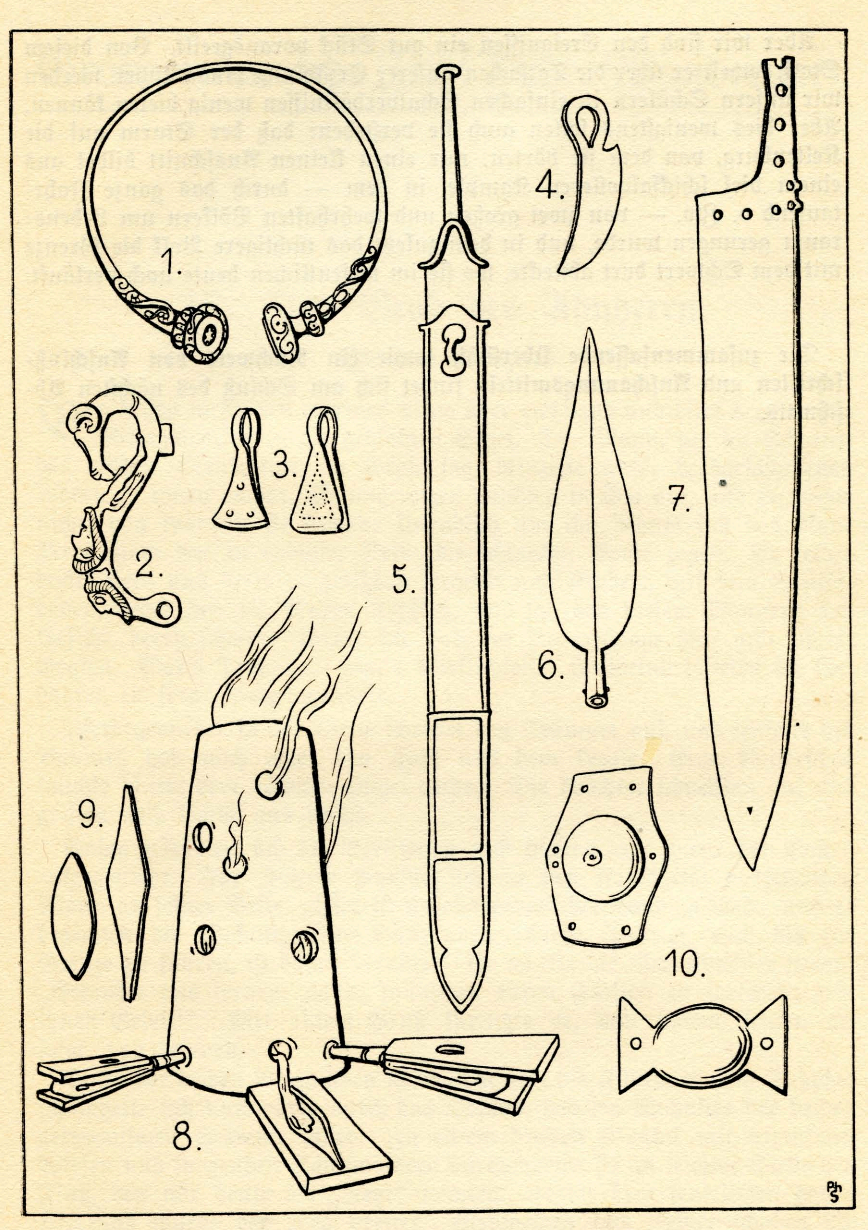
Immer weiter stießen die streitbaren Keltenscharen nach Osten vor. Aus Österreich verdrängten sie die Illyrer, die dort noch wohnten und deren Reste nun in den westlichen Bergen der Balkanhalbinsel Zuflucht suchten (vgl. S. 91). Keltische Stämme werden in Ungarn seßhaft und prallen bald danach auf das starke makedonische Reich Alexanders des Großen auf. Der hat einmal, so wird erzählt, ein paar keltische Gesandte zu Tisch geladen. „Was fürchtet ihr am meisten?" fragt er seine Gäste und erwartet natürlich, daß sie ihm seinen eigenen Namen nennen. Aber „Nichts, als daß vielleicht der Himmel einfallen könnte", antworten ihm die trotzigen Gesellen. Ein keltischer Wandertrupp wird sogar bis nach Kleinasien verschlagen und gründet dort den Stammesverband Galatien, in dessen Bezeichnung der Name der Kelten noch erkennbar ist. Der „Brief des Paulus an die Galater" hat den Namen bis heute lebendig erhalten.

Das waren gewaltige Räume, über welche die keltischen Wanderungen hinweggingen. Aber alle diese Wanderscharen, die sich vom angestammten Heimatboden und vom Blut ihrer Volksgemeinschaft lösten, um in der Ferne ein trügerisches Glück zu suchen, erlitten am Ende das gleiche Schicksal wie zwei Jahrtausende früher die indogermanischen Auswanderer und in der Folgezeit so viele germanische Stämme: sie wurden von überlegenen Feinden doch schließlich einmal zusammengehauen oder gingen in fremdem Blute unter. Die keltischen Stämme aber, die Frankreich er-

obert und sich dort einen wenigstens lockeren Zusammenhang mit dem alten Volksboden bewahrt hatten, gingen in erschreckend kurzer Zeit in der sie überfremdenden römischen Kultur auf. In nur acht Jahren (58 bis 50 v. Zw.) hat Caesar alle keltischen Stämme im heutigen Frankreich — „Gallier" nannten sie die Römer — unterworfen, indem er sich ihre Uneinigkeit zunutze machte und einen Gaufürsten immer gegen den andern ausspielte. Schon stand er am Rhein und gedachte, die sieggewohnten römischen Feldzeichen auch ins jenseitige Land hineinzutragen, da stieß er auf ein anderes Volk: auf die Germanen, die ihm an dieser Stelle Halt geboten. Sie waren äußerlich von den Kelten wenig verschieden, waren hochgewachsen und hellfarbig wie jene, und auch ihre Bewaffnung war von ähnlicher Art. Aber wir erleben hier wieder einmal ungemein eindrucksvoll, daß es die Rassen*seele* ist, die geschichtsbildend wirkt. Und so ist denn die Grenze zwischen Germanen und Kelten, wie sie damals bestand, auch zur Grenze zwischen Germanen und Römern geworden.

Es hätte leicht anders kommen können. Wenn zu Caesars Zeit rechts vom Rhein noch keltische Stämme gesessen hätten wie durch zwei Jahrtausende vorher, dann wäre der römische Siegeszug aller Wahrscheinlichkeit nach erst in Ostdeutschland zum Stehen gekommen. Aber inzwischen hatte sich das völkische Bild im Südwesten Deutschlands entscheidend geändert. Die Kelten hatten ihr Siedlungsgebiet zwischen Rhein und Saale allmählich vor den unablässig südwärts vorstoßenden Germanen räumen müssen. Sie hatten das nicht widerstandslos getan. Eine neue Kette von Sperrburgen hatten sie errichtet, die sich vom Hunsrück über Taunus und Rhön bis zu den Höhen südlich des Thüringer Waldes herüberzog. Im Altkönig bei Homburg und in dem Kleinen Gleichberg bei Römhild unweit Hildburghausen erkennen wir heute noch die mächtigsten dieser Wehranlagen. Aber sie haben den germanischen Ansturm doch auf die Dauer nicht aufhalten können. Immer stärker drängten vom Norden, hauptsächlich in den Flußtälern entlang, die Germanen heran. Und im 3. Jahrhundert v. Zw. stießen auf einmal noch andere germanische Wanderscharen von Nordosten her, aus den Gebieten an der mittleren und unteren Elbe, quer durch keltisches Land nach Westen vor. Sie brachen nicht durch die neue keltische Sperrburgenkette hindurch, sie zogen nördlich an ihr entlang bis zum unteren Main, nahmen die fruchtbare Oberrheinische Tiefebene in Besitz und von hier aus auch das Land östlich davon zwischen Main und Donau, das die keltischen Einwohner, nach Süden in die Alpen ausweichend, eilends vor ihnen räumten. Diese kühnen germanischen Eroberer waren vom Stamm der Schwaben, die damit das Verdienst haben, dem Südwesten Deutschlands eine neue Zufuhr nordischen und diesmal nun schon germanischen Bluts geschenkt zu haben. Sie haben ihre neue Heimat nicht wieder verlassen; treu haben sie zu ihrer eigenen Art gestanden auch durch das lange schwere Vierteljahrtausend hindurch, in dem ihnen der römische Zwingherr im Lande saß. Sie haben zuletzt das fremde Joch wieder abgeschüttelt und die Wacht an des Reiches Grenze gehalten bis auf den heutigen Tag.

Tafel 9. **Ältere Eisenzeit** (zur Erzählung: Der Herr des Eisens).



1. **Keltischer Halsring** 1/3. — 2. **Keltische Prunkfibel** 1/3. — 3. **Haarzangen** 1/4. — 4. **Rasiermesser** 1/4. — 5. **Zweischneidiges Langschwert** 1/8. — 6. **Keltische Lanzenspitze** 1/8. — 7. **Keltische Hiebmesser** 1/8. — 8. **Eisenschmelzofen.** — 9. **Roheisenbarren.** — 10. **Keltische längliche Schildbuckel** 1/8.

Aber wir sind den Ereignissen ein gut Stück vorausgeeilt. Von diesem Stoff, soweit er über die Tatsachen unserer Erzählung hinausführt, werden wir unsern Schülern in einfachen Schulverhältnissen wenig bieten können. Aber dies wenigstens sollen auch sie verstehen: daß der Sturm auf die Keltenburg, von dem sie hörten, nur einen kleinen Ausschnitt bildet aus einem viel schicksalvolleren Kampfe, in dem — durch das ganze Jahrtausend v. Zw. — von zwei großen und wehrhaften Völkern um Lebensraum gerungen wurde, und in dem zuletzt das tüchtigere Volk die Grenze mit dem Schwert dort absteckte, wo sie im wesentlichen heute noch verläuft.

Die **zusammenfassende Übersicht**, sowie ein **Nachweis von Anschlußschriften** und **Anschauungsmitteln** findet sich am Schluß des nächsten Abschnitts.

Großgermanische Zeit (Ältere Wanderzeit).

10. Das Grab des Ahnherrn.

(Jüngere Eisenzeit.)

Von Osten wehte ein warmer Wind über das Land und blies den weißen Mittagswolken in die geblähten Segel. Der Mann, der im Schatten des wilden Birnbaums im Grase lag, blinzelte unter halbgeschlossenen Lidern zu ihnen empor. Erinnerungen wuchsen in ihm auf, und er wußte nicht, von wannen sie kamen: Unendlich um ihn dehnte sich das blaue 5 Meer, über das in endloser Reihe die schlanken Boote zogen. Er selber hockte klein und verloren zwischen Frauen und Kindern auf dem Schiffsboden, gegen den die Wellen klopften, und sah den vielen Männern ins Gesicht, deren schwere Körper im Takt der Ruderschläge hin- und widerwogten. War's Traum — war's Wirklichkeit? Grübelnd tasteten die Ge- 10 danken in ferne Vergangenheit.

Pferdegewieher in der Weite schreckte den Träumer auf, und jenseits des Baumes hob noch einer den Kopf aus dem Grase. Eine Reiterschar tauchte hinter dem nächsten Hügel empor. Die Wächter schnellten auf und griffen nach Schild und Lanze. 15

Ruhig näherten sich die Berittenen und hielten, als ihnen der Posten entgegentrat. Ihr Führer wandte sich an den fremdartig aussehenden Mann an seiner Seite: „Hier ist unser vandalisches Land zu Ende, und es beginnen die Wohnsitze der Burgunden. Mein Auftrag, euch bis zur Grenze zu führen, ist damit beendet.“ Er winkte die Grenzwächter heran: 20 „Gesandte aus fernem Lande wünschen euren Fürsten zu sprechen; gebt ihnen Geleit!“ Mit einem Gruß sprengte er, von seinen Leuten gefolgt, von dannen.

Einer der beiden Burgunden übernahm nun die Führung. Ein Fußpfad schlängelte sich nordwärts durch das Ödland, das die Wohnsitze der beiden 25 germanischen Stämme schied. In einem breiten Flußtal mit sumpfigen Wiesen und wogenden Schilfwäldern durchquerten sie an seichter Stelle den Fluß, den wir heute die „Netze“ nennen. Hinter dem jenseitigen hohen Uferrand wurde der Weg breiter. Viehweiden und Felder schoben sich heran, und aus der Ferne grüßten zuweilen die strohgedeckten Häuser 30 dörflicher Siedlungen. Die Strahlen der Sonne fielen schon schräg, als vor ihnen, in einer weiten, fruchtbaren Talmulde, eine stattliche Ortschaft auftauchte.

Gerimunt, der Fürst des Burgundengaus, stand unter seinen Knechten
35 auf dem Felde und half mit starkem Arm die letzten Roggengarben auf
die Wagen laden. Verwundert blickte er auf, als die Reiter sich näherten
und vor ihm absaßen. Ein hochgewachsener Mann von adliger Haltung
trat auf ihn zu. Er trug das Haar in germanischer Weise nach der rechten
Seite herübergekämmt und hier zu einem Knoten gebunden. Aber unge=
40 wöhnlich wirkte der kurze dunkle Bart, der das bräunliche Gesicht um=
rahmte. Germanisch war auch die Kleidung des Fremden: der Ärmelrock,
die lange, von einem Leibgurt gehaltene Hose und die ledernen Gitter=
schuhe. Aber fremdartig wieder war das viereckige Mäntelchen, das ihm
auf den Schultern hing und über Brust und Rücken in eine längliche
45 Spitze auslief.

„Wir kommen aus weiter Ferne und haben Botschaft an den Fürsten
des Landes", sagte der Fremde. Gerimunt hob die Hand zum Gruß: „Seid
willkommen im Lande der Burgunden, willkommen auch in meinem Hause,
dessen Gäste ihr seid, so lange es euch beliebt!" Er leitete die Ankömmlinge
50 zu dem Fahrweg hinüber, der nach dem Dorfe führte.

„Ich hoffe, ihr habt eine gute Reise gehabt?" erkundigte sich der Fürst
höflich. — „Wir zogen zuletzt durch das Land der Vandalen", erwiderte
der Fremde; er sprach eine germanische Mundart, aber mit fremdem
Klang in der Stimme; „ihre Fürsten haben uns freundlich von Gau zu
55 Gau geleitet bis an die Grenze ihres Landes." — „Bringt ihr gute Kunde
von unsern Nachbarn?" fragte der Fürst. — „Trauer herrscht drüben in
Höfen und Hütten", gab der Fremde zur Antwort; „böse Nachrichten
brachten Händler aus dem Süden. Die Kimbern und Teutonen, die die
Vandalen ihre Brüdervölker nennen, sind in blutigen Schlachten von den
60 Römern geschlagen worden. Selbst Frauen und Kinder hat der grausame
Feind nicht verschont. Die wenigen, die dem Schwerte entrannen, dienen
jetzt als Hörige unter harten Herren."

Betroffen blickte der Fürst den Sprecher an, sorgenvoll senkte er das
Haupt. „Es ist das Schicksal der Völker, die ihre Heimat verloren", sagte
65 er bekümmert. „Noch nicht ein Menschenalter ist es her, da saßen die
Kimbern und Teutonen mit den Vandalen zusammen gegen Mitternacht
auf grünem Lande zwischen Nord= und Ostmeer. Seit Urväterzeiten saßen
sie da, bis eines Tages die See zornig ward und brüllend zum Land herauf=
gestiegen kam. Sie schluckte die Dörfer und fraß die Menschen. Da gingen
70 zuerst die Kimbern und Teutonen auf ihre Schiffe und fuhren gen Morgen
und Mittag, bis sie eine neue Küste schauten. Auf dem Oderstrome
ruderten sie landeinwärts, und als das Jahr sich neigte, stiegen sie an
Land und bauten ihre Winterhütten. Im Frühjahr säten sie ein dürftig
Korn, ernteten im Sommer und wanderten danach mit Weibern und
75 Kindern längs des Stromes weiter. Von den Keltenvölkern, die am Wege
wohnten, erbaten sie Ackerland, aber mit dem Schwerte wies man sie ins
Elend. Da kamen sie zuletzt an den Rand der hohen Schneeberge im
Mittag, hinter denen das Volk der Römer wohnt. Auch hier warben sie
um Freundschaft und Land zum Siedeln, aber die fremden Statthalter

antworteten ihnen mit Hohn und Betrug. Da ergrimmten die Fahrenden; 80
sie forderten die römischen Heere zum Kampf, und Odin schenkte ihren Waffen stolze Siege. Als die Kunde davon in die alte Heimat kam, litt es auch die Vandalen nicht länger in ihren zerstörten Wohnsitzen, und sie fuhren ihren Brüdern auf demselben Wanderwege nach in die Fremde. Sie übten Vergeltung an den keltischen Völkern, die den Kimbern und 85
Teutonen den Durchzug verweigert hatten, vertrieben sie mit dem Schwerte aus ihren Dörfern und verteilten das Land unter ihre Hundertschaften. Wenige Sommer ist das erst her, und seitdem sind Vandalen und Burgunden Nachbarn geworden."

Der Fremde hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. „Ge- 90
waltiges ist hier geschehen, wovon die Kunde nur undeutlich zu uns in die Ferne drang", sagte er bewundernd; „und vieles sollst du mir noch erzählen, damit ich unsern Kriegern daheim vom Schicksal der Völker berichten kann."

Die Männer hatten inzwischen das Dorf erreicht und betraten den in 95
seiner Mitte gelegenen ansehnlichen Herrenhof. Der Fürst selber geleitete die Fremden zum Gästehaus hinüber und kümmerte sich um ihr Wohlergehen. Als der Abend sank, wurde in der großen balkengestützten Halle des Herrenhauses auf dem niedrigen Steinherd ein Feuer entzündet, und der Hausherr rückte die schweren, kunstvoll aus Eiche geschnitzten Sessel 100
heran. Dann betraten die Gäste den Raum; feierlich näherte sich ihr Führer dem Fürsten: „Hariogaud, König der Basternen, entbietet dem Fürsten der Burgunden durch mich, Sindulf, seinen Gefolgsmann, Gruß und Freundschaft! Er bittet dich, mit Gunst die Geschenke anzunehmen, die er seiner Schatzkammer für dich entnommen hat." 105

Der Gesandte winkte seinen Begleitern, die einen mitgebrachten Beutel öffneten. Eine flache silberne Schale mit breitem, reichverziertem Rand kam zum Vorschein, dazu ein silberner Becher von ähnlicher Arbeit auf schlankem Fuß, ein Dolch in reichgeschmückter Scheide, ein goldner Armreif und ein paar kunstvoll gearbeitete Gewandnadeln aus edlem Metall. 110
Erfreut betrachtete der Fürst das kostbare Gerät und wunderte sich über die erhabenen Tiergestalten, die Löwen, Panther und Hirsche, die darauf ein seltsam verschlungenes Spiel trieben. „Griechische Goldschmiede haben die Sachen gearbeitet", erklärte Sindulf; „ihre Kunstfertigkeit ist in den Ländern des Südens weit berühmt." 115

Der Fürst blickte den Fremden forschend an. „Gern würde ich die Geschenke annehmen", sagte er zögernd, „wenn ich wüßte, womit ich die Freundschaft des Königs der Basternen verdienen kann." — „Eine Botschaft haben wir an dich und eine Bitte, die du uns leicht erfüllen wirst", versetzte der Gesandte; „laß mich berichten!" 120

Die Männer nahmen rings um das Feuer Platz. Eine Weile schwieg der Fremde. Sinnend sah er dem Rauche nach, der sich kräuselnd unter dem Dachbalken entlangzog und durch das Firstloch über der Tür seinen Ausweg fand. Dann begann er:

„Weit ist der Weg von den Basternen zu den Burgunden. Dreimal sahen wir auf unserm Ritt den Mond voll werden. Und doch führte uns der Weg in die alte Heimat unseres Volkes zurück. Denn hier, wo jetzt Burgunden und Vandalen siedeln, waren vor vielen Menschenaltern die Wohnsitze der Basternen. Wo der Weichselstrom sich in das Ostmeer ergießt, saßen die Ahnen ihrer stolzen Geschlechter, und alte Mären unseres Volkes künden von einer glücklichen Zeit, da die Götter die Erde segneten, daß sie vielfältig Frucht trug, die Herden wuchsen und die Menschen sich mehrten. Ihre Jungmannen und Mädchen aber zogen in jedem Frühling wagefroh über die Grenze, rodeten neues Land und bauten ihre Dörfer dem Mittag entgegen bis hin zu jenen Bergen, die im Munde der Kelten Sudeten heißen. Aber es kam eine Zeit, da die Gnade der Götter von ihnen wich, da die Sommer naß und kalt wurden und dem Korn nicht mehr Zeit zur Reife ließen. Hungersnot und Viehsterben trieb die Bauern zu Verzweiflung und schlimmer Tat. Da kam die Kunde zu ihnen von Ländern im fernen Mittag, in denen eine goldene Sonne auf glückliche Menschen schien und viel fruchtbares Ackerland noch auf neue Siedler wartete. Und die Basternen luden ihre Habe auf die Wagen, setzten Frauen und Kinder darauf, trieben ihr Vieh zusammen und zogen mit dem Brudervolk der Skiren aus, diese Länder zu suchen. Viele Jahre waren sie unterwegs. Wo man ihnen den Durchzug verwehrte, bahnten sie sich mit dem Schwerte den Weg; wo man sie freundlich aufnahm, ließen sie sich nieder, brachten ihr Saatkorn in die Erde und siedelten zusammen mit den fremden Völkern. Aber immer wieder trieb die Wanderlust sie auf, das lockende Land im Mittag zu suchen. Doch die Alten, die ausgezogen waren, starben und wurden am Wege begraben, und die Knaben wurden zu Männern. Da kamen sie zuletzt an die Küste des Schwarzen Meeres, wo ein flinkes Volk in großen Städten mit steinernen Häusern wohnt. Heiß scheint da die Sonne einen hellen Sommer lang vom immer blauen Himmel herab, und schwer wogt der Weizen über schwarzer fruchtbarer Erde. Da meinten die Fahrenden, dies könnte das Land wohl sein, das zu suchen sie ausgezogen waren, und sie erzwangen sich Wohnsitze unter den griechischen Bauern und schufen sich eine neue Heimat. Hundert Jahre sind seitdem vergangen; aus wandernden Kriegern sind wieder seßhafte Bauern geworden. Aber immer noch singt das Volk die Heldenlieder seiner Wanderzeit, da jeder Tag die Männer zu neuen Taten rief."

Der Fremde schwieg. Gerimunt hob den Blick aus der Glut: „Glücklich ein Volk, das Schwert und Pflug gleich gut zu führen weiß, und glücklich ein König, der einem so tüchtigen Volk gebietet!" Das Gesicht Sindulfs wurde ernst: „Wohl ist König Hariogaud ein gewaltiger Fürst; reiche Herrscher benachbarter Völker senden ihm Geschenke und suchen seine Freundschaft. Noch nicht lange ist es her, daß selbst Mithridates, der stolze König des pontischen Reiches, ihn um Waffenhilfe gegen die Römer bat. Aber ein Kummer zehrt am Herzen Hariogauds: er ist der letzte seines Geschlechts, und seine beiden Söhne sind nicht würdig der Nachfolge; siech sind sie am Körper und blöde von Geist. Da fragte der König die Priester

seines Volkes, womit er sein Unglück verschuldet habe. Die warfen die Stäbe und lasen die Runen und kündeten ihm solchen Spruch: „Der Segen deines Ahnherrn ist von dir gewichen, weil Könige und Krieger in der Wanderzeit sich mit fremdem Volke mischten und ihre Kinder unreinen Blutes sind!“ 175

Als der König den Spruch der Weisen vernahm, wurde sein Herz dunkel vor Kummer. Drei Tage und Nächte blieb er allein mit sich und nahm nicht Speise noch Trank. Dann aber ließ er mich vor sein Antlitz rufen und sprach zu mir: „Die besten Pferde aus meinem Stall will ich dir geben und die treuesten Mannen aus meinem Gefolge und Silber und 180 Gold aus meiner Kammer. Damit sollst du die weiten Wege reiten, die unser Volk einst herwärts zog, bis du in seine alte Heimat kommst. Dort sollst du das Grab meines Ahnherrn suchen und die Urne mit seiner Asche heben und sollst sie hergeleiten in mein Reich. Ich will ihr hier ein neues Grabmal errichten, daß der Ahn wieder unter seinen Enkeln wohnt 185 und seine Sippe segnet und mir sagt, was gut und böse ist.“

Teilnahmsvoll hatte der Fürst zugehört, aber nun blickte er den Gesandten verwundert an: „Groß ist unser Land und die alte Heimat deines Volkes; wie willst du das Grab hier finden, das du suchst?“

„So sprach ich auch zu Hariogaud“, versetzte der Fremde, „und er 190 antwortete mir: Es lebt in unsrer Königssippe eine alte Sage, die vom Vater auf den Sohn gekommen ist: Wo die Wasser der Weichsel ihren Lauf nach Norden richten, da liegt am Knie des breiten Stromes ein großes Dorf von unsern Volksgenossen, die nicht mit ausgewandert sind, weil sie das Land und die Gräber ihrer Ahnen nicht verlassen wollten. 195 Dort ruht an hoher Stelle unter drei alten Eichen der Ahnherr unseres Geschlechts. Du mußt das Grab finden und die Urne sorglich hegen, weil in deinen Händen das Glück meines Hauses liegt!“

Der Fürst hatte mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Nun sagte er lebhaft: „Ich kenne das Dorf am Weichselufer, von dem du sprichst! Als 200 mein Volk einst von der Insel Burgundarholm, die heut noch unsern Namen trägt, auf seinen Schiffen übers Meer gefahren kam, war ich noch ein Kind. Aber ich weiß, daß wir das Land hier leer fanden von Menschen, und daß zerstreut nur Leute siedelten, die davon sprachen, daß sie den Boden ihres Volkes hüteten, das in die Fremde gefahren sei. Andere Gebräuche 205 hatten sie als wir, und wo sie noch in Dörfern zusammensaßen, da hielten sie sich fern von uns. Ein solches Dorf liegt eine Tagereise von hier, wo die Weichsel von Osten kommt und ihren Lauf nach Norden richtet. Das muß der Ort sein, den du suchst. Ich kenne ihn, weil er zu unserm Gau gehört. Wir wollen morgen zusammen hinüberreiten und zusehen, ob wir 210 das Grab des königlichen Ahnherrn finden.“

Sindulf war in freudiger Erregung aufgesprungen: „Die Götter sind mir gnädig, daß sie mich in dein Haus geführt haben. Nun habe ich Hoffnung, daß meine weite Reise nicht vergeblich gewesen ist.“ —

Als der Morgen graute, hielt Gerimunt mit einigen Männern seines 215 Gefolges vor dem Hoftor und wartete auf seine Gäste. Er war, wie immer,

wenn er ausritt, nur mit dem Schwert bewaffnet, der breiten, einschneidigen burgundischen Waffe in hölzerner, eisenbeschlagener Scheide, die ihm an breitem Riemen von der Schulter hing. Aber seine Leute 220 führten auch die Stoßlanze von doppelter Mannslänge mit langer eiserner Spitze, dazu auf dem Rücken den runden Bretterschild mit Buckel und Randbeschlägen von Eisen. Die Sonnenscheibe hob sich gerade über den Rand der Erde, als die Reiter das Dorf verließen und dem Morgen entgegentrabten; später Nachmittag war es, als sie ihr Ziel erreichten. Die 225 Bauern kehrten gerade von der Feldarbeit heim, als die Reiter sich dem Dorfe näherten. Sie standen am Wege und starrten die Fremden schweigend und mißtrauisch an.

Der Fürst führte seine Begleiter zum Dorfältesten. Der wunderte sich über den unerwarteten Besuch und noch mehr über sein seltsames Be- 230 gehren. „Unser Friedhof liegt am hohen Stromufer", meinte er zögernd, „und dicht dabei erhebt sich unter alten Bäumen ein niedriger Hügel, von dem die Priester sagen, daß er eines Königs Grabmal sei." — „Das ist die Stelle, die wir suchen", rief Sindulf erfreut, „führ uns dorthin!" Der Alte schaute den Fremden ratlos an; er schien noch mit Bedenken und 235 Zweifeln zu kämpfen. Da zog Sindulf einen goldenen Armreif hervor und legte ihn dem Häuptling in die Hand. „Ein Gruß von dem König meines und deines Volkes", sagte er ernst; „du wirst dich seinem Wunsche nicht widersetzen!" Da wurde der Alte gefügig. Er führte die Männer hinter dem Dorf einen Hang hinauf, bis sie auf der Höhe des Stromufers 240 standen. Ein überraschendes Bild bot sich ihnen von hier oben. In breitem Tale unter ihnen zog der stolze Strom dahin. Weite Sumpfwiesen an seinem Ufer mit Geröllbänken und toten Wassern zeugten von ehemaligen Hochwasserfluten. Darüberweg flog der Blick bis zum fernen blauen Höhenzug des jenseitigen Uferrandes.

245 Seitwärts auf sanftgeneigtem Uferhang lag der Friedhof des Dorfes, und darüber, ganz auf der Höhe, stand eine Gruppe von drei uralten, sturmzerzausten Eichen, denen die Fremden eilig zustrebten. Einen flachen Hügel fanden sie dort, vor dem Sindulf ehrfürchtig das Haupt neigte. Dann winkte er seinen Begleitern, und sie setzten die Schaufeln an. Noch 250 nicht lange hatten sie gegraben, als sie auf einen Haufen faustgroßer Steine stießen. Die räumten sie beiseite und legten darunter eine Platte aus rötlichem Sandstein frei. Vorsichtig wurde sie gehoben, und nun schauten die Männer in eine Steinkiste hinein, deren Boden und Wände aus den gleichen schönen rötlichen Sandsteinplatten bestanden wie der Deckel. Eine 255 hohe Urne stand darin mit ein paar kleineren Beigefäßen daneben.

Verwundert sah der Fürst in das Grab hinein. „Das ist eine andere Sitte, die Asche der Verstorbenen zu bestatten, als sie bei den Burgunden üblich ist. Wir sammeln den Leichenbrand in einen Beutel und betten ihn in eine flache Grube. Das ist ein schlichter Brauch, aber mein Volk hält an 260 ihm fest, weil schon die Ahnen auf Burgundarholm ihn übten."

Sindulf hatte inzwischen die Urne behutsam aus ihrer steinernen Behausung heraufgehoben. Es war ein einfaches Gefäß mit breitgewölbtem

Bauch und hohem Halse, auf dem ein flacher Deckel saß; aber die feingeglättete tiefschwarze Oberfläche wirkte würdig und ernst. Und etwas Seltsames war an der Urne noch zu bemerken: an ihrem Halse, unterhalb 265 des Randes, trug sie mit zwei Augen, Nase und Ohren die Züge eines menschlichen Gesichts. „Soll dies das Antlitz des Ahnherrn sein?“ fragte Sindulf verwundert. Der Häuptling erwiderte: „So bilden wir unsere Aschenurnen, damit die Seelen der Verstorbenen mit Auge und Ohr über dem Schicksal der Lebenden wachen.“ — „Aber es fehlt der Mund“, ver- 270 setzte der Fürst. — „Die Seelen der Abgeschiedenen reden nicht unsere Sprache“, sagte der Alte ernst.

Lärmendes Stimmengewirr in der Ferne ließ die Männer plötzlich aufhorchen. Den Hang herauf nahte sich vom Dorfe her ein Haufe von Männern und Frauen, die aufgeregt durcheinander schrien. Ihnen vorauf 275 stampfte in langen flatternden Gewändern ein alter Mann, der mit wilden Armbewegungen immer wieder nach der Höhe zeigte. „Es ist der Priester mit den Leuten aus dem Dorf“, sagte der Häuptling; „er ist zornig darüber, daß wir das Grab geöffnet haben“. Drohend stürmte der Haufe gegen die Fremden an. „Räuber, Grabschänder!“ schrie der Priester; in seinem 280 alten, verwitterten Gesicht glühten die Augen gefährlich wie die eines Irren; „ihr habt unser Königsgrab entweiht und bestohlen!“ Seine Stimme schlug vor Erregung in ein gellendes Krächzen um. Der Dorfälteste trat ihm entgegen und mühte sich, ihn zu beruhigen. Auch der Fürst hob den Arm und versuchte, sich Gehör zu verschaffen. Aber ihre 285 Worte gingen in dem Gebrüll der tobenden Menge unter. Die Männer hoben ihre Waffen und rafften Steine auf. Da schwankte Sindulf plötzlich und griff sich nach der Brust; ein Speer war ihm mitten durchs Herz gefahren. Schwer schlug er hintenüber, die Urne fiel ihm aus der Hand und zersplitterte auf den Steinen. „Ihr Wahnsinnigen“, rief der Fürst 290 den Leuten zu, „ihr habt den Boten eures Königs getötet!“ Da war es, als wenn die rasche Gewalttat die Wütenden plötzlich zur Vernunft gebracht hätte; sie ließen die Waffen sinken, standen erschrocken und verlegen, wandten sich langsam und machten sich davon.

Erschüttert kniete der Fürst neben dem Gefallenen nieder und schaute 295 ihm in das schon erstarrte Gesicht. Ein leiser Sommerwind strich über den Strom heran; ein Häuflein weißer Asche wehte aus den Scherben davon. Ernst sah der Fürst ihr nach. „Das Schicksal der Basternen . . .“, sagte er leise.

Auswertung.

Vom Rhein her entführt uns unsere neue Erzählung an die Weichsel. Das hat seinen guten Grund. Es ist der O s t e n Deutschlands, in dem sich in den letzten Jahrhunderten vor der Zeitwende die eindrucksvollsten

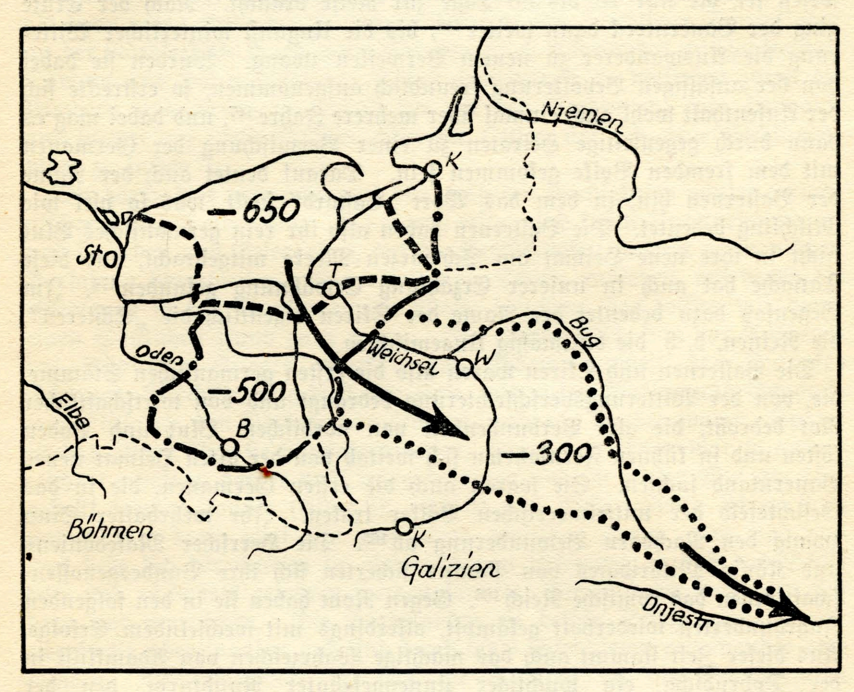
und entscheidungsreichsten Schicksale der germanischen Stämme vollziehen. So kommt es uns bei der Auswertung der Erzählung diesmal auch nicht auf die Behandlung kulturgeschichtlicher Einzelheiten an; sondern wir wollen die Schüler mit den großen ostgermanischen Stämmen bekannt machen, deren Wanderzüge das eigentliche Heldenzeitalter der germanischen Geschichte, die „Großgermanische Zeit" eingeleitet haben.

Wir befinden uns mit dieser letzten Erzählung bereits in den Anfängen der sogenannten „geschichtlichen" Zeit, in der wir über die Schicksale unserer germanischen Vorfahren schon mancherlei den Aufzeichnungen griechischer und römischer Schriftsteller entnehmen können. Eine ganze Reihe solcher geschichtlich beglaubigten Tatsachen sind auch in unsere Erzählung aufgenommen.

Danach können wir ohne Mühe die Zeit bestimmen, in der unsere Geschichte spielt. Der basternische Gesandte bringt aus dem Vandalenlande die Nachricht von den Niederlagen der Kimbern und Teutonen mit[58]. Die Teutonen wurden 102 v. Zw. von den Römern bei Aquae Sextiae in Südfrankreich, die Kimbern 101 bei Vercellae in Oberitalien vernichtend geschlagen. Bald nach dieser Zeit, also zu Beginn des letzten Jahrhunderts v. Zw., spielt demnach unsere Erzählung.

Das Land zwischen Netze und Weichsel ist der Schauplatz ihres Geschehens. Südlich der Netze[28] verlief damals die Grenze zwischen den Stämmen der Burgunden und Vandalen[18], von denen erstere nördlich, letztere südlich des Flusses wohnten. Aber sie waren nicht die ersten germanischen Siedler auf ostdeutschem Volksboden. Schon in der Erzählung „Der Kampf um die Wagenburg" hörten wir davon, daß in der späteren Urgermanenzeit landsuchende Bauern von der Oder her durch Pommern ostwärts bis zur Weichsel vordrangen. Das waren die ersten germanischen „Pioniere des deutschen Ostens", der also bereits rund 1000 Jahre v. Zw. durch Pflug und Schwert für das Germanentum erobert worden ist[127 f.]. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte füllte sich das Land am Unterlauf der Weichsel immer dichter mit Menschen. Die hier ansässigen Bauern wohnten von dem urgermanischen Siedlungsgebiet westlich der Oder ein gutes Stück entfernt. So ist es verständlich, daß sie langsam zu Stammesgemeinschaften von starker und eigenständiger Geschlossenheit zusammenwuchsen und sich in manchen Lebensgewohnheiten von den westlichen Stämmen deutlich unterschieden. Wir können das heute noch an zahlreichen Eigenheiten ihrer Hinterlassenschaften erkennen. Vor allem ihre Sitte, für die Asche ihrer Verstorbenen sogenannte „Gesichtsurnen"[265] (Abb. 6) zu fertigen und diese in „Steinkistengräbern"[250 f.] (Abb. 7) beizusetzen, findet sich in dieser Form bei keinem andern germanischen Stamm. Man bezeichnet diese ostdeutschen Frühgermanen daher geradezu als „Gesichtsurnen-" und „Steinkistenleute". Solche Steinkistengräber in ihrer ursprünglichen Gestalt finden sich von der Rega in Pommern ostwärts bis zur Passarge in Ostpreußen und nach Süden hin bis etwa zur Netze. Dies also ist das alte Siedlungsgebiet der Steinkisten-

leute[127 f.]. In den folgenden Jahrhunderten, als ihr Volk noch zahlreicher wurde, nahmen sie in südlicher und südöstlicher Richtung immer weitere Gebiete in Besitz[133] und dehnten ihre Wohnsitze bis tief nach Schlesien hinein[135] und über die Weichsel bis zum Oberlauf des Bug aus (s. Skizze 8). Schon für diese Zeit werden die Hinterlassenschaften der ostgermanischen Steinkistenleute in ihren alten, nördlicher gelegenen Wohn-



Skizze 8: Frühostgermanen (Basternen und Skiren) v. Zw.

sitzen seltener, und von etwa 300 v. Zw. ab hören sie im ganzen deutschen Osten überhaupt auf. Das Volk muß also ausgewandert sein[142], und es hängt das sicher mit der abermaligen Klimaverschlechterung zusammen, die sich um diese Zeit im nördlichen Europa bemerkbar machte[136]. Wohin aber haben sich diese germanischen Wanderscharen gewandt? Wir erfahren aus den Berichten römischer Schriftsteller, daß um das Jahr 200 v. Zw. am Nordufer des Schwarzen Meeres, und zwar vor der griechischen Küstenstadt Olbia, plötzlich germanische Stämme auftauchen, die sich **„Basternen"** und **„Skiren"** nennen[151 f.]. Wir gehen also gewiß nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dies die aus Ostdeutschland ausgewanderten Steinkistenleute gewesen sind. Ein ganzes Jahrhundert haben sie gebraucht, um die Strecke, die in der Luftlinie kaum mehr als 1000 km mißt, zurückzulegen. Sie können ihren Wanderweg also nicht in einem Zuge

bewältigt haben. Das wird ihnen bei ihrer großen Volkszahl auch gar nicht möglich gewesen sein. Sie mußten, um eine so gewaltige Volksmasse überhaupt ernähren zu können, vorübergehend immer wieder seßhaft werden, um in bäuerlicher Weise zu säen und zu ernten [147]. Und sie werden hierfür eine Brotfrucht mit kurzer Wachstumszeit gewählt haben; Walther Darré vermutet, daß es die vierzeilige kleine Gerste gewesen sei, die nur 70 bis 80 Tage zur Reife braucht. Nach der Ernte ging der Bauerntreck dann weiter [148], bis die Ungunst winterlicher Witterung die Auswanderer zu neuem Verweilen zwang. Wurden sie dabei von der ansässigen Bevölkerung freundlich aufgenommen, so erstreckte sich der Aufenthalt wohl auch einmal über mehrere Jahre [147], und dabei mag es dann durch gegenseitige Heiraten zu einer Vermischung der Germanen mit dem fremden Volke gekommen sein. Darauf deutet auch der Name der Basternen hin, in dem das Wort „Bastard" steckt, was so viel wie Mischling bedeutet. Die Basternen haben also ihr rein germanisches Blut nicht in ihre neue Heimat am Schwarzen Meere mitgebracht, und diese Tatsache hat auch in unserer Erzählung Erwähnung gefunden [174]. Im Gegensatz dazu bedeutet der Name der Skiren eigentlich die „Schieren", die Reinen, d. h. die blutmäßig Ungemischten.

Die Basternen und Skiren waren also die ersten germanischen Stämme, die, von der Witterungsverschlechterung bedrängt und von wirtschaftlicher Not bedroht, die alte Verbundenheit von nordischem Blut und Boden lösten und in kühnen Fernfahrten sich weitab von der alten Heimat neues Bauernland suchten. Sie waren auch die ersten Germanen, die in das Gesichtsfeld der mittelmeerischen Völker traten. Ihr wehrhafter Sinn zwang den Nachbarn Bewunderung ab [165]. Die Herrscher Makedoniens und König Mithridates von Pontus sicherten sich ihre Bundesgenossenschaft gegen das römische Reich [166]. Gegen Rom haben sie in den folgenden Jahrhunderten wiederholt gekämpft, allerdings mit wechselndem Erfolge. Aus dieser Zeit stammt auch das mächtige Wahrzeichen von Adamklissi in der Dobrudscha, ein wuchtiger zinnengekrönter Rundturm, den der römische Feldherr Krassus nach einem höchst zweifelhaften Siege über die Basternen (29—28 v. Zw.) sich selber zu Ehren erbauen ließ. Es ist von A. Furtwängler mustergültig ausgewertet worden, und auch Kossinna hat wiederholt auf seine Bedeutung hingewiesen. Denn es enthält in einer größeren Anzahl von Hochbildern (Reliefs) Abbildungen basternischer Krieger, und das sind die ersten bildmäßigen Darstellungen germanischer Menschen, die uns überhaupt erhalten geblieben sind. Was sich diesen Bildwerken für das Aussehen und die Tracht der Basternen entnehmen läßt, ist in unsere Erzählung aufgenommen worden [38 f.]. — Ende des 3. Jahrhunderts n. Zw. soll dann der römische Kaiser Probus 100 000 Basternen auf römischem Gebiet angesiedelt haben, und von da ab werden sie in den Berichten griechisch-römischer Schriftsteller nicht mehr erwähnt. Ihr Blut ist also im Völker- und Rassenwirrwarr des römischen Reiches elend versickert, — „das Schicksal der Völker, die ihre Heimat verloren".

Ähnlich erging es den **Kimbern** und **Teutonen**, deren Schicksal an heldischem Glanz und erschütterndem Ausgang[61] das der Basternen noch übertraf. Sie saßen mit den Vandalen zusammen lange in der nördlichen Hälfte Jütlands[66]. Die Landschaften Himmerland (Kimbernland), Thyland (Teutonenland) und Vendsyssel (Vandalensitze) heißen dort heute noch nach ihnen. Der Klimasturz mag ihnen den Daseinskampf auf dem ohnehin nicht sehr fruchtbaren Boden schwer genug gemacht haben. Und als dann gegen Ende des 2. Jahrhunderts v. Zw. furchtbare Sturmfluten an der Nordseeküste ihnen weite Strecken ihres Ackerlandes mit zahlreichen Dörfern und Höfen unter den Füßen fortrissen[68], da verließen zuerst die Kimbern und Teutonen (zusammen mit den Ambronen) ihre Heimat[70] und fuhren auf ihren Schiffen über die Ostsee, um sich neue Siedlungsplätze zu suchen[71].

Wir hören hier zum erstenmal von größeren Fernfahrten ganzer germanischer Stämme über See. Das waren erstaunlich kühne Unternehmungen, und sie geben uns Gelegenheit, auf die **Seetüchtigkeit** unserer germanischen Vorfahren hinzuweisen. Wie nämlich die Schiffe aussahen, mit denen die Germanen in der Wanderzeit die Meere befuhren, das wissen wir durch einen glücklichen Fund ganz genau. Im Jahre 1863, kurz vor Ausbruch des Dänischen Krieges, wurden bei Nydam, unweit der Düppeler Schanzen, 3 Schiffe aufgedeckt, die einst, mit vielen Waffen und Schmucksachen beladen, den Göttern zum Opfer dargebracht worden waren. Später ist das Moor über sie hinweggewachsen. Eines von ihnen war so ausgezeichnet erhalten, daß es vollständig geborgen und im Kieler Museum aufgestellt werden konnte (Abb. 8). Es ist aus Eiche gebaut, 24 m lang und 3,31 m breit, zeigt also eine lange, schnittige Form. Am Bug und Heck hebt sich der Steven in gleichmäßigem Schwung, so daß das Schiff vor- und rückwärts gefahren werden konnte. Die Ruderer brauchten sich dazu nur umzusetzen. Die Bordplanken an beiden Seiten greifen dachziegelartig übereinander und sind durch 6000 Eisennieten miteinander verbunden. Bemerkenswert ist, daß die Planken an die Bootsspanten (Rippen) nicht angenagelt, sondern durch Schnur oder Bast locker mit ihnen verbunden sind. Das verlieh dem Schiff, vor allem bei starkem Seegang, eine geschmeidig-federnde Widerstandskraft. An jeder Seite befinden sich 14 Riemen (Ruder). Da jedes von zwei Mann bedient wurde, faßte das Schiff eine Besatzung von 56 Mann. Dazu kamen die notwendigen Ersatzleute oder, bei den großen Wanderfahrten, zahlreiche Frauen und Kinder, die auf dem bretternen Schiffsboden zwischen den Ruderbänken hockten[7]. Das Nydamboot ist neuerdings durch die NS.-Kulturgemeinde mit Hilfe des Oldenburger Staates in seiner ganzen Größe nachgebaut worden und hat seine Seetüchtigkeit praktisch zu bewähren Gelegenheit erhalten.

Eine so hohe Schiffsbaukunst konnte natürlich nur in einer jahrtausendelangen Überlieferung entwickelt werden. Keine andere indogermanische Sprache besitzt ja so viele verschiedene Bezeichnungen für Meer, Schiffahrt und alles, was damit zusammenhängt, wie die germanische. Und

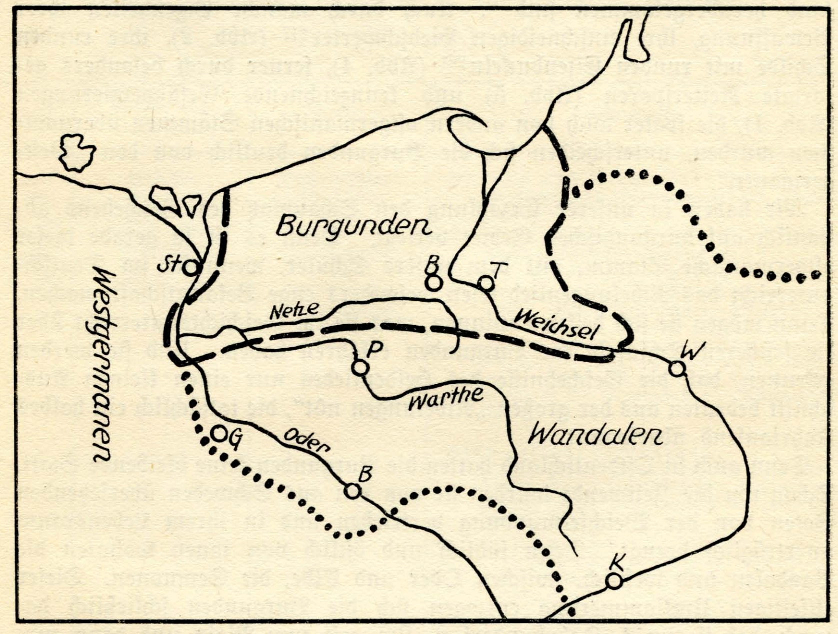
die nordischen seemännischen Ausdrücke sind in die Sprachen aller bedeutenden seebefahrenden Nationen übergegangen. Nicht also die Völker des Mittelmeers, wie häufig behauptet wurde, sondern die Germanen sind die Lehrmeister der abendländischen Menschheit auf dem Meere gewesen!

Wir wissen nun, wie die Schiffe aussahen, mit denen die Kimbern und Teutonen im Jahre 116 v. Zw. über die Ostsee in die Fremde fuhren. Über ihren Wanderweg sind wir heute, dank der sorgfältigen Forschung Martin Jahns gut unterrichtet. Sie fuhren in die Odermündung ein und den Strom aufwärts[71]. In der Gegend von Breslau stießen sie auf den Widerstand der keltischen Bojer, die seit der Zeit der keltischen Machtausbreitung dort ansässig waren (vgl. S. 111). Die verweigerten ihnen den Durchzug[76]. Die Fahrenden traten daher auf das östliche Oderufer über, zogen weiter nach Süden und drangen tief in die Ostalpen ein. Dort, zwischen Mur und Drau, treffen sie zum erstenmal auf die Römer[78]. Nicht als raub- und beutelüsterne Abenteurer nahen sie sich ihnen, sondern als heimatlos gewordene Bauern, die wieder seßhaft werden wollen. Nur um Ackerland bitten sie und wollen als Freunde der Römer darauf wohnen[79]. Aber der römische Konsul begegnet ihnen mit List und Verrat[80]; er macht ihnen Versprechungen, lockt sie in eine Falle und will sie hinterrücks vernichten. Doch das Schlachtenglück wendet sich; die Germanen, ergrimmt über solche Treulosigkeit, schlagen das römische Heer nun ihrerseits zusammen[81]. Das war bei Noreja, 113 v. Zw., drei Jahre nach dem Auszuge der Kimbern und Teutonen aus der jütländischen Heimat. Es wird immer unerfindlich bleiben, warum die Sieger nicht die Gelegenheit benutzten, in Italien einzumarschieren und das überraschte Rom über den Haufen zu rennen. Statt dessen ziehen sie am Nordrande der Alpen weiter, besiegen alle römischen Heere[81], die sich ihnen noch entgegenstellen, und finden doch in den dichtbesiedelten Gebieten des Westens nirgends den Raum, den sie brauchen. Zehn kostbare Jahre verlieren sie mit nutzlosem Hin- und Herziehen. Und als sie sich zuletzt doch entschließen, über die Alpen zu gehen und den Entscheidungskampf zu suchen, da stoßen sie bereits auf die geballte Abwehrkraft des römischen Volkes und werden (102 und 101 v. Zw.) in zwei schweren Schlachten geschlagen und aus der Geschichte getilgt.

Wir werden die Wanderungen und Kämpfe der Kimbern und Teutonen in der Volksschule nicht ausführlicher behandeln können und uns wohl auf das beschränken müssen, was unsere Erzählung erwähnt. Aber dies wenige werden wir doch unsern Schülern sagen müssen, weil wir gerade an diesen beiden germanischen Stämmen, in wenige Jahre zusammengedrängt und wie in einen Brennspiegel gesammelt, sich das Schicksal vollziehen sehen, das alle andern ostgermanischen Stämme in einer sehr viel langsamer, aber ebenso unerbittlich wirkenden Gesetzmäßigkeit erfuhren: *Verlust der Heimat, heldische Behauptung inmitten feindlicher Gewalten und Untergang in der Fremde!* Und wir stehen immer wieder überwältigt von der ewigen Lebenskraft des

germanischen Volkes, das durch anderthalb Jahrtausende so gewaltige Blutverluste erlitt und doch darüber nicht zugrunde ging.

Wenige Jahre nach der Auswanderung der Kimbern und Teutonen machten sich die **Vandalen** auf denselben Weg[83]. Sie hatten zunächst mehr Glück. Denn die keltischen Bojer, die sich im voraufgegangenen Germanensturm noch hatten behaupten können, wurden von ihnen aus Schlesien herausgedrängt[85] und zogen sich über die Sudeten zurück. Die Vandalen aber richteten sich im südlichen Posen und nördlichen Schlesien ein und dehnten in der Folgezeit ihre Wohnsitze ostwärts über Weichsel und Bug tief nach Rußland hinein aus (Skizze 9). In diesen weiten Gebieten



Skizze 9: Die Ostgermanen um 100 v. Ztw.

haben sie 500 Jahre lang noch einmal eine Heimat gefunden, und erst die Erschütterungen, welche die ostgermanische Welt um 400 n. Ztw. durch den Hunneneinfall erlebte, haben sie abermals entwurzelt und in neuen Fernfahrten bis nach Nordafrika entführt. Ihre kühne Staatengründung dort muß im Unterricht später bei Behandlung der „Mittleren Wanderzeit" die notwendige Würdigung erfahren.

Ungefähr zur gleichen Zeit wie die Vandalen (also um 100 v. Ztw.) werden, nördlich von ihnen, auch die **Burgunden** in Ostdeutschland ansässig. Die Grenze zwischen beiden Stämmen verlief dort, wo wir sie in der Erzählung kennenlernen: südlich der Warthe und Netze[18]. Sie fanden das Land, nach dem Abzuge der Basternen, fast menschenleer[203] und nur wohl

von vereinzelten Siedlerresten durchsetzt[204]. Eine eigenartige Begräbnissitte brachten sie mit, die der „Brandgrubengräber", die in unserer Erzählung beschrieben ist[256 f.]. Sie taucht zuerst in Mittelpommern östlich der Oder auf und verbreitet sich dann, von der Sitte der basternischen Steinkistengräber immer deutlich zu unterscheiden, nach Ostpreußen hinein und südwärts eben bis an die Warthe und Netze. Diese Brandgrubengräber aber (in einer etwas andern Form auch „Brandschüttungsgräber" genannt) finden sich in großer Zahl und mit genau den gleichen Grabbeigaben auch auf Bornholm und haben hier sogar ihre anfängliche Entwicklung erfahren. Wir ersehen daraus, daß die Burgunden ursprünglich auf dieser Ostseeinsel (auf „Burgundarholm")[201] gewohnt haben und von dort aufs Festland herübergekommen sind[202]. Auch durch manche Eigenheiten ihrer Bewaffnung, ihre einschneidigen Hiebschwerter[217] (Abb. 2), ihre runden Schilde mit runden Eisenbuckeln[221] (Abb. 4), ferner durch besonders geformte Reitersporen (Abb. 5) und kennzeichnende Gefäßverzierungen (Abb. 1), die später auch von andern ostgermanischen Stämmen übernommen wurden, unterscheiden sich die Burgunden deutlich von den „Westgermanen".

Wir haben in unserer Erzählung den Schauplatz des Geschehens absichtlich auf burgundisches Gebiet verlegt. Denn es ist ja gerade dieser ostgermanische Stamm, mit dem unsere Schüler, wenn sie im Deutschunterricht das Nibelungenlied lesen, besonders enge Bekanntschaft machen. Dann mögen sie sich dessen entsinnen, was sie im Geschichtsunterricht über die früheren Schicksale der Burgunden erfahren haben. Und sie werden erkennen, daß die Geschehnisse des Heldenliedes nur einen kleinen Ausschnitt bedeuten aus der großen „Nibelungen nôt", die tatsächlich ein halbes Jahrtausend überspannt.

Denn auch in Ostdeutschland hatten die Burgunden keine bleibende Statt. Schon um die Zeitwende wurden sie von den aus Schweden übersetzenden Goten von der Weichselmündung vertrieben und in ihrem Lebensraum unerträglich beengt. Denn südlich und östlich von ihnen wohnten die Vandalen und westlich, zwischen Oder und Elbe, die Semnonen. Dieser allseitigen Umklammerung entzogen sich die Burgunden schließlich dadurch, daß sie im 4. Jahrhundert n. Zw. erst zum Main und dann zum Rhein abwanderten. Hier erlebten sie im Jahre 437 im großen Hunnensturm den heldischen Ausklang ihrer eigentlichen Geschichte, der im Nibelungenlied seinen sagenhaften Abglanz gefunden hat. Was von ihnen dem völkischen Zusammenbruch entging und an der Rhone ein neues „Burgund" aufbaute, ist dann ohne wesentliche Bedeutung geblieben und schließlich im romanischen Volkstum eingeschmolzen worden.

Es ist immer das gleiche Schauspiel, erschütternd und erhebend zugleich. Mit dem Auszuge der Basternen aus Ostdeutschland hebt diese Zeit der germanischen Wanderungen an, durch anderthalb Jahrtausende reißt sie nicht mehr ab, und erst mit den Eroberungsfahrten und Staatengründungen der Wikinger um 1000 n. Zw. findet sie ihr Ende. Germanische Reiche entstehen in dieser Zeit vom nordmeerumbrausten Skandinavien

bis zum fernen Nordafrika, über das schon der Gluthauch der Wüste streicht; von Grönlands gletscherbewehrter Ostkante bis zum gesegneten Gestade des Schwarzen Meers. Wir Nachfahren aber stehen staunend vor der Weite dieses Gebiets, das fälischer Bauerntrotz durchpflügte und nordisches Fernweh überflog: ein wahrhaft großes Germanien! So hat man denn auch für die Zeit, in der es erwuchs (also für die Zeit von rund 500 v. Zw. bis 1000 n. Zw.), den glücklichen Ausdruck **„Großgermanische Zeit“** gefunden.

Übersicht:

Die Großgermanische Zeit (bis Zw.).

(Eisenzeit.)

Zeit	Wetter und Landschaft	Völker	Lebensweise
von 500 v. Zw. ab bis 1000 n. Zw.	Schlechtwetterzeit seit etwa 800 v. Zw.; Vordringen von Buche und Kiefer.	Westdeutschland (bis Oder): Westgermanen; Ostdeutschland: Ostgermanen; Süddeutschland: weichendes Keltentum.	Bauern und Viehhalter (wie in der Bronzezeit); in der Wanderzeit auf „Bauerntreck“. Kleidung: Ärmelrock, lange Hose, Bundschuhe, langer Mantelumhang. Neuer Werkstoff: Eisen. Daraus von Hand geschmiedet: Waffen (Schwerter, Dolche, Äxte, Lanzenspitzen, Schildbuckel und -beschläge); ferner Gebrauchsgeräte (Messer, Rasiermesser, Haarzangen, Fibeln, Gürtelhaken und -schnallen u. a.). Daneben weitere Verwendung der Bronze besonders für Schmucksachen. **„Eisenzeit“** (800 bis Zeitw.). Germanischer Lebensraum: Westlich der Oder: Seßhaftigkeit und Ausdehnung des geschlossenen Siedlungsgebiets (unter Verdrängung der Kelten) bis zur Donau. Östlich der Oder: Unstetigkeit. Abwanderung der Basternen u. Skiren; Durchwanderung der Kimbern u. Teutonen; Einwanderung der Vandalen u. Burgunden (später Goten). Zeit großer Ausdehnung germanischen Volkstums und ferner Staatengründungen: **„Großgermanische Zeit“** (500 v. Zw. bis 1000 n. Zw.).

Jugendschriften (zur Anschlußlektüre):

K. v. Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde. 79 S. — R. Müller, Auch das war einmal. 144 S. — R. Müller, Die deutsche Erde erzählt. 47 S. — G. Lindenlaub, Der tolle Hugbald. 32 S. — B. Lundius, Germanisches Leben in der Eisenzeit. 1. Tl. 32 S. — G. Wenz, Nordische Seefahrer. 48 S. — K. Pastenaci, Germanische Stämme. 52 S. — H. Eicke, Germanisches Volk im Kampf. 48 S. — K. Bley, Die Eisenzeit. 32 S.

Anschauungsmittel:

Wandbilder:

Germanische Tracht zur Eisenzeit. Farb. Kunstblatt von W. Petersen. Bearb. von Prof. Dr. Reinerth. 75 × 100 cm. Dazu Erläuterung: H. Reinerth, Die Tracht der Germanen. — Sammlung: Germanische Trachten der vorgeschichtlichen Zeit, von Prof. Dr. W. Schulz, Halle; Zeichnungen von Wilh. Petersen. Nr. 4: Germanen des 1. Jahrh. n. d. Ztr. Dazu Textheft. — Sammlung: Bilder zur deutschen Vorgeschichte: Nr. 9: Germanisches Gehöft um Christi Geburt. 75 × 100 cm; Nr. 10: Germanen auf der Wanderung um die Zeitwende. 75 × 100 cm. — Sammlung: Germanisches Siedlungswesen. Bearb. von W. Radig. Tf. 2: Das Haus der West- und Ostgermanen. Tf. 3: Burgenbau im vorgeschichtlichen Deutschland. 75 × 100 cm.

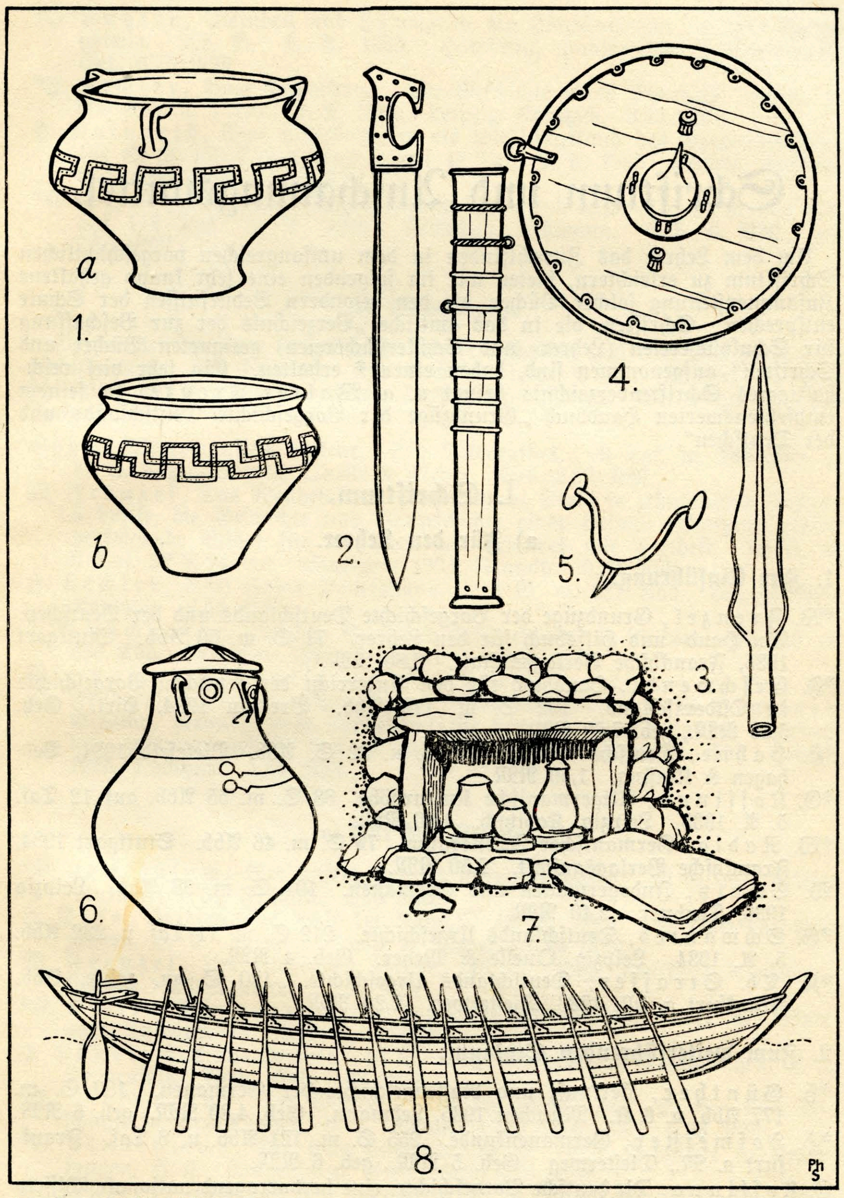
Wandkarten:

Karten zur Vorgeschichte. Im Auftrage des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte herausgegeben v. R. Stampfuß u. W. Tiemann. Nr. 6: Die Eisenzeit. 110 × 133 cm. — B. Kumsteller, Die Germanen 100 v. bis 200 n. Chr. 125 × 95 cm.

Lichtbilder:

C. Engel u. H. Reinerth, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. B V: Älteste Eisenzeit (42 Glasbilder). — Engere Auswahl: Frühgermanische Zeit (50 Glasbilder). Beide Reihen auch als Bildbänder erschienen.

Tafel 10. **Jüngere Eisenzeit** (zur Erzählung: Das Grab des Ahnherrn).



1. a) und b) Ostgermanische „Mäanderurnen". — 2. Ostgermanisches einschneidiges Hiebschwert mit Holzscheide 1/10. — 3. Ostgermanische Lanzenspitze 1/8. — 4. Ostgermanischer Rundschild (2. Jahrh. n. Chr.). — 5. Ostgermanischer Reitersporn 1/4. — 6. Frühostgermanische Gesichtsurne. — 7. Frühostgermanisches Steinkistengrab. — 8. Nydamboot.

Schrifttum und Anschauungsmittel.

Um dem Lehrer das Zurechtfinden in dem umfangreichen vorgeschichtlichen Schrifttum zu erleichtern, bieten wir im folgenden eine sehr knapp gehaltene Zusammenstellung solcher Bücher, die den besondern Bedürfnissen der Schule entsprechen. Schriften, die in das amtliche „Verzeichnis der zur Beschaffung für Schulbüchereien (Lehrer- und Schülerbüchereien) geeigneten Bücher und Schriften" aufgenommen sind, haben einen * erhalten. Ein sehr viel reichhaltigeres Schriftenverzeichnis bringt u. a. Walter Frenzel in seinem empfehlenswerten Handbuch „Grundzüge der Vorgeschichte Deutschlands und der Deutschen".

I. Schrifttum.

a) Für den Lehrer.

1. Zur Einführung:

*W. Frenzel, Grundzüge der Vorgeschichte Deutschlands und der Deutschen. Ein Hand- und Hilfsbuch für den Lehrer. 71 S. m. 50 Abb. Stuttgart 1935, Franckhsche Verlagsanstalt. 2,80 RM.[1])

*F. Geschwendt, Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. 192 S. m. 113 Abb. Breslau 1934, Hirt. Geh. 5,80 RM., geb. 7,20 RM.

*H. Hahne, Deutsche Vorzeit. 38 S. u. 32 S. Abb. Bielefeld 1934, Velhagen & Klasing. 1,50 RM.

*G. Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe. 88 S. m. 55 Abb. auf 12 Taf. 5. A. 1935. Leipzig, Kabitzsch. 1,80 RM.

*W. Radig, Germanischer Lebensraum. 79 S. m. 46 Abb. Stuttgart 1934, Franckhsche Verlagsanstalt. 2,50 RM.

W. Schultz, Indogermanen und Germanen. 104 S. m. 98 Abb. Leipzig 1936, Teubner. 2,40 RM.

*G. Schwantes, Deutschlands Urgeschichte. 212 S. m. 11 Taf. u. 232 Abb. 5. A. 1934. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. 4 RM.

*K. Th. Strasser, Deutschlands Urgeschichte. 120 S. m. zahlr. Abb. Frankfurt a. M. 1933, Diesterweg. 2,20 RM.

2. Zum weiterführenden Studium:

*H. Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. 180 S. m. 177 Abb. u. 6 K. München 1935, Lehmann. Geh. 4,80 RM., geb. 6 RM.

*H. Hofmeister, Germanenkunde. 255 S. m. 121 Abb. u. 8 Taf. Frankfurt a. M., Diesterweg. Geh. 5 RM., geb. 6 RM.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. 302 S. m. 483 Abb. 7. A. 1936. Leipzig, Kabitzsch. Geh. 7 RM., geb. 8,40 RM.

---

[1]) Ist die Ausstattung nicht angegeben, so bezieht sich der Preis auf die kartonierte oder geheftete Ausstattung.

*H. Kutzleb, Steinbeil und Hünengrab, ein Hausbuch von deutscher Vorgeschichte. 208 S. 2. A. 1935. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. Geb. 6,75 RM.
*J. Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. 90 S. m. 600 Abb. u. 1 Taf. 2. A. 1934. Leipzig, Kabitzsch. 3,75 RM.
H. Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 184 S. m. 150 Abb. i. Text u. auf 48 Taf. 2. A. 1936. Leipzig, Kabitzsch. Geh. 4,80 RM., geb. 6 RM.
*W. Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. 140 S. m. 234 Abb. auf 112 Taf. 3. A. 1935. München, Lehmann. Geh. 6 RM., geb. 7,50 RM.

b) Bilderwerke.

Die meisten der oben aufgeführten Werke enthalten zahlreiche und vorzügliche Abbildungen. Im folgenden sind noch ein paar Bücher genannt, die ausschließlich oder vorwiegend bildliche Darstellungen bieten. Wenigstens eins von ihnen sollte jede Schule besitzen.

Behn, Altgermanische Kultur. Ein Bilderatlas. 96 Taf. m. 265 Abb. u. 39 S. Text. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. 2,20 RM.
W. Frenzel, Das Wendebild 1: Eine deutsche Stadt in zehntausend Jahren. 6 bunte, die Geschichte und Vorgeschichte einer Heimat (Bautzen) zurückverfolgende Bilder für die Hand des Schülers mit Textheft. 14 S. m. 6 Taf. 32 × 24 cm. Stuttgart 1934, Franckh. 0,80 RM.
J. Lechler, 5000 Jahre Deutschland. 213 S. m. 621 Abb. Leipzig 1936, Kabitzsch. 7,50 RM.
C. Schuchhardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern. 80 Taf. m. 338 Abb. München 1936, Oldenbourg. 3,80 RM.
Wie unsere Vorväter lebten. Eine Bilderreihe aus der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens. Nach Gemälden von G. Beuthner, Breslau, herausg. vom Landesamt für vorgesch. Denkmalpflege in Breslau, zusammengestellt von E. Petersen. 16 mehrfarb. Taf. Leipzig 1935, Kabitzsch. 1,80 RM.

c) Für den Schüler.

*K. von Bülow, Wie unsere Heimat wohnlich wurde. 80 S. m. 18 Abb. Stuttgart 1933, Franckh. 2,50 RM.
H. Eicke, Germanisches Volk im Kampf. 48 S. Slg. Die Welt der Germanen, H. 9. Leipzig, Quelle & Meyer. 0,80 RM.
W. Frenzel, Am fließenden Sande. 48 S. Slg. Deutsches Ahnenerbe. Leipzig 1935, Teubner. 0,50 RM.
*K. Keller-Tarnuzzer, Die Inselleute vom Bodensee. 111 S. Stuttgart, Thienemann. Geb. 2,40 RM.
E. Köster, Das Wandervolk. 46 S. Slg. Geschichte in Erzählungen, H. 4. Langensalza, Beltz. Geb. 0,63 RM.
*G. Lindenlaub, Die Wölflinge und die Fischfänger. 29 S. Slg. Geschichte in Erzählungen, H. 1. Langensalza, Beltz. Geb. 0,63 RM.
*G. Lindenlaub, Der tolle Hugbald. 32 S. Slg. Geschichte in Erzählungen, H. 5. Langensalza, Beltz. Geb. 0.63 RM.
R. Müller, Auch das war einmal. 144 S. Breslau, Priebatsch. Geb. 3 RM.
*R. Müller, Die deutsche Erde erzählt. 47 S. Erfurt, Stenger. Geb. 1,20 RM.
J. Netter, Germanisches Frauentum. 83 S. Slg. Die Welt der Germanen, H. 4. Leipzig, Quelle & Meyer. 1 RM.

K. Pastenaci, Germanische Stämme. 52 S. Slg. Die Welt der Germanen, H. 5. Leipzig, Quelle & Meyer. 0,80 RM.
*K. Pastenaci, Das Königsgrab von Seddin. 81 S. Stuttgart, Thienemann. Geb. 1,60 RM.
*K. Pastenaci, Der goldene Fisch. 112 S. Stuttgart, Thienemann. Geb. 2,40 RM.
*J. Prestel, Leif. Eine Erzählung aus germanischer Frühzeit. 67 S. Leipzig, Schneider. Geb. 1,50 RM.
G. Riek, Die Mammutjäger vom Lonetal. Eine Erzählung aus der Eiszeit. 103 S. Stuttgart, Thienemann. Geb. 2 RM.
S. Rüttgers, Die goldene Frühe. 38 S. Slg. Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur, H. 460. Langensalza, Beltz. Geb. 0,63 RM.
K. Sievers, Dudo, der Fischer. 45 S. Slg. Geschichte in Erzählungen, H. 2. Langensalza, Beltz. Geb. 0,63 RM.
G. Wenz, Germanische Bauern. 48 S. Slg. Die Welt der Germanen, H. 7. Leipzig, Quelle & Meyer. 0,80 RM.
G. Wenz, Nordische Seefahrer. 48 S. Slg. Die Welt der Germanen, H. 1. Leipzig, Quelle & Meyer. 0,80 RM.
H. Wildung, Im Pfahldorf. 37 S. Slg. Geschichte in Erzählungen, H. 3. Langensalza, Beltz. Geb. 0,63 RM.
L. Zotz, Erlebte Vorgeschichte. 80 S. Stuttgart, Franckh. 2,50 RM.

Lesebogen:

Hillger-Bücher. Berlin, Hillger. Je 32 S. 0,20 RM., kart. 0,35 RM. H. 507: R. Mohl, Die Anfänge der Kultur. — H. 538: K. Bley, Die Neusteinzeit. — *K. Bley, Die Bronzezeit. — *K. Bley, Die Eisenzeit.

Lesebogen zur Vorgeschichte Deutschlands. Für den Schulgebrauch bearb. und hrsg. von G. Didzun. Je 10 S. Osterwieck, Zickfeldt. Je 0,15 RM.

1. Bei den Höhlenmenschen der Eiszeit. — 2. Die Hünengräber der Lüneburger Heide. — 3. In der Werkstatt eines Bronzegießers. — 4. In einem Pfahlbaudorf. — 5. Auf einer Burg der alten Preußen an der Angerapp. — 6. Die Indogermanen.

Velhagen und Klasings deutsche Lesebogen.

*Nr. 165: H. Kutzleb, Was der Spaten von der deutschen Vorzeit erzählt. 56 S. m. 14 Abb. 0,40 RM. — Nr. 205: O. Uebel, Altgermanisches Geisteserbe. 72 S. m. 22 Abb. 0,60 RM.

d) Zeitschriften.

Germanen-Erbe. Amtliches Organ des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und der Hauptstelle Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP. Herausgeber Prof. Dr. Hans Reinerth. — Erscheint monatlich und ist durch jede Buchhandlung, gegebenenfalls vom Verlag, zu beziehen. Einzelheft 60 Rpf., vierteljährl. 1,80 RM. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig C 1, Salomonstr. 18 b.

Die Zeitschrift steht im Dienst des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte, dessen Ziel „die Erschließung und Verbreitung unverfälschten Wissens über die Geschicke und Kulturleistungen unserer nordisch-germanischen Vorfahren auf deutschem und ausländischem Boden" ist. In volkstümlich-ansprechender Form wendet sich die Zeitschrift an weiteste Leserkreise. In ihrer vorzüglichen Ausstattung und reichhaltigen Bebilderung bildet sie eine unausschöpfliche Fundgrube wertvollen Anschauungsmaterials gerade für den vorgeschichtlichen Schulunterricht. Der Jahrespreis übersteigt nicht die Ausgabe für ein einziges Anschauungsbild! Auch die kleinste Landschule sollte den Bezug zu ermöglichen suchen.

II. Anschauungsmittel.

a) Wandbilder.

Bilder zur deutschen Vorgeschichte.

1/2. Tafel der ur- und vorgeschichtlichen Entwicklungsstufen: Von der Urwelt zur Gegenwart. — 3. Höhlenleben zur älteren Steinzeit. — 4. Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit. — 5. Handwerk und Handel zur Bronzezeit. — 6. Leichenverbrennung bei den Germanen zur Eisenzeit. — 7. Das Hakenkreuz in fünf Jahrtausenden. — 8. Germanische Sonnenwendfeier (Bronzezeit). Bearb. v. J. Lechler. Erläuterg.: J. Lechler, German. Sonnenwendfest vor 3000 Jahren. — 9. Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Wehrhaftes Bauerntum). Bearb. von Prof. W. Schulz, Halle. Erläuterg.: Die Germanen ein Bauernvolk. — 10. Bau eines Großsteingrabes (Jüngere Steinzeit). Nach einem Original v. W. Petersen. Bearb. v. W. Hansen. Erläuterg.: W. Hansen, Großsteingräber in Norddeutschland. — 11. Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit. Nach einem Original v. W. Petersen. Bearb. v. Prof. H. Reinerth. Erläuterg.: H. Reinerth, Germanische Totenehrung zur Bronzezeit. — 12. Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Ztr. Nach einem Orig. v. W. Petersen. Bearb. v. Prof. H. Reinerth. — 13. Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 v. d. Ztr. Nach einem Orig. v. W. Petersen. Bearb. v. Prof. H. Reinerth. Erläuterg. zu 12 und 13: H. Reinerth, Die Tracht der Germanen.

Größe der Bilder: Nr. 1/2 150 × 90 cm, Nr. 3—13 75 × 100 cm. Preise: Nr. 1/2 unaufgez. 12,60 RM., schulfertig 14,10 RM., auf Pappe 16,80 RM., auf Leinwd. m. Stb. 18,60 RM. Erläuterg. 2,50 RM., geb. 3,20 RM. — Nr. 3 bis 13 je unaufgez. 3,60 RM., schulf. 4,25 RM., auf Pappe 6 RM., auf Lwd. m. Stb. 7,80 RM. Erläutg. zu Nr. 4, 6, 8 u. 10 je 0,80 RM., zu Nr. 3, 9, 11 u. 12/13 je 0,90 RM., zu 5 1 RM., zu 7 im Bildpreis eingeschlossen. — Verlag F. E. Wachsmuth, Leipzig C 1, Kreuzstr. 3.

Besonders zu empfehlen sind die Bilder von Nr. 8 ab, die von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. genehmigt und zur Anschaffung empfohlen sind. Die Bilder von Wilhelm Petersen, der in engem Einvernehmen mit dem „Reichsbund für deutsche Vorgeschichte" arbeitet, sind sachlich und künstlerisch von hervorragendem Wert. Sie sollten in keiner Schule fehlen!

Germanische Trachten der vorgeschichtlichen Zeit. Von Prof. Dr. Walther Schulz, Halle; Zeichnungen von Wilhelm Petersen. Nr. 1. Vorfahren der Germanen, jüngere Steinzeit. 3. Jahrtausend vor Christi. — 2. Mann und Frau der älteren Bronzezeit um 1500 vor Chr. — 3. Lurenbläser der jüngeren Bronzezeit um 1000 v. Chr. — 4. Germanen des 1. Jahrhunderts n. Chr. Der Preis jeder Tafel in der Größe 70 × 100 cm mit zwei Darstellungen beträgt roh 4 RM., schulf. 4,80 RM., auf Lwd. m. Stb. 8 RM. Dazu Textheft 0,80 RM. (für 4 Bilder). — Leipzig, Pestalozzi-Fröbel-Verlag.

Germanisches Siedlungswesen. Bearb. von Dr. Werner Radig. 1. Das nordische Vorhallenhaus in der Stein- und Bronzezeit. — 2. Das Haus der West- und Ostgermanen. — 3. Burgenbau im vorgeschichtlichen Deutschland.

70 × 100 cm. Je roh 3,60 RM., schulf. 4,30 RM., auf Lwd. m. Stb. 8 RM. Leipzig, Pestalozzi-Fröbel-Verlag.

Tiere der Vorzeit.

I. Abt.: Tiere der Eiszeit. Hrsg. v. Dr. Wiehle. Nach Gemälden von Fr. Roubal.

1. Mammut in der Eiszeittundra. — 2. Steppenwisent auf der Wanderung. — 3. Urstier an der Suhlstelle. — 4. Wollhaarnashorn im Wintersturm.

75 × 100 cm. Unaufgez. je 4 RM., schulf. 4,65 RM., auf Pappe 6,40 RM., auf Lwd. m. Stb. 8,20 RM. — Dazu Erläutg. je 0,60 RM. — Leipzig, Wachsmuth.

b) Wandkarten.

Karten zur Vorgeschichte. Im Auftrage des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte hrsg. von Dr. R. Stampfuß; kartograph. bearb. von W. Tiemann.

1. Eiszeitalter. Die Ältere Steinzeit. — 2. Die Mittlere Steinzeit. — 3. Die Jüngere Steinzeit 1. Die Nordleute der Großsteingräber. — 4. Die Jüngere Steinzeit 2. Die Nordleute der Einzelgräber. — 5. Die Bronzezeit. Die Ausbreitung der Altgermanen. — 6. Die Eisenzeit. Die germanische Landnahme.

Je 110 × 133 cm. Auf Lederpapier m. Rand u. Ösen je 15 RM., auf Lwd. m. Stb. 20 RM. Zu jeder Karte gehört eine im Preise inbegriffene, ausführliche und reich bebilderte Erläuterung, verf. v. R. Stampfuß. Verlag Wachsmuth, Leipzig.

Genehmigt und zur Anschaffung empfohlen von der Prüfungsstelle für Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP.

Westermanns Schulwandkarten zur deutschen Vor- und Frühgeschichte. Bearb. von Dr. B. Kumsteller.

Die Germanen 100 v. bis 200 n. Chr. 125 × 95 cm. Schulfertig, Leinenpapier 20 RM. Braunschweig, Westermann.

c) Lichtbilder.

Aus der großen Zahl der in letzter Zeit erschienenen Lichtbildreihen zur deutschen Vorgeschichte, die z. T. wissenschaftlich und unterrichtspraktisch von zweifelhaftem Wert sind, nennen wir nur die folgenden Reihen, für deren Güte die Namen der Herausgeber bürgen.

Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Lichtbildern. Hrsg. von Prof. Dr. Carl Engel u. Prof. Dr. Hans Reinerth.

	Reihe	Glasbilder	Preis	Bildband
A. Vorgermanische Zeit:				
I.	Altsteinzeit . . .	24 Glasbilder	30,— RM.	Bildband (42 B.) 5,— RM. (für I u. II)
II.	Mittelsteinzeit	18 „	22,50 „	
III.	Jungsteinzeit	58 „	72,50 „	Bildband . . . 6,— RM.
B. Frühgermanische Zeit:				
IV.	Bronzezeit . . .	52 „	65,— „	Bildband . . . 6,— RM.
V.	Älteste Eisenzeit	42 „	52,50 „	Bildband . . . 5,— RM.
C. Hoch- und spätgermanische Zeit:				
VI.	Germanen u. Römer	30 Glasb.	37,50 RM.	Bildband (56 B.) 6,— RM. (für VI u. VII)
VII.	Germ. Völkerwanderungszeit	26 Glasb.	32,50 „	
VIII.	Die Alten Preußen	12 „	15,— „	Bildband (50 B.) 6,— RM. (für VIII–X)
IX.	Die Slawen . . .	13 „	16,25 „	
X.	Die Wikinger . . .	25 „	31,25 „	
Engere Auswahl:				
A.	Vorgermanische Zeit	50 „	62,50 „	Bildband . . . 7,50 RM.
B.	Frühgermanische Zeit	50 „	62,50 „	Bildband . . . 7,50 RM.
C.	Hoch- u. spätgerm. Zeit	50 „	62,50 „	Bildband . . . 7,50 RM.

Erläuterungen: 6 Hefte je 1 RM., zus. 4,80 RM. — Lichtbilderverlag Th. Benzinger, Stuttgart.

Die in diesem Buche veröffentlichten Einzelerzählungen werden demnächst gesondert zu billigem Preise als Lesebogen für die Hand des Schülers erscheinen.

A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz.